

Pfarrer

DR. WILHELM BUSCH

Sein Leben und Wirken

Pfarrer Dr. Wilhelm Busch
Sein Leben und Wirken



Pfarrer Dr. Wilhelm Busch

Pfarrer Dr. Wilhelm Busch **Sein Leben und Wirken**

von

W. Busch
Pfarrer in Effen (Ruhr)

Verlag Gebr. Bramstedt, Elmshorn

Druck von Gebr. Bramstedt, Elmhorn bei Hamburg

Vorwort zur 3. Auflage.

Dem Verleger bin ich von Herzen dankbar, daß er eine 3. Auflage dieses Buches gewagt hat. Die 1. und 2. Auflage war für die bestimmt, die meinen Vater gekannt haben und gern Näheres über sein Leben wissen wollten. — Aber nun haben wir gedacht, es könnte gerade in unserer Zeit manch einem wertvoll sein, einmal hineinzuschauen in die Entwicklung und in das Alltagsleben eines Pfarrers. — Und wir dachten weiter an so viele junge Theologen, die mit tausend Fragen vor den großen Aufgaben ihres Amtes stehen. Vielleicht kann diese Schilderung ihnen die eine oder andere Frage beantworten. — Und weiter dachten wir an die, welche heute ernsthaft fragen: „Was hat denn die Kirche in den vergangenen Jahrzehnten eigentlich getan?“ Ein einfaches Pfarrerleben ist ein Stücklein Antwort auf diese Frage. — Vor allem aber dachten wir an die vielen, die heute dem Evangelium zweifelnd gegenüberstehen und meinen, man könne als Christ kein fröhlicher und aufrechter Mann mehr sein. Dies Buch will einen Mann zeigen, der gerade durch das Evangelium ein aufrechter und fröhlicher Mensch wurde.

So haben wir es denn gewagt, diese 3. Auflage hinausgehen zu lassen. Möge Gott seinen Segen dazu geben.

Essen, im Spätherbst 1938.

W. Busch.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	4
Aus alten Tagen	9
Die Heimat	18
Die Eltern	20
Kindheitstage	23
Jugendzeit (bis 1882)	25
Konfirmation	35
Die babylonische Gefangenschaft	39
Der Vater der Taubstummen	44
Der Student	49
Von geistvollen Männern. — Von Studenten- Freuden und -Freunden.	
Die große Liebe	59
Wanderjahre (1890—92)	66
Welschneureuth in Baden. — Stepenitz. — Dr. phil. (Erlangen) 1891. — Teutschneureuth.	
Wartezeit (1892—1894)	73
Vom badischen Land ins Ruhrkohlengebiet (Dümpten bei Mühlheim). — Als Lehrer in Drsoy am Nieder- rhein. — Der Seelsorger in der Trinkerheilstätte Lintorf. — Hilfsprediger in Barmen. — Erinne- rungen aus den Jugendjahren.	
Hochzeit	97
Dahlerau (1894—96)	105
Elberfeld (1897—1906)	116
Das Katernberger Vereinshaus zu Elberfeld.	

Montreux	137
„Komm herüber...“	144
Frankfurt a. Main (1906 – 1921)	149
Der Soldatenvater	161
Der Seelsorger	170
Die Gemeinschaft	191
Beerdigung von Großmutter Kullen. — Was be- dürfen wir, um unseren Gemeinschaften dienen zu können? — Gegenseitige Befruchtung von Gemein- schaft und Kirche.	
Mancherlei Arbeiten an einem Werk	238
Die Kellner. — Das Marthahaus. — Der Basler Hof. — Das Diakonissenhaus. — Mission. — Die Ausbreitungsgesellschaft. — Die jungen Männer. — Schriftstellerei. — London. — Festpredigten. — Evangelisation. — Spanien.	
Wie er war	267
Das Paradiesgärtlein	287
„Morgenstund' . . .“ — Hausandacht. — Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet . . .“ — Das Ka- russell. — „Wer will mit?“ — Musik. — Das Brüderlein. — Samstagabend. — „Frohe Fahrt.“ — Weihnachtsmarkt. — Weihnachten. — Die Pupp- penküche. — Es ist ein Schnitter . . . — Theodor.	
„. . . Führ' uns ins Leben aus dem Tod“	314
„Sowenigen Könige und Pfarrer begraben“	326

Aus alten Tagen.

Es ist ein schöner Herbstnachmittag. Da marschieren der Pfarrverweser des kleinen badischen Ortes Daisbach und sein Schüler Konrad Busch über die Hügel des „Kleinen Odenwaldes“ nach Eichersheim, um bei dem dortigen Schlossgärtner einiges zu holen. Fröhliche Gespräche verkürzen den Weg. Und immer wieder klingt der Dank aus Konrads Worten. Hat ihm doch der Pfarrverweser mit viel Mühe dazu verholfen, daß er, der arme Webersohn, Lehrer werden kann und nun nächstens zur weiteren Ausbildung nach Karlsruhe darf. Da sagt im Laufe der Unterhaltung der junge Pfarrer: „Sag mal, Konrad, was wird denn aus deinem Bruder Wilhelm?“*) „Ach,“ ist die etwas bedrückte Antwort, „der hilft dem Vater am Webstuhl; aber er kann das Weben nicht vertragen. Ihm ist nur wohl, wenn er im Freien hantiert.“ „Das ist ja schlimm! Hm! — Aber welcher Beruf wäre da passend für ihn? — Ei, da wäre die Gärtnerei geeignet. — Aber die Stellen sind selten, und das Lehrgeld ist hoch.“ — Schweigend gehen die beiden weiter, kommen in den Schlossgarten von Eichersheim, besorgen ihre Geschäfte und sind im Begriffe, heimzukehren. Da hält sie der Gärtner nochmals auf. Scharf schaut er Konrad an: „Was lernt denn der junge Mann da?“ — „Der wird Lehrer,“ antwortet der Pfarrer, ein wenig stolz auf seinen Zögling. „Schade drum! Auf Weihnachten hat mein Lehrling ausgelernt, und den hätte ich gern genommen. Der gefällt mir!“ „Hat keine Not!“ ruft jubelnd der Pfarrverweser, „wir haben noch so einen zu Hause, den Bruder, der würde sich wohl zum Gärtner eignen und gern in

*) Der Vater von Dr. Wilhelm Busch.

Ihre Lehre treten.“ „Soll ein Wort sein,“ sagt der Gärtner, „er soll es gut haben bei mir; ein mäßiges Lehrgeld wird er freilich zahlen müssen.“ „Dafür stehe ich und vielen Dank, Herr Gärtner,“ erwidert der Pfarrer, und fröhlich ziehen die beiden heim.

Groß war die Freude im Weberhäuschen gleich hinter der Schule. Dankbar sah man hier wieder die Freundlichkeit des himmlischen Vaters, der den Seinen immer wieder den Weg zeigt. Die Eltern Busch waren schlichte, gerade Menschen, die in schwerer Arbeit sich durchschlagen mußten. Der große Webstuhl, der fast die Hälfte der Wohnstube einnahm, war die Haupteinnahmequelle. Daneben wurden noch ein paar Ackerlein bearbeitet. Die beiden Brüder Konrad und Wilhelm mußten von frühester Jugend fest mit Hand anlegen. Aber das hat ihre Jugend nicht arm gemacht. War sie doch durchsonnt von der herzlichen Liebe der Eltern. In einem Briefe der Mutter an ihren Konrad heißt es einmal so köstlich: „. . . Es tut mir wehe, daß ich dir so einen armen Brief schicken muß. Andere Eltern erfreuen ihre Kinder mit Geschenken, und ich kann dir nichts geben als ein Herz voll Liebe . . .“ Trotz der äußeren Armut war man reich im Weberhause. Denn dort hatte man den kostbaren Schatz, den die Bibel „die köstliche Perle“ nennt. Und man wußte, daß alle Schätze der Welt nichts sind gegen den Reichtum, den Gott in Jesu Christo dem Menschen gibt. Und solchen Reichtum konnten die Eltern Busch ihren Kindern mitgeben.

*

Wilhelm war also Gärtner in Eichersheim. Eines Tages steht der Pfarrverweser von Daisbach vor dem Lehrherrn: „Nun sagen Sie mir endlich klar und deutlich, was Sie als Lehrgeld beanspruchen.“ Und die Antwort? „Ich würde mich der Sünde fürchten, wenn ich für den jungen Mann ein Lehrgeld nähme. Mit ihm ist Gottes Segen in mein Haus eingezogen.“ Was war geschehen, daß der Gärtner so freigebig geworden war? Die Gärtnerleute hatten ein Kind. Dessen nahm sich Wilhelm in großer Liebe an, erzählte ihm biblische Geschichten, brachte ihm

Bilder und Büchlein mit und anderes mehr. Aber dazu kam noch etwas Besonderes. Der Gärtnerlehrling mußte mit den übrigen Dienern des Barons im Schlosse essen. Eines Tages um die Fastnacht sagte die Köchin zu ihm: „Wilhelm, heute abend ist Ball. Sie werden mir doch einen hübschen Strauß binden.“ „Recht gern,“ erwiderte Wilhelm, „ich werde gleich den Herrn drum fragen.“ „Das dürfen Sie nicht tun, der gibt keine Blumen her.“ „Ja, wenn es der Herr nicht erlaubt, dann kann ich Ihnen auch keine geben.“ Da ging's aber los: „Was? Sie dummer Esel! Das haben noch alle Lehrlinge getan. Wer gibt Ihnen das Essen, der Gärtner oder ich? Sie sollen es büßen! Warten Sie nur!“

Die groben Reden der Köchin hatte außer dem, dem nichts verborgen ist, noch einer gehört. Der Schloßgärtner selbst hatte zufällig hinter der Tür gestanden. Er sagte nichts, wartete nur eine Weile, ob Wilhelm sich nicht über das Essen beschwere. Aber der klagte nicht. Vieles zwar bekam er zu hören: bald war er zu früh, bald zu spät zu Tisch gekommen. Und dabei mußte er die brummigen Gesichter ansehen. Aber er schwieg stille dazu. Nach einigen Wochen sagte der Gärtner kurz und ohne weitere Erklärung zu Wilhelm: „Du kannst von nun an bei uns zu Hause essen; es ist so bequemer für uns beide.“ So war er nun in der Gärtnersfamilie wie das eigene Kind.

Es wird aus dieser kleinen Geschichte deutlich, wie sich hier in frühester Jugend ein Charakter entwickelte, der in späteren Jahren, geheiligt und gereift, vielen zum Segen werden durfte.

Zu einer inneren Entscheidung kam es bei Wilhelm in Schwaijern bei Heilbronn, wo ihm sein Freund und Lehrmeister eine Stelle verschafft hatte. Hier stand der junge Mann unter ganz verschiedenartigen Einflüssen. Da war ein Arbeitskollege, ein kluger, aber leichtsinniger Mensch, der eine Zeitlang Wilhelm fest an sich zu binden verstand. Auf der anderen Seite nahm sich um ihn ein Maurer an, der um die Seele des jungen Gärtners gerungen hat und ihm schließlich ein Wegweiser zum ewigen Leben wurde.

Damals herrschte in Deutschland auf Kanzeln und Lehrstühlen der Rationalismus, ein flacher, öder Vernunftglaube. Nur in der Stille sammelten sich hier und da lebendige, kleine Kreise um das Wort Gottes. Und der Führer eines solchen Kreises war unser Maurer. Unser Vater,*) von dem dies Buch handeln soll, erzählt selbst: „Als junger Schüler des Elberfelder Gymnasiums durfte ich einmal mit meinem Vater Schwaigern besuchen. Mit innerer Bewegung zeigte er mir seine Arbeitsstätten: den schönen Schloßgarten und die Treibhäuser. Endlich sagte er mir — und ich merkte seinem Wesen an, daß es sich jetzt um etwas ganz Besonderes handle —: „Jetzt will ich dir auch die Stätte zeigen, wo ich in meinem Leben das Beste gefunden habe.“ Wir gingen zu einem ganz einfachen Hause am Ende des Dorfes; als wir in die dürftig eingerichtete Stube traten, wurde mein Vater mit größter Freude begrüßt. Sehr bald trat auch der Vater des Hauses herein, ein Mann in Arbeitskleidern, und stimmte mit ein in den allgemeinen Jubel. Der alte Mann hat bald mein Herz gewonnen. Er war nicht groß vor der Welt, ein einfacher Maurer, aber aus seinem faltenreichen Gesicht, das von weißem Haar umrahmt war, leuchteten ein paar Augen so voll Frieden und reicher Liebe, daß ich ihn nie wieder vergessen werde.“

Einige Zeit kämpften diese beiden Einflüsse um Wilhelm. Hier sucht ihn sein Arbeitsgenosse in leichtes Weltleben hineinzuziehen, dort empfängt er im Hause des Maurers kräftige Antriebe, dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit nachzujagen. Aber seine klare Natur erträgt nicht lange diesen Zwiespalt.

Es ist Kirchweih in Schwaigern. „Busch, sei kein Spielverderber! Du gehst doch mit zum Tanz!“ Und er sagt zu und schließt sich der ausgelassenen Gesellschaft an. Lustig will er sein. Aber merkwürdig, er kann es nicht recht. Je fröhlicher die andern werden, desto trauriger wird's ihm ums Herz. Trotz all dem Betrieb ringsum und trotz der fröhlichen Musik — er fühlt,

*) So soll Pfarrer Dr. Wilhelm Busch in diesem Buch einfach genannt werden, da die dankbare Liebe aller seiner Kinder die Steine zu diesem schlichten Denkmal zusammentrug.

hier gehört er nicht her. Und auf einmal packt ihn ein unheimliches Angstgefühl. Im Geist sieht er die Verlorenheit der Welt, sieht, wie sie taumelnd ins Verderben eilt. Und er mitten drin! Er, den sein Heiland schon so oft rief. Sein Herz erbebt in den tiefsten Tiefen. Es hält ihn nicht mehr im Menschengewühl. Und er stürmt hinaus aus dem Kreis der verwunderten und spottenden Kameraden. In der Einsamkeit seiner Kammer ergibt er sich dem Herrn Jesus, der das Vergangene vergibt und austilgt. Ihm legt er in festem Gelöbniß sein weiteres Leben in die Hand. — —

*

Acht Jahre später: 1852, da finden wir die ganze Familie wieder in dem kleinen Fabrikort Haagen, nicht weit von Lörrach, nahe der Schweizer Grenze. Der ältere Bruder Konrad ist hier Lehrer an einer neuengerichteten Schule. Groß war seine Freude, daß er nun die Seinen bei sich aufnehmen konnte. Er schrieb seinen Eltern: „Ihr habt jetzt genug geschafft für eure Kinder; kommt jetzt zu mir und ruhet aus!“ Und sie kamen. Sie verkauften ihr kleines Eigentum in Daisbach und zogen nach Haagen. Auch Wilhelm finden wir hier. Wander- und Lehrjahre hat er hinter sich, Krankheit hat ihn schließlich gezwungen, den Gärtnerberuf aufzugeben. Im Beruf des Bruders findet er seine eigene Bestimmung. Nun hat er den glühenden Wunsch, auch Lehrer zu werden. Darum ist er jetzt bei seinem Bruder Konrad in der Stille, um sich die notwendige Vorbildung zu geben. Mit eisernem Fleiß geht er an die Arbeit. Und es gelingt. Er besteht die Aufnahmeprüfung für das Karlsruher Lehrerseminar. Reiche Jahre inneren Reisens durchlebt er hier. Der Seminardirektor Stern, der so vielen zum Segen geworden ist, hat auch auf ihn tief eingewirkt. Im Jahre 1855 bekommt er die zweite Lehrerstelle in Haagen. Nun beginnt eine köstliche Zeit. Die beiden gleichgesinnten Brüder an derselben lieben Aufgabe bei den Kindern. Und dabei die Freude der alten Eltern, die so ganz mit ihren beiden Söhnen leben. Doch nur zwei Jahre dauert dieses Zusammensein. 1857 folgt Konrad einem

Nuf nach Barmen an das Missionskinderhaus. Er übernimmt hier eine wichtige Arbeit.

Die Rheinische Mission,*) welche ihren Sitz in Barmen hat, wurde im Laufe ihrer Entwicklung vor die große Frage gestellt, wie sie sich ihrer Pflichten gegen die Kinder ihrer Missionare entledigen wolle. Es ist ja allen Missionsfreunden bekannt, daß unsere Missionare, wenn sie hinausziehen in die Heidenwelt, um das Evangelium zu verkündigen, mancherlei drangeben müssen. Das schwerste Opfer aber, das sie bringen, ist wohl das, daß sie ihr geliebten Kinder nicht bei sich behalten können, sondern sie zu ihrer Erziehung in die europäische Heimat geben müssen. Für viele bedeutet das eine viele Jahre dauernde Trennung und eine damit unweigerlich verbundene, gewisse Entfremdung, für manche gar ein Nimmerwiedersehen. Warum können sie aber ihre Kinder nicht bei sich behalten? Draußen sind auf den zerstreuten Stationen keine Schulen, in denen unsere Missionare ihre Kinder erziehen lassen können. In den Anfangsgründen kann der Missionar seine Kinder zur Not selbst unterrichten, aber wenn die Kinder heranwachsen und die Anforderungen größer werden, fehlt ihm dazu bei der großen Ausdehnung seiner missionarischen Arbeit die Zeit. Dazu kommt, daß gewisse Missionsgebiete völlig kulturlos sind, daß auf anderen Gebieten die Kultur eine so fremdartige ist, daß man wirklich den Missionaren nicht zumuten kann, daß sie ihre Kinder den Einflüssen derselben überlassen. Die Kinder können dort draußen in den Heidenländern nicht die Ausbildung finden, welche sie zur Ausübung eines geordneten Berufes nötig haben. Der gewichtigste Grund aber ist der, daß unsere Missionare draußen auf ihren Stationen umgeben sind von dem furchtbaren Sündenelend, dem sittlichen Schmutz und der dunklen Nacht des Heidentums. Wenn die Kinder in solcher Umgebung aufwachsen, würden sie wohl von dieser Umgebung verdorben und vergiftet werden. Darum müssen die Missionare sich schweren Herzens entschließen, ihre Kinder in fremde Hände zur Erziehung zu geben. Die Missionsgesellschaften haben sehr

*) Die Ausführungen über das Missionskinderhaus aus „Licht und Leben“, 19. Jahrg., Nr. 44, „Zwei Brüder“ von Dr. W. Busch.

bald erkannt, daß sie eine heilige Verpflichtung haben, ihren Missionaren die Sorge um ihre Kinder abzunehmen. Aus solcher Erkenntnis heraus wurde das Kinderhaus gegründet.

An dies Haus wurde Konrad Busch als Hausvater berufen. Und er ist den Kindern ein rechter Vater geworden.

Später übernahm er die Missions-Vorschule, in der die Missionszöglinge ihre erste Ausbildung bekommen. 23 Jahre hat Konrad Busch an den werdenden Missionaren gearbeitet in aller Stille. Eine ganze Reihe trefflicher Missionare, die im Segen in der Arbeit standen, haben es bezeugt, daß sie das Beste, die innere Hinleitung zum Herrn und die Gründung in seinem Wort, von ihm empfangen haben. Aber auch über das ihm anvertraute Haus hinaus hat er einen großen Wirkungskreis bekommen. Auf Gemeinschaftskonferenzen und Missionsfesten konnte man ihn oft sehen. Die größte Freude war es ihm, wenn er hier und da kleine Kreise fand, in denen man sich zur Besprechung von Gottes Wort sammelte.

Als Lehrer muß er Hervorragendes geleistet haben. Es wird manchen Leser interessieren, daß Konrad Busch zu dem engsten Kreis derer gehörte, die sich in Barmen um den bekannten Schulmann Dörpfeld sammelten. In diesen Zusammenhang gehört eine kleine Geschichte, die sein Freund, ein Lehrer Haag aus Karlsruhe, erzählt hat. Die Geschichte spielte noch in Haagen. Da wurde auf einer amtlichen Lehrerkonferenz die Frage behandelt, ob man nicht in der Schule an Stelle der Vollbibel ein biblisches Lesebuch einführen wolle mit Rücksicht auf die geschlechtlichen Dinge, die in der Bibel vorkommen. Die Debatte geht ihn und her. Da setzt sich Busch für die Vollbibel ein: „Durch die Reformation ist der Grundsatz ausgesprochen worden, daß für die Evangelischen die Bibel als Richtschnur des Glaubens und des Wandels zu gelten habe. Daraus folgt doch, daß das evangelische Volk mit der Bibel vertraut gemacht werden muß. Wenn das aber nicht durch den Schulunterricht geschieht, wann und wie kann dann dieses Ziel erreicht werden?“ Während seiner Darlegungen benimmt sich ein junger Lehrer durch Brummen und dergleichen recht übel. Darauf gibt der

Vorsitzende, Professor J., der ganz gewiß kein bibelgläubiger Christ war, folgende Erklärung ab: „Herr N. N., ich muß Ihnen etwas sagen. Es gibt Lehrer, welche richtige pädagogische Grundsätze theoretisch schön darzulegen vermögen, aber der Erfolg ihrer Schularbeit entspricht denselben oft wenig. Dann gibt es wieder andere, welche in der Schule gute Resultate erzielen, ohne in der Theorie ihre Methode eingehend begründen zu können. Anders steht es bei Herrn Busch. Derselbe weiß seine Ansichten über zweckmäßigen Unterricht prächtig schriftlich darzulegen und leistet ebenso in der Praxis Tüchtiges. Wenn Sie, Herr N. N., es einmal so weit gebracht haben, dann möchten Ihre Einreden eher am Platze sein.“ Man kann sich denken, wie der vorlaute Kritiker still wurde.

In der Lebensbeschreibung des bekannten Pastors v. Bodelschwingh*) findet sich ein hübscher Bericht über einen Besuch Bodelschwinghs bei Konrad Busch. Bodelschwingh erzählt aus dem Jahre 1857: „In Barmen traf ich einen lieben, alten Freund wieder, den Hausvater Busch, den ich von Basel aus kennen gelernt hatte, als er noch im nahen Wiesental Lehrer war. Jetzt stand er in Barmen dem Hause für Missionskinder vor. Er führte mich zu seiner Kinderschar, und während ich ihn so herzlich mit den Kindern reden hörte, stieg plötzlich in mir die Sehnsucht auf, ob ich nicht zunächst einmal Lehrer armer Kinder werden könnte, um daran zu merken, wie viel und wie wenig ich ihnen vom Glauben sagen konnte, ohne gegen mich selbst unwahr zu sein.“

Als Konrad Busch 1897 heimgeschieden wurde, da gab's für viele Freunde im Wuppertal eine schmerzliche Lücke. Schön ist das Zeugnis, das dem bedeutenden Manne von seinem Nachfolger ausgestellt wurde: „Busch war so demütig, daß man nicht unter ihn hinunterkommen konnte.“

Und sein Neffe schrieb von ihm: „Er war ein Seelsorger. Man gewann Vertrauen zu ihm; man spürte ihm ab, daß er eine Macht der Fürbitte besaß. Alle hatten das Gefühl, daß

*) Friedrich v. Bodelschwingh. Ein Lebensbild von G. v. Bodelschwingh. Bethel bei Bielefeld.

der liebe, alte Vater ein mitfühlendes, mittragendes Herz für sie habe, und daß er, der im Licht der Ewigkeit stand, ihnen Trost geben könne.“

*

Wilhelm hatten wir begleitet bis dahin, wo er neben seinem Bruder in die Schularbeit in Haagen eintrat. Er hat dort die Arbeit an den Kindern mit Begeisterung aufgenommen. Es trat schon hier deutlich zu Tage, wie ernst er seinen Beruf auffaßte. Für ihn lag das wesentlichste Moment nicht in der Vermittlung von Kenntnissen, sondern in der Erziehung des Kindes. Und Erziehung war für ihn, der durch tiefe Busfertigkeit zu bewußtem, lebendigem Glauben gekommen war, nichts anderes als Hinführung zu Christus. Und weil er sein Amt so auffaßte, so wußte er sich in allem, was er war und an den Kindern tat, als verantwortlich seinem Herrn, und das erzeugte jene unermüdlische Treue, jenen heiligen Ernst und Eifer, der ihn im Dienst der Schule sich verzehren ließ.

Auch er blieb nicht lange in Haagen. Wie sein Bruder wurde er in das Wuppertal geführt. Er bekam einen Ruf an das Rettungshaus in Elberfeld. Nur ungern folgte er der Aufforderung. Aber dann hat er die Aufgabe ganz übernommen und wurde ein rechter Hausvater. Viele haben es bezeugt, wie Vater Busch ihnen zum Segen geworden ist.

Im Rettungshaus Elberfeld nun ist der geboren, von dem unser Buch handeln soll.

Die Heimat.

Es ist doch ein gesegnetes Land, das schöne bergische Land und vor allem das Wuppertal! Schon aus der Reformationszeit klingen Namen herüber, wie der eines Adolf Clarenbach, der den Herzen das Evangelium erschloß und dafür freudig im Jahre 1529 im katholischen Köln den Märtyrertod erlitt. Und das ist nur einer von vielen. Da ist's kein Wunder, daß im Wuppertal von jeher reges geistliches Leben war. Von den bergischen Kaufleuten erzählte man, daß sie nie ohne ihre Bibel auf Reisen gingen. Und von ihrer Bibelfestigkeit wußte man manches zu sagen. Auch als die Industrie hochkam, lebte dieser Geist im Wuppertal weiter. Gewaltige Erweckungen im vorigen Jahrhundert ließen ein reges geistliches Leben erblühen.

Großartige Gestalten begegnen uns in der Geschichte des Wuppertals. Männer und Frauen, die das Heil in Christo kräftig ergriffen, es in persönlicher Eigenart in sich auswirken ließen und dann in großer Energie mitarbeiteten am Bau des Reiches Gottes. Da war Offensivgeist. Und so entstanden alle die Arbeiten, die heute noch vom Wuppertal aus im Segen wirken. Da war der Kreis von neun Männern, denen die Not der Heidenwelt am Herzen lag. Aus diesem Anfang entstand die große Rheinische Missionsgesellschaft. Hier sind auch die Anfänge der evangelischen Jungmännerbewegung. Als Zeuge dessen ist heute in Barmen die Leitung des Westdeutschen Jünglingsbundes. Und wer unter der männlichen Jugend arbeitet, darf es dankbar bezeugen, welche reichen Einflüsse bis zum heutigen Tage von dorthier ausgegangen sind. Oder wir nennen die bergische Bibelgesellschaft, die wiederum entstand aus einem Kreis lebendiger Christen, denen das Wort Gottes groß war. Wie viel wäre

zu erzählen von der Wuppertaler Traktatgesellschaft, der Gefängnisgesellschaft, dem Zufluchts Haus und besonders der evangelischen Gesellschaft, die neben Stadtmission und Kolportagenamentlich durch ihren Verlag und ihr Blatt „Licht und Leben“ einen großen Wirkungskreis hat. Alle die Arbeiten des Reiches Gottes haben im Wuppertal stets mittragende, betende und gebende Freunde gefunden.

Noch ein Beispiel soll zeigen, wie man im Wuppertal so frisch und energisch eingriff, wenn ein Notstand sich zeigte. Im Jahre 1859 zog im Wuppertal ein furchtbarer Gast ein, die Cholera. Bei dem großen Sterben und dem unsäglichen Elend war viel Gelegenheit zu dienender Liebe gegeben. Und es fanden sich viele, unter ihnen die später so bekannt gewordene „Tante Hanna“, die in freiwilligem Dienst unter den Kranken und Sterbenden arbeiteten. Als die grausige Seuche vorübergezogen war, war mancher Vater und manche Mutter ins Grab gelegt worden. Viele Kinder trieben sich in den Straßen umher, kein Mensch kümmerte sich um sie. Es war Gefahr, daß sie völlig verwahrlosten. Da griff die lutherische Gemeinde ein und gründete das Rettungshaus. Draußen vor der Stadt, „vorm Holz“, fand sich ein Anwesen. Ein echt bergisches Haus, mit Schiefer verkleidet und mit grünen Schlagläden, dazu genügend Ländereien. Hier fing die Arbeit an. Bald mußte ein schönes, größeres Haus gebaut werden. In diesem Rettungshause wirkte als Hausvater unser Großvater W. Busch, es ist das Geburtshaus unseres Vaters.

Es ist heute vieles anders geworden „vorm Holz“. Die Stadt mit ihrer gewaltigen Industrie ist herausgewachsen und schließt heute das Rettungshaus ein. Es ist nicht mehr so schön wie einst. Und doch hängen noch viele mit ganzem Herzen an jener Stätte, wo sie reichen Segen empfangen durften.

Die Eltern.

Unser Großvater Busch gehörte zu den seltenen Menschen, bei denen ihre Stellung zum Herrn Jesus dem ganzen Leben das entscheidende Gepräge gibt. Von jener denkwürdigen Stunde an, da der junge Gärtnerbursche in Schwaigern seine Bekehrung erlebte, bis zu dem Augenblick, da der hochgeehrte Pädagoge mit sterbendem Munde bekannte: „Meinen Jesum laß ich nicht“, stand sein Leben unter der Gewalt Jesu. Und an solchem Leben erfüllt sich das Wort Jesu: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Die Fülle solcher Verheißung ist dem törichten menschlichen Blick verborgen. Nur hier und da läßt uns Gott Einblick tun in das Wunder, daß ein Mensch dem andern zum Segen wird. Seine Lebensarbeit war die Erziehung der ihm anvertrauten Kinder im Rettungshaus. Wo sind sie, die vielen, — Gott kennt sie — die herausgerissen wurden aus einer Umgebung voll Sünde und unter Hausvater Buschs Leitung ihren himmlischen Beruf und ihre ewige Heimat fanden. Gerade deshalb, weil er die Herzen der Kinder zum Höchsten führen wollte, war er eifrig bemüht, ein tüchtiger Lehrer zu sein. Und er war es. Meisterhaft verstand er es, den Stoff, den er sich gründlich angeeignet hatte, darzubieten und einzuprägen. Es war für ihn feststehend, daß kein Kind, wenn es nicht geradezu idiotisch war, zurückbleiben dürfe. So ging er liebevoll auf jedes ein und suchte ihm in seiner Eigenschaft gerecht zu werden. Rechnen, Geschichte und Naturkunde waren die Fächer, für welche er die Kinder ganz besonders zu begeistern verstand. Und dann die Singstunden. Das war beim Jahresfest immer eine Hauptfreude, wenn die Kinder die schönen alten und neuen Lieder, Choräle und Volksweisen vortragen durften.

Neben dieser eigentlichen Arbeit hatte Hausvater Busch acht Jahre lang noch eine andere, die ihm wohl eine Fülle neuer Arbeit, aber auch unendlich viel Freude brachte. Mit dem Rettungshaus wurde eine Präparandenanstalt verbunden, in der junge Leute für die Aufnahme in ein Lehrerseminar vorbereitet wurden.

Ich habe hier und da Lehrer und Direktoren kennengelernt, die sich mir als „Buschmänner“ vorstellten und mit großer Dankbarkeit von unserm Großvater sprachen.

Unser Vater hat über sein Elternhaus selbst einmal geschrieben:*)

„Der Vater (also der Hausvater W. Busch) hatte von Haus aus ein sehr heiteres, fröhliches Gemüt und konnte scherzen und lachen. Aber daneben war sein Inneres wie ein feines, zartes Instrument, außerordentlich empfindlich für Störungen. Daher kam es wohl, daß diejenigen, die ihn als Mann kannten, in dem Alter, in dem mancher Sturm über ihn dahingebraust und manche Last auf ihn gelegt war, ihn kennenlernten als einen Mann, der vorwiegend starken Ernst zutage treten ließ, und durch dessen Wesen eher ein leichter Zug der Schwermut ging. Gott hat ihn nicht nur in seinem Beruf durch schwere Aufgaben und Stunden geführt, er hat ihn auch in seinem Ehestand durch tiefe und dunkle Wasser gehen lassen. Zweimal hatte er geheiratet. Und beidemal war ihm nach ganz kurzer Zeit durch den Tod die Gefährtin entrisen worden. Da stand er einsam mit seinem Töchterlein. Sein Herz war furchtbar zerrissen; aller Mut war ihm entsunken, noch einmal an eine Verhehlung zu denken. Und doch verlangten die Verhältnisse diesen Schritt ganz gebieterisch. Wer das Anstaltsleben auch nur einigermaßen kennt, der weiß, wie notwendig das wachende und leitende Auge der Hausmutter ist. Wenn sie fehlt, dann leidet nicht nur der äußere Betrieb Schaden; auch den Anstaltskindern fehlt etwas, was durchaus zu ihrer Erziehung notwendig ist. Auch der Hausvater selbst, der täglich in schwerem Kampfe steht, braucht eine wirk-

*) „Licht und Leben“, 1907 – 1908. „Zwei Brüder“ von Dr. W. Busch.

liche Gehilfin. So entschloß er sich nach ernstem Gebet, um Lydia Arnold, die Tochter des Taubstummendirektors Arnold in Niehen bei Basel, zu werben. Sie gab ihm das Jawort, und im Jahre 1867 fand die Vermählung statt. Es folgte aus dieser Verbindung eine überaus glückliche Ehe. Der Vater war seiner Frau herzlich dankbar für die zarte Liebe, die sie ihm, dem von schwerer Trübsal gebeugten Witwer, entgegenbrachte. Er war ihr in seinem männlichen, ernsten Wesen ein wirklicher Halt, und, was das schönste war, es war ihm ein wirkliches Anliegen, daß sie ihre Ehe führen möchten nach des Herren Willen. Sie, die Mutter, umgab ihn mit großer Liebe, sie verstand ihn meisterhaft; auch dann, wenn dunkle Schatten ihn traurig stimmten, dann war sie es, die mit linder Hand ihn zu trösten und aufzurichten verstand. Dazu war sie, die im Anstaltsleben aufgewachsen war, eine treffliche Hausmutter.

Die neue Mutter traf ein kleines Töchterlein an. Und sie wurde ihm eine rechte Mutter. Als im Jahre 1897 diese Tochter, die die Gattin des jetzigen Missionsinspektors Mundle geworden war, sich zum Sterben fertig machte, da stand am Bett der sterbenden jungen Frau auch die Mutter, die dem Blute nach doch nicht die rechte war. Aber beide fühlten, daß der Bund zwischen ihnen fest bestand, der seine Weihe und Festigkeit von Gott selbst empfangen hatte.

Zu der Tochter kamen zwei Knaben*) hinzu. Dieses Kleeblatt der Geschwister durfte die Liebe und Fürsorge der Eltern in reichstem Maße genießen. Waren die Eltern auch reichlich viel durch ihren schweren, arbeitsreichen Beruf in Anspruch genommen, so haben sie doch immer Zeit gefunden, ihren Kindern etwas zu sein.

*) Unser Vater und sein Bruder Hans, später Pfarrer in Thüringen.

Kindheitstage.

Schön ist's da draußen vorm Holz. Der Weg führt unten vom Tal bergan durch Gärten und Felder. Nur hier und da ein kleines, niedriges Häuschen, in dem ein Wandwirker seine kleine Industrie für sich hat. Und jetzt steht vor unserem Auge der stattliche Bau, das Rettungshaus. Herrlich ist der Blick von hier oben: unten das Tal mit der Stadt, gegenüber die Höhen nach Nevigis und Langenberg zu. Aber wir halten uns nicht auf. Lieber Leser, komm mit mir in die große Küche! Ich will dir ein köstliches Bild zeigen. Da steht auf der sogenannten „Anrichte“, einem niedrigen Küchenschranke, ein kleiner Junge und ist gewaltig am — Predigen. Die Küche wird seiner kindlichen Phantasie zur Kirche, die Anrichte zur Kanzel und die treue Emilie muß die Gemeinde sein. Und sie hört andächtig zu, was ihr der jugendliche Pfarrer zu sagen hat. Ahnt der kleine Wilhelm Busch schon, in welchem herrlichen Amt ihn Gott einmal führen wird?

Ja, das ist Vaters Heimat, das Rettungshaus dort oben. Hier ist er geboren am 3. Juni 1868. Die Sonne kommt dahin und erhellt das Haus, wenn im Tal noch die Schatten liegen. Und Sonne liegt auch über den ersten Kindheitstagen Vaters. Da ist die Großmutter, die von Haagen nach Elberfeld mitgezogen ist. Auch der Großvater hat Elberfeld noch erlebt. Aber den hat man bald ins Grab gelegt. Nun hat die Großmutter ihre ganze Liebe dem kleinen Wilhelm geschenkt. Unermüdlich widmet sie sich ihm, und er hat sich später noch erinnert, wie sie abends an seinem Bettchen saß, bis er einschlief und den Zipfel seines Kissens so bewegte, als wollte ihre Liebe ihn einwiegen. Was mag die alte Frau an des Enkels Bett gebetet haben für ihren Liebling!

Dann ist da die schon genannte Emilie, die so fest verwachsen ist mit dem Hause Busch. Der ist's am liebsten, wenn sie bei dem Kind sein darf. Mit herzlicher Liebe beobachtet sie alle seine kleinen Fortschritte und Heldentaten, und sie ist glücklich, wenn sie jemand findet, dem sie von ihm erzählen kann.

Gar nicht zu reden brauchen wir davon, wie vor allem Elternliebe sein Leben hell macht. Und die Sonne und der Wald und die Vögel und noch viel anderes. O selig, ein Kind noch zu sein!

Sehr früh schon gibt ihm seine Mutter Klavierstunde. Nicht etwa, weil sie ihn für besonders musikalisch hält. Sie will ihn nur beschäftigen. Da sitzen sie eines Tages und spielen vierhändig, die Mutter und der fünfjährige Sohn. Plötzlich bricht der Junge ab: „Mutter, du mußt mehr üben!“ Die Mutter muß herzlich lachen, aber doch zugeben, daß der Sohn die Lehrmeisterin zu überflügeln beginnt.

Jugendzeit (bis 1882).

Der Vater*) selbst verwandte große Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder, wie er auch für das Wohl und die Erziehung der Anstaltskinder ernstlich Sorge trug. Das hat seinen Kindern tiefen Eindruck gemacht, daß sie beiden Eltern abspüren durften, wie es ihnen das allergrößte Anliegen war, in den Herzen ihrer Kinder wahre Gottesfurcht, rechte Jesusliebe und aufrichtigen Abscheu gegen die Sünde einzupflanzen. Auch ist das Wort des Vaters in den Hausandachten und in der Schule von tiefem, nachhaltigem Eindruck geblieben. Aber mehr noch hat der fortdauernde Anschauungsunterricht gewirkt, den beide Eltern ihren Kindern erteilten. Die Kinder sahen es alle Tage vor Augen, daß wahres Christentum keine Redensart und Phrase ist. Vater und Mutter stellten sich selbst unter die Zucht des göttlichen Wortes und Geistes.

Der Vater behandelte seine Kinder nicht gerade zart. Er verlangte unweigerlichen Gehorsam, völlige Wahrhaftigkeit und ganze Hingabe an die Pflicht. Wo ihm Widerspruch bei Kindern in den Weg trat, da konnte er mit großer Strenge auftreten. Auch verlangte er nicht wenig von seinen Kindern. Und doch hatten dieselben nicht das Gefühl, daß sie zu streng und hart behandelt würden, weil er gegen sich selbst am allerstrengsten war. Er hat bis zu seinem frühen Ende das Vorbild eines Mannes gegeben, der bis zum letzten Atemzug seine Pflicht tut; er ist nicht aus seiner Schule gewichen, bis er fast buchstäblich zusammenbrach. Und das war die Haltung seines Lebens. Er ar-

*) Im folgenden (bis 1882) kommt Vater selbst zum Wort. In „Licht und Leben“, 1907/08, „Zwei Brüder“, hat er eine Schilderung seiner Jugendzeit gegeben, die ich möglichst unverändert (sie ist in der 3. Person geschrieben) wiedergebe.

beitete und wirkte ohne Ermüden und stellte an sich selbst die allerhöchsten Anforderungen. Darum durfte und konnte er auch von andern viel verlangen. — Er wollte seine Kinder durchaus nicht verzärteln. Es mußte morgens sehr früh aufgestanden werden. Die Kinder mußten sich eine Zeitlang auch an den häuslichen Arbeiten in der Morgenfrühe, wie Feueranmachen, Stiefelputzen beteiligen. Er war überhaupt sehr darauf aus, daß seine Kinder sich selbst bedienen lernen sollten. Das ist ja eine große Gefahr der Anstalten, daß die Anstaltsleute, auch die Kinder der Hauseltern, viel zu sehr an Bedienung gewöhnt werden, weil eben so viele Arbeitskräfte da sind. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich mit der ganzen Anstaltsfamilie eingenommen. Da konnte es der Hausvater vor allem nicht leiden, wenn seine Kinder am Essen herumnörgelten und dieses und jenes nicht essen wollten. Sie sollten sich daran gewöhnen, jede Speise mit Dankfagung als Gottes Gabe zu genießen. Dem Erzähler ist's einmal dabei schlimm ergangen. Auf dem Tisch stand ein frisches, schönes Rübstielt Gemüse, wie es im bergischen Land viel gegessen wird. Dem Buben paßte das nicht; er meinte, Rübstiel könne man nicht essen. Er dachte, es habe niemand gesehen. Aber des Vaters scharfes Auge hatte die Sache beobachtet. Doch er sagte nichts. Als der Bube um 4 Uhr aus der Schule kommt und frohgemut zum Kaffeetisch eilt, was steht auf seinem Tisch: — o Schrecken! — ein Teller mit Rübstiel. Noch einmal war das Biiblein zu eigensinnig, um einfach im Gehorsam zu essen; es wendet noch einmal dem Tisch den Rücken: lieber keinen Kaffee trinken, als Rübstiel essen. Und was geschieht? Beim Abendbrot steht der Unglücksteller noch einmal da. Jetzt wird's dem Biiblein doch zu bunt. Fest und entschlossen nimmt es seinen Löffel und wirgt das verhasste Gemüse hinunter.

Water Busch verzärtelte auch in dem Stück seine Kinder nicht, daß er sie in ihrer freien Zeit, welche ihnen nach Anfertigung der Schularbeiten noch übrig blieb, mit aller Arbeit verschont hätte. O nein, im Gegenteil; sie sollten genügend Zeit haben zu frohem, freiem Kinderspiel; aber daneben sollten sie doch auch lernen, daß die Zeit nicht zum Vertändeln da ist, sondern

daß sie eine kostbare Gnadengabe Gottes ist, die man recht fleißig und treulich ausnußen soll. Die Anstalt hatte einen großen Garten, der großer und eingehender Pflege und Bearbeitung bedurfte. Der Vater hatte an ihm seine helle Freude, und er, der frühere Gärtner, setzte seine Ehre darein, einen recht schönen Garten mit reichem Gemüse- und Obstertrag zu haben. Die Kinder der Anstalt mußten die Gartenarbeit tun, und seine eigenen Kinder mußten auch die Arbeitsschürze anziehen und helfen beim Graben, Jäten und all den verschiedenen Geschäften, wie sie der Garten bringt. Auch aufs Feld ging's hinaus. Wie war's doch so schön, wenn im Herbst die Kartoffeln geerntet wurden. Die Kinder durften dann zur Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit selbst in einem Feuer Kartoffeln braten. Arbeit gab's in Hülle und Fülle, und der Vater hat's seinen eigenen Kindern nie erlaubt, sich an derselben vorbeizudrücken. Der Sohn weiß jetzt ganz gut, daß keine Arbeit den Menschen schändet; aber damals kam es ihm doch manchmal wie eine große Zumutung vor, daß er, der würdige Herr Gymnasiast, mit der Hacke auf der Schulter aufs Feld ziehen sollte. Ja, er war so töricht, wenn in der Nähe des Feldes Mitschüler vorbeigingen, sich irgendwo zu verkriechen, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Da wird schon in der Jugend so recht die Torheit des menschlichen Herzens offenbar. Mancher Dinge, die für jeden eine Ehre sind, schämt man sich; aber mancher Dinge, die Sünde sind, schämt man sich nicht.

Die Kinder besuchten natürlich, ehe sie in die höhere Schule kamen, die treffliche Anstaltsschule des Vaters. Und hier war er wieder weit entfernt, sie den Anstaltskindern vorzuziehen. Ja doch, in der Weise zog er sie vor, daß er an sie doppelte Anforderungen stellte und mit doppelter Strenge einschritt, wenn sie sich faul oder unaufmerksam zeigten.

Wenn es galt, eine Pflicht zu erfüllen, kannte er keine Schonung. Eins seiner Kinder hatte einmal vergessen, seine Schularbeiten ganz fertigzumachen und war zu Bett gegangen. Als der Vater nach Hause kam und in gewohnter Treue die Schularbeiten durchsah, fand er das Versäumnis. Ohne sich zu besinnen, holte

er den kleinen Faulenzer wieder aus seinem Bette. Erst nachdem der seine Pflicht getan hatte, durfte er wieder ins Bett schlüpfen.

Der Vater wollte seine Söhne gern studieren lassen. Aber nicht um jeden Preis. So sagte er einmal zu seinem Sohne: „Du darfst lernen, so viel du willst; ich gebe dir gerne Gelegenheit dazu. Aber wenn du keine rechte Lust hast und im Gymnasium nicht richtig vorwärts kommst und so gar nichts Rechtes lernst, dann wirst du lieber ein recht geschickter Kesselflicker. Der leistet wenigstens etwas.“ Das war ihm bitterer Ernst. So hat er es seinen Kindern unverlierbar eingeprägt: Nicht darauf kommt's an, w a s man ist, sondern w i e man ist.

Vor allem war es dem Vater darum zu tun, daß seine Kinder nicht über ihren Stand hinaus erzogen wurden. Sie sollten sich dessen bewußt bleiben, daß sie in einer Anstalt aufwuchsen, welche der Not dienen wollte, und sollten es schon in ihrer Jugendzeit begreifen lernen, was es heiße, sich herunterhalten zu den Niedrigen. Deswegen sah er es gar nicht gern, wenn seine Kinder Freundschaften mit Kindern aus reichen Häusern pflegen wollten. Es kam ihm so vor, als könnten ihnen in solchem Umgang allerlei Wünsche geweckt werden, die sie nicht befriedigen könnten, und das würde sie dann unzufrieden machen.

In der Kleidung sollten seine Kinder durchaus keinen Luxus treiben, und er machte es ihnen ganz offen klar, daß es gar keine Schande wäre, wenn man es ihnen ansähe, daß sie aus einfachen Verhältnissen stammten.

Er hat seinen Kindern dabei viel zugemutet. Einiges Ergötzliche sollen die Leser davon zu hören bekommen. Da schenkte einmal ein alter, reicher Kaufherr einen Überzieher, der aus dickem, schwerem Stoff gemacht war. Der Stoff war unverwüstlich gut, so daß er fast wie neu war, aber der Schnitt gehörte längst vergangenen Zeiten an. Zudem war der Rock nicht für einen Knaben, sondern für einen alten Herrn gemacht. Unglückseligerweise paßte der Mantel einem der Söhne des Hausvaters wie angemessen. Flugs hieß es: „Den kannst du gut tragen!“ Das Söhnlein wagte es nicht, sich direkt gegen solches Anfinnen zu wehren, aber es tat doch, was es konnte, um nicht in diesem

gefürchteten Noth herumlaufen zu müssen. Es fand wunderbarerweise bis tief in den Winter hinein das Wetter immer noch wunderschön warm, so daß man keinen Überzieher brauche, selbst dann noch, als schon Schnee fiel. Aber was half's? Schließlich mußte es sich, wenn auch mit großem Widerwillen, doch dazu bequemen, in das schreckliche Kleidungsstück hineinzuschlüpfen. Nun, schwer war's, und es war dem Buben, als er in dem Mantel zum erstenmal die Straße betrat, als müsse er Spießruten laufen; aber vorübergegangen ist's doch und hat vielleicht den Nutzen gebracht, daß der Knabe sich im Gehorsam übte. Doch müssen wir offen gestehen, daß man in dem jugendlichen Alter noch ein gutes Stück Weg entfernt ist von dem Verständnis des bekannten Zersteegenschen Wortes: „Geht's der Natur entgegen, so geht's gerade und fein.“

Noch ein anderes ähnliches Erlebnis mußte dasselbe Bublein machen. Die Schüler des Gymnasiums, welches der Knabe besuchen durfte, trugen bunte Mützen. Jede Klasse hatte ihre besondere Farbe. Natürlich wünschte sich auch der kleine Sohn sehnlichst solch eine Zier seines Hauptes. Aber der Vater war andern Sinnes. Er hielt die bunten Mützen überhaupt für gänzlich unnötig und meinte, das Tragen derselben fördere nur die Eitelkeit. Auch sei es gar keine Schande, wenn man seinem Sohn ansehe, daß er aus dem Rettungshaus komme. Deshalb solle sein Sohn nur ruhig gerade so eine schwarze Tuchkappe tragen, wie sie die Anstaltskinder auch trugen. Das war dem hochmütigen Sinn des Knaben eine überaus bittere Pille; aber was half's, die schwarze Kappe mußte getragen werden. —

Ich muß jetzt oft denken, es sei mit dem Tragen der Tuchkappe gegangen gerade wie mit dem Bezeugen des Christentums vor der Welt. Die Leute sehen's ein paar Tage an, lachen darüber, und dann werden sie's gewöhnt und lassen den Spott. Und je freier man seinen Glauben bekennt, desto eher hört der Spott auf. — Als unser Bublein ein Jahr in der hohen Schule war, da erwachte doch einmal wieder der Hochmut. Es hat gemeint, es könne wirklich die Tuchkappe nicht mehr tragen, und es hat dem Mütterlein angelegen, es solle doch sorgen, daß es doch

wenigstens, wenn es schon keine bunte Mütze bekomme, einen Hut tragen dürfe. Die Mutter hat, wie es scheint, ein Einsehen mit der Not ihres Sohnes gehabt und hat es wirklich so weit gebracht, daß der Vater dem Sohn die Erlaubnis gab, einen hübschen schwarzen Filzhut zu tragen. Stolz zog der Kleine damit ab; aber er hatte kein Glück dabei. Schon am zweiten Tage fand er, als er aus der Klasse kam, draußen an der Stelle, wo sein funkelnagelneuer Hut gehangen hatte, einen alten, iheuſlich schmutzigen hängen. Offenbar ist jemand von der StraÙe hereingekommen und hat den neuen mitgenommen. Das Biiblein geht ganz betrübt mit seinem alten, beschmutzten Hut heim. Als der Vater es hört, da lacht er und sagt: „Ja, hätt'ſt du mir gern gefolgt und hättest deine schwarze Kappe aufgesetzt! Die hätte dir kein Mensch gestohlen!“ — Der Bub hat am nächsten Tag mit wahrenm Ingrimme die schwarze Kappe wieder hervorgesucht. Aber jetzt, da er groß geworden ist, denkt er oft, daß Gott ihm damals an dieser kleinen Sache hat zeigen wollen, daß kein Segen darauf ruht, wenn man nicht ganz völlig und willig gehorsam ist.

Ja, die Eitelkeit und alles äußerliche Wesen wurde gründlich ausgetrieben. Es war selbstverständlich, daß der Anstaltsſchneider die Kleider machte. Der hatte nicht immer den neuesten Schnitt und die neuesten Muster. Da war einer, der machte ganz unglaubliche Beinkleider, weit und groß, daß zwei drin hätten wohnen können. Gerade und ungeschlacht hingen die Hofenbeine am Körper herunter. Aber getragen wurden diese Hofen doch und waren gut genug zu fröhlichem Jugendspiel und zum Zerreißen.

Diese ganze Kleidergeschichte ist nicht unwichtig. Es ist doch herzerfrischend, wenn man einen Mann trifft, der seinen Kindern es beibringt, daß nicht Kleider den Menschen machen, sondern daß es darauf ankommt, daß der Mensch etwas wird und etwas leistet. Das war den Kindern des Rettungshausvaters nicht immer ganz angenehm, aber später haben sie es ihm gedankt.

*

Wir haben bisher so vieles erzählt von den Anforderungen, die Hausvater Busch an seine Kinder stellte, so daß es fast den

Anschein erwecken könnte, als hätten diese nur seinen Ernst und seine Strenge zu schmecken bekommen. Wohl verlor der Sohn etwas an Vertrauen zum Vater. War er doch zu jung, um auch in dieser Art der Erziehung die unendliche Vaterliebe ganz zu verstehen. Aber es gab helle Lichtpunkte auch in diesen Jugendentagen. Der Vater wußte schöne und reiche Freuden zu machen. Schon das liebevolle Interesse, mit welchem er seine Kinder bei ihren Arbeiten verfolgte, ließ sie etwas merken von der Vaterliebe. — Im Garten pflanzte er am Geburtstag eines jeden Kindes ein Bäumlein. Welche Freude, wenn ein jedes von seinem Bäumlein eigene Früchte ernten durfte. Köstlich waren die Hausandachten, bei denen die ganze Anstalt zusammenkam. Da saß der Hausvater früh am Morgen inmitten der großen Hausgemeinde. Und nun fing er nach Gesang und Gebet an, den großen Reichthum des göttlichen Wortes auszulegen. Da wurden die Menschen der Bibel lebendig vor den Seelen der Kinder. Besonders die Gestalt Jesu wurde vor die Augen gemalt und sein Heilswerk und seine Stellung als Erlöser und Verfühner klar dargestellt.

Besonders schön war auch der Sonntag. Den verlebte die ganze Hausgemeinde zusammen. Am Vormittag ging's zum Gotteshause; am Nachmittag zog alles in den Wald hinaus. Fröhlich wurde gespielt und getollt. Und dann kam das herrlichste: Da lagerte sich alles um den Hausvater ins Gras, und dann fing er an zu erzählen. So fein konnte es keiner mehr. Einmal läßt er Helden aus der Vergangenheit aufstehen. So lebendig weiß er zu schildern, daß man alles vergißt und mit dem Helden durch die weite Welt zieht und seine Abenteuer miterlebt. Ein andermal wird eine Reise gemacht — in Gedanken natürlich. Und doch ist's, als ob man alles miterlebte. Als der Sohn zum ersten Male auf dem Turme des Stephansdomes in Wien stand und sein entzücktes Auge über die große Kaiserstadt und ihre schöne Umgebung schweifen ließ, da war es ihm, als habe er das alles schon einmal geschaut. Und da fielen ihm jene Sonntag-Nachmittage ein. Ja, da hatte man im Geist den Stephansdom bestiegen und Wien gesehen; da war die Gestalt des mutigen

Nüdiger von Starhemberg, des tapferen Türkenkämpfers, lebendig geworden. Und als er zum ersten Male Salzburg und das Salzkammergut mit all' seiner Herrlichkeit schaute, da war es ihm, als grüße er bekanntes Land. Ja, von den Höhen und von den Seen hatte der Vater seinen Kindern erzählt, daß sie dieselben fast vor sich gesehen hatten. — Ja, schön waren die Sonntage!

Und ganz besondere Freuden waren die Ausflüge. Der Vater machte mit seinen Kindern gern große und kleine Fahrten ins Land hinaus. Dabei richtete er es meist so ein, daß man die Häuser von christlichen Freunden besuchte. Es war ihm selbst ein Bedürfnis, mit gläubigen Leuten Gemeinschaft zu pflegen, und seine Kinder sollten auch in solchen Häusern und Familien bekannt werden, in denen man Christum liebte. Das ist diesen ein Segen geworden, daß sie lebendigen Anschauungsunterricht davon empfangen, daß es eine Gemeinschaft gibt, welche die Herzen fester verbindet, als irgend welche freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehung, nämlich die Gemeinschaft im Namen des für uns gestorbenen und auferstandenen Heilandes.

Auf diesen Reisen hatten die Kinder die Gelegenheit — und das ist nicht zu unterschätzen —, die weitgehende Gastfreundschaft mancher Christenhäuser zu sehen und kennenzulernen. Es gab manch scherzhaftes Reiseerlebnis auch bei diesen Fahrten. Und die Eltern hatten volles Verständnis dafür, daß Kinder nicht immer so gefest und würdig sein können, wie die Alten. Dem Sohn ist ein kleiner Vorgang unvergeßlich geblieben. Da ging die Reise zu einem weithin bekannten Hause, in welchem ein lieber Vater in Christo eine offene Thür für alle Kinder Gottes hatte. Sein freundliches Angesicht und sein liebevolles Wesen, mit dem er die Besucher empfing, hat den Kindern sehr wohl gefallen, und sie saßen eine Weile ganz ruhig und geduldig dabei, als die Alten im Zimmer allerlei Erfahrungen und Erlebnisse miteinander austauschten. Aber noch besser gefiel es ihnen, als der liebe Hausherr sie zu einem Streifzuge durch den Garten und durch die Stallungen aufforderte, indem er ihnen zugleich die Erlaubnis gab, von all' den reifen Früchten im Garten nach

Herzenslust zu schnabulieren. Das brauchte man ihrent nicht zweimal zu sagen: es wurde tüchtig geschmaust an den Johannisbeersträuchern. Schließlich entdeckte der älteste Bruder einen Ziegenstall, in welchem zum Entzücken der Kinder eine muntere Ziege stand. Sofort wurde mit ihr ein heiteres Spiel begonnen. Sie machte außerordentlich komische Bewegungen, wenn die Kinder auf sie zugingen: sie ging gravitatisch einige Schritte zurück und stieß dann nach allen Seiten mit ihren Hörnern in die Luft. Aber bald wurde das heitere Spiel jäh geendet. Die Ziege ging auf einmal zum Angriff über, machte einen großen Satz vorwärts: die Kinder wichen entsezt zurück, und — o Graus! — dem einen Knaben verschwand plötzlich der Boden unter den Füßen; es war in der Ecke eine Grube, die er nicht gesehen hatte, und da stand er nun beinahe bis an den Hals in einer schmutzigen, übelriechenden Flüssigkeit. Man kann sich denken, wie sein heller Sommeranzug aussah, als er sich herausgearbeitet hatte und mit langsamen Schritten wie ein ertappter Verbrecher dem Hause zuging, einen Streifen von Schmutz hinter sich her zurücklassend. Er dachte mit Entsetzen, was nun wohl die freundlichen Gastgeber sagen würden, und schämte sich bis in den Grund seiner Seele. Aber, siehe da, sie fanden kein Wort des Vorwurfs; sie mochten wohl spüren, daß es dem Knaben selbst am ärgsten war, daß ihm dies Unglück passiert war. Er wurde schnell entkleidet und ins Bett gesteckt; die Kleider wurden in großer Geschwindigkeit gewaschen und getrocknet, und nach ein paar Stunden konnte er fröhlich wieder herumspringen. Wenn ich an dieses Erlebnis zurückdenke, dann ist mir immer wieder beschämend die freundliche Geduld der lieben Freunde, und ich muß denken, ich möchte es auch lernen, mit Kindern so geduldig nach Jesu Art umzugehen. Man sollte doch bei ihnen nur strafen, was wirklich Sünde und Unrecht ist. Dem kleinen Jungen hat die nachsichtige Güte jener lieben Leute einen viel, viel tieferen Eindruck gemacht als die heftigste, eindringlichste Strafpredigt.

Eine besondere Freude war es, wenn der Vater eins der Kinder zu einer Rheinreise oder zu einer Reise nach der süd-

deutschen Heimat mitnahm, oder auch, wenn er alle Jahre einmal mit Frau und Kindern nach Köln fuhr, um den Rheinstrom, den Dom und den Zoologischen Garten zu sehen. Wie war er da so fröhlich und vergnügt im Kreise der Seinen. Es war, als ob sich ihnen sein Herz besonders aufschlöße und als ob er sie seine Liebe besonders spüren lassen wollte.

Ja, es war auch viel Sonne in diesen Jugendtagen.“

Soweit gehen die Aufzeichnungen unseres Vaters. Aus dem, was er hier erzählt und wohl auch sonst mittheilte, gewinnt man den Eindruck: Jene ersten Lebensjahre waren wohl recht streng, aber auch überaus reich. Die Eltern lebten mit den Kindern und erschlossen ihnen alles Schöne und Große. Sie halfen ihnen, die Schönheit der Schöpfung und die Gewalt der Geschichte zu sehen, und sie öffneten ihnen vor allem den Blick für den lebendigen Gott und für den Reichtum seines Wortes.

*

„... Alles Ding währt seine Zeit ...“ Auch diese Kinderzeit fand ein plötzliches Ende. Todesmatt kommt der Vater eines Tages aus seiner Schule. Er muß sich legen, um nie wieder aufzustehen. Vierzehn Tage lang dauert das furchtbar schwere Leiden. Durch tiefe Täler körperlicher Qual geht's hindurch. Aber über all' dem steht fest und fröhlich die Gewißheit:

Auf Gott steht mein Vertrauen,
Sein Antlitz will ich schauen,
Wahrlich durch Jesum Christ,
Der für mich ist gestorben,
Des Vaters Huld erworben,
Mein Mittler er auch worden ist.
Drauf will ich fröhlich sterben,
Das Himmelreich erwerben,
Wie er mir's hat bereit't.

Am 6. November 1882 schloß der müde Streiter die Augen zur letzten Ruhe.

Damit hatte für unsern Vater die Kindheit ein Ende. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Konfirmation.

Dem Baum war die Krone ausgebrochen. Vaterlos war die Familie geworden. Es ist nicht zu sagen, wer am meisten verloren hatte: die Hausmutter, der der Lebensgefährte so schnell entrissen war, die Kinder, die Waisen waren in früher Jugend, oder die alte Großmutter, die nun auch noch den Sohn überlebte. „Betet für mich! Über meine Zukunft ist noch alles dunkel,“ schrieb die Witwe in jenen Tagen. Und doch leuchtete in all' das Dunkel hinein die fröhliche Gewißheit:

„Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.“

Wie sie es lernten, sich dazu durchzuringen, davon gibt ein Brief der Witwe an ihre Mutter ergreifend Zeugnis: „Es kommt mir jetzt vor, als sei mir mein Treuester im Sturm fortgenommen. Es ist mir zu Mute, als sollte a l l e s , auch die Zeit, mit stille stehen — und doch geht alles, auch die Zeit, unerbittlich voran, und man muß unerbittlich mit voran. Unsere Kinder üben ihre Weihnachtslieder, ich muß dem Hause, den Kindern wieder etwas sein, mich allmählich wieder um dies und jenes kümmern, und das alles mit dem schwerverwundeten, zerrissenen, sich fast verblutenden Herzen! Wenn ich auf mich sehe, so wird's mir mit jedem Tage schwerer, das Vermissten immer noch empfindlicher, der Schmerz immer brennender. Ich ringe danach, mich innerlich anzuklammern an des Herrn Wort und Verheißung, an alles, was mir mein Gott sein will, und nach seiner Gnade auch schon ist. Aber ich liege tief gebeugt und geknickt im Staube. Es ist mir a l l e s für diese Erde genommen. — Alles erkaltet. — Er ist der Herr. Dies eine Wort tönt durchschlagend in meinem Innersten immer wieder. Er

hat seinen müden Knecht abgelöst, zur ewigen Ruhe heim gebracht. Er hat ihn vollendet, herrlich gemacht! Ins Unsichtbare hinein hat unser lieb' Mütterchen, glaub' ich, helleren Blick. Sie denkt mehr und lebendiger als ich an des teuren Vollendeten Seligkeit, Wonne und Freude. Sie hofft ihm jetzt auch zuerst — möglichst bald — nachzugehen, — heim! Ja, wohl ist das Schwert durch ihre Seele gegangen und hat tief eingeschnitten, und doch richte ich mich oft an ihr auf. Sie ist mir mit ihrem Ewigkeitsblick zum Segen und Trost . . . (Nach eingehendem Bericht über die Krankheitstage.) . . . Wir sprachen ihm ein kräftiges, kurzes Gotteswort vor, worauf er meist, wenn's die Schwäche erlaubte, mit gefalteten Händen „Amen“ sagte. Sonntag abend sagte er: „Ich muß mich noch recht sammeln in meinem Gott,“ bald darauf: „Ich bleibe jetzt nicht mehr lange hier, ich gehe heim.“ In der Mitte der Nacht ward ihm ein Labetrank gereicht mit der Bemerkung: „Hier ist eine Erquickung.“ Darauf sagte er: „Die größte Erquickung ist die Vergebung der Sünden in Christo.“ Das Atmen wurde immer schwerer . . . und es kam der letzte Kampf, bis der triumphierende Geist sich löste von der armen, schmerzdurchwühlten Leibeshülle. Dabei standen wir alle unter dem tiefen Eindruck: Er ruht in seinem Gott. Mit sterbenden Lippen sagte er die Worte: „Meinen Jesum laß ich nicht,“ und „O daß ich tausend Zungen hätte.“ Und zu mir gewendet mit seinen Augen: „Sag mir's einmal,“ worauf ich ihm den ganzen Vers vorsagte. Der Herr sei gelobt für alle, seinem treuen Knechte bewiesene Gnade und Treue und für a l l e s u n a u s s p r e c h l i c h e G u t e , was er durch ihn auch mir zugewendet hat! Er erbarme sich unser und lehre mich den Segen des vollendeten teuren Vaters im Ernst mit meinen Kindern zu bewahren und festzuhalten. O, wie ist es mir ein Anliegen, wir möchten in seinem Sinn und Geist dem Herrn nachwandeln durchs Tränental zur herrlichen Vollendung! . . .“

*

Wenn ein Kind Gottes stirbt, dann spüren wir die unsichtbare Welt so nahe. Davon hatte auch Vater mit seinen Ge-

schwistern Elisabeth und Hans etwas erfahren in dieser Zeit. Daher kam's, daß Vater mit ganz anderer Empfänglichkeit, als sonst Knaben in diesem Alter sie haben, die Konfirmation erlebte, die bald nach dem Tode seines Vaters stattfand. Man findet nicht allzu häufig Menschen, die ihrer Einsegnung entscheidende Eindrücke verdanken. Hier aber war es so. Vater hatte nun aber auch einen Konfirmator, der es verstand, in das offene Herz des Knaben guten Samen zu streuen. Das war Pastor Barner in Elberfeld, einer der vielen gesegneten Gottesmänner, die dem Wuppertal geschenkt wurden.

Er stammte aus Württemberg. Sein Vater war Lehrer und Hausvater am „Armenhaus“ in Kornthal. Das ist das erste Haus, das — vor Wichern noch — arme Kinder aufnahm. Seine Mutter stammte aus dem Hause Kullen in Hülben, einer Familie, deren Name bei den süddeutschen Gemeinschaften einen guten Klang hat. Pastor Barner war einer jener alten Theologen, auf die Württemberg mit Recht stolz ist. Vom Elternhaus brachte er große Bibelkenntnis mit auf die Universität, und nach der gründlichen Schulung auf den niederen theologischen Seminaren und im „Stift“ (eine württembergische Stiftung, durch die begabte junge Leute ganz frei und kostenlos studieren können) machte Barner ein solch' gutes Examen, daß er später in Württemberg Prälat geworden wäre. Aber auf einer Studienreise kam er auch ins Wuppertal, und die Elberfelder wählten ihn zu ihrem Pastor. Barner war ein ganz besonderer Prediger. Er hatte eine sprudelnde Beredsamkeit; aber es waren nicht Worte, die den Hörer erfaßten. Es war der heilige Geist, der das Wort Gottes so klar und hell aufgeschlossen hatte, daß einem das Herz aufging. So hatte er auch die Gabe, seinen Konfirmanden Gottes Wort lieb zu machen und sie in der Erkenntnis zu fördern. Sein starker Glaube hatte etwas Übermütelndes für seine Konfirmanden. Dieser Mann mußte das Herz der Kinder bewegen.

Er hat auf Vater großen Einfluß gehabt. Nicht nur durch die Unterrichtsstunden, auch durch das Bibelkränzchen, in dem er Schüler des Gymnasiums sammelte.

Der Konfirmationstag ist Vater immer wichtig gewesen.

Er bekam den Spruch: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit“ (Jes. 41, 10). Der Inhalt dieses Wortes gab ihm kraftvolle Gewißheit, und er hat sein Leben auf diese Gewißheit gestellt. Auf seinem Grabstein steht dies Wort eingemeißelt. So hat er's sich gewünscht, als es zum Sterben ging. Er wußte sein Leben umspannt von dem fröhlichen Trost dieser göttlichen Zusage.

Die babylonische Gefangenschaft.

Das Rettungshaus brauchte einen neuen Hausvater. Da hieß es nun, die liebgewordene Heimat verlassen. „Scheiden tut weh.“ Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat ist einer der tiefsten Klänge in unserem Volkslied: „O wie liegt so weit, was mein einst war.“

Ein Vöglein war ich im Traum,
Zur Heimat flog ich aus;
Da fand ich umgehau'n den Baum
Und abgebrannt das Haus.
Die Lieben war'n gezogen weit,
Weit wohl übers Meer.
Da bin ich fortgeflogen,
Hatt' keine Heimat mehr.

Auseinandergehen mußten sie, die doch so sehr zusammengehörten. Die Hausmutter bekam eine neue Arbeit. Sie zog mit der Tochter Elisabeth nach Süddeutschland, wo sie in Niehen bei Basel die Leitung des „Klösterli“, eines Damenstifts, übernahm. Die alte Großmutter ging zu ihrem andern Sohn Konrad in das Missionshaus, Johannes wurde im Knabenhaus in Kornthal untergebracht, und unser Vater fand Aufnahme bei einem Freund der Familie in Elberfeld, Dr. Hammerschmid. In großer Liebe nahm sich dieser des verwaisten Knaben an, und er ist ihm ein wirklicher Freund geworden. Auch später, als Vater in Elberfeld Pfarrer war, zählte „Onkel Hammerschmid“ zu den nächsten Freunden des Hauses. Er war also ein Mann, der Liebe geben konnte. Und doch nennt Vater jene Zeit mit grimmigem Humor seine „babylonische Gefangenschaft“. Und die Begründung für diesen Namen? Da schreibt er einmal: „Es ist zwar hier alles ganz schön und gut und lieb. Aber wenn

man die Mutter nicht bei sich hat, ist doch alles öde und leer.“ Mit ganzem Herzen hängt der Fünfzehnjährige an seiner Mutter. In den Briefen aus jener Zeit spiegelt sich die Liebe in köstlicher Weise: „Meine liebe, liebe Mama. Recht oft wird mir das Herz schwer, wenn ich an Dich denke. Wie oft wünsche ich, bei Dir zu sein. Ich will den Heiland recht für Dich bitten.“ Als der Plan auftaucht, daß er zu seiner Mutter ziehen soll, behandelt er in einem Brief vom Dezember schon ausführlich die Reise, die — im April des folgenden Jahres sein soll. Er kann's gar nicht mehr abwarten. „Wenn ich doch einmal wieder Dein liebes Gesicht sehen könnte! Aber ich freue mich schrecklich, daß es nicht so lange dauert.“ „. . . Am ersten Weihnachtstag bin ich bei B.'s. Im Geiste bin ich bei Dir und beim sel. Papa . . .“

Der Sohn fühlt sich recht verantwortlich für die Mutter: „. . . Zunächst muß ich dir einige ernste Mahnungen zukommen lassen. Ich hab nämlich gehört und nun aus Deinem Brief ersehen, daß Du Deine alten Torheiten wieder machst, nämlich das lange Sitzen in die Nacht hinein und Briefe schreiben. Dann kannst Du Deine Kopfschmerzen ja natürlich nie loswerden. Bitte, tue mir doch den Gefallen und mache Deine Schreibereien bei Tage ab und laß doch der Nacht ihre ursprüngliche Bestimmung, nämlich zum Schlafen! Ich treffe ja sonst, wenn ich komme, eine kranke Mama an, und ich möchte Dich so gern gesund in die Arme schließen können . . .“ Ob die Mutter den wohlgemeinten Rat ihres Sohnes annahm, weiß ich nicht zu sagen.

Auch zu den Geschwistern blieb die herzliche Zuneigung. Immer wieder erkundigt er sich in seinen Briefen nach dem Bruder Johannes, der in Kornthal im Knabenhaus ist. „Hast Du Nachricht von Hans? Hoffentlich hat er nicht so starkes Heimweh?“ Er hatte es wohl selber, als er's schrieb, und wollte doch das Brüderlein recht fröhlich wissen. Wie ist er traurig, als er hört, Hans sei krank geworden. Er freut sich brüderlich an der Genesung, er nimmt fröhlich Anteil an dem guten Schulzeugnis und ist ganz besonders beglückt, wenn „der kleine Schlingel“ einmal einen Brief losläßt. Er hat seinen Spaß an der

Originalität dieser Briefe. Köstlich berichtet er einmal davon: „. . . Hans hat nach Barmen einen gelungenen, salbungsvollen Brief geschrieben. Er schreibt wie ein alter Großvater, z. B. unter anderm: Liebe Tante, der Herr sei mit Dir; er lenke Dich in die rechten Bahnen.“ Und dann am Schlusse schreibt er vier Liedverse ab. Ist das nicht gediegen? Großmütterchen hatte kolossalen Spaß an dem Brief . . .“

Mit ganz besonders herzlicher Liebe dachte Vater an seine Schwester Elisabeth. Die war ja zuerst mit der Mutter nach Riehen gezogen, kam aber bald darauf fort nach Straßburg. Die drei Geschwister haben wohl die Trennung schwer empfunden. Aber es ist erfrischend, in den alten Briefen zu lesen, wie durch alle Wehmut kindliche Fröhlichkeit durchbricht: „. . . Grüße Elisabeth von mir und gib ihr 1 000 000 000 Küsse von mir; d. h. Herzensküsse, sonst gibt's ein Loch in ihre rosigen Wangen.“

Es war eine schwere Zeit, die „babylonische Gefangenschaft“. Wohl umgibt ihn viel Liebe in der neuen Heimat, wohl hat er manch schöne Stunde bei dem Onkel Konrad Busch im Missions-Kinderhaus oder bei dem Großmütterlein, das alle Freuden und Leiden mit dem Knaben trägt. Wohl sind da viele Freunde und Verwandte, die sich seiner annehmen. Aber das alles ersetzt nicht den Vater und das verlorene Elternhaus. „. . . Ich muß so viel an den Tod von Papa denken,“ das kehrt immer wieder in seinen Briefen. Mit der Mutter weiß er sich eins im Schmerz um den Heimgegangenen. Er schreibt ihr in einem Geburtstagsbrief: „. . . Die Hauptsache fehlt bei unsern Festen, der liebe, sel. Papa. Ob er wohl am Samstag auch im Himmel an Dich denkt? Möge doch sein Segen auf uns ruhen! Doch ich will Dich nicht traurig machen, liebe Mama, denn wir wissen, daß es der liebe Papa jetzt besser hat, und wir wollen den Heiland recht bitten, daß wir einst wieder mit ihm vereint werden . . .“

*

Die Zeit in Elberfeld war ausgefüllt mit ernster Arbeit. Das Elberfelder Gymnasium stellte große Anforderungen an seine Schüler. Dazu kam noch ein anderes. Vater wollte gern nach Lörrach ziehen. Das ist nicht weit von Riehen. Da war er

der Mutter näher. Aber das dortige Gymnasium hatte andere Versetzungszeiten. Und er mußte ein halbes Jahr überspringen, wenn er dort eintreten wollte. Da hieß es nun selbständig arbeiten, um die Aufnahmeprüfung zu bestehen. Als er dann noch Privatstunden an jüngeren Schülern übernahm, um sich ein wenig Taschengeld zu verdienen, da wurde es manchmal fast zu viel für den Knaben. Fast täglich saß er bis spät in die Nacht hinein über seinen Büchern. Damals hat er sich ein Augenleiden zugezogen, das ihm lange Zeit zu schaffen gemacht hat.

*

Mit all dem Erzählen ist das Beste jener Zeit noch nicht gesagt. Im Scherz hatte er jener Zeit den Spitznamen gegeben. Er ahnte wohl nicht, in welch' tiefem Sinn der Name paßte. Wie die Zeit der babylonischen Gefangenschaft im alttestamentlichen Wolke Gottes vielen zum Segen wurde, so war es auch bei unserm Vater. Mit tiefer Bewegung habe ich die vergilbten Briefe jener Zeit aus der Hand gelegt, staunend darüber, mit welchem Ernst der 15jährige Gymnasiast den lebendigen Gott suchte und seiner Gnade gewiß zu werden verlangte: „Bete doch auch recht für mich,“ schreibt er seiner Mutter, „daß der Heiland meine Augen kräftige, daß ich ungehindert meine Arbeiten fortsetzen kann, und daß er auch mein geistiges Auge öffne, mich selbst und die Gnade Gottes gegen uns Menschen zu erkennen.“ Oder in einem Weihnachtsbrief: „. . . Bete Du auch recht für mich, daß das Jesuskind in meinem Herzen geboren werde . . .“ Ein andermal: „Es geht mir, Gott sei Dank, ganz gut äußerlich, innerlich geht es durch manche Anfechtungen . . . Heute war ich mit Doktors beim Heiligen Abendmahl. Es war eine sehr schöne und erhabene Feier. Mir war es sehr ernst zu Mute, sogar ein wenig ängstlich. Der Herr wird Segen geben, daß ich es nicht zum Gericht genommen habe . . .“ „. . . Ich bete immer recht darum, daß er meine Arbeit segne, denn sonst ist doch alles umsonst . . .“ „. . . In dem Kränzchen, das unter der Leitung von Pastor Barner steht, nehmen wir den Philipperbrief durch. In dem Kränzchen, das wir unter uns haben, lesen wir die Petri-Briefe . . . Ich habe

von beiden einen reichen Segen. Man wird dadurch immer mehr angetrieben, für sich das Wort Gottes zu studieren. Ich sehe auch immer wieder, daß es bei mir noch nicht so steht, daß ich sagen kann: „Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein“ (Phil. 1, 22). Ich werde dadurch recht ins Gebet getrieben. Oft habe ich Augenblicke, wo ich die Nähe des Heilands verspüre und dann meine ich, ich stände fest; aber dann kommt der Teufel mit seinen Versuchungen, und wie leicht läßt man sich da hinreißen. Bete nur auch recht, daß ich auch meinem seligen Vater ähnlich werde und auch zum Glauben durchbringe . . .“ Hier gilt wohl auch Augustins Wort: „Du würdest Gott nicht suchen, wenn du ihn nicht schon gefunden hättest.“

Das Herz eines jungen Menschen, der Gott mit ganzem Ernst sucht: Ein Heiligtum. Als sei ich in einen Tempel getreten, so war's mir zu Mute, als ich diese Zeilen aus der Jugendzeit des Vaters las. Und es ging mir auf die Treue Gottes, der sein Wort wahr macht: „Die mich frühe suchen, finden mich.“

Der Vater der Taubstummen.

Während ich in den alten Briefen und Tagebüchern blättere, sehe ich immer wieder: Wir Menschen stehen nicht isoliert in der Besonderheit unserer Gaben und Aufgaben, wir sind tausendfach verbunden mit denen, die um uns sind und auch mit denen, die vor uns waren. Und so tauchen mir, der ich doch von dem einen erzählen will, hier und da Gestalten christlicher Persönlichkeiten auf, an denen ich nicht vorbei kann. Unser Vater wird wohl auch ein wenig davon gespürt haben, als er im Januar 1864 als junger Gymnasiast nach Riehen bei Basel zog. Hier war die Heimat seiner Mutter. Und hier stieß er ja überall auf die Spuren seines Großvaters, des Taubstummenvaters *Daniel Wilhelm Arnold*. Im Studierzimmer unseres Vaters hing ein großes Bild dieses Mannes. Und wir haben als Kinder oft mit Ehrfurcht in die geistvollen Züge geschaut mit den freundlichen, klaren, tiefen Augen. Und während ich jetzt wieder sein Bild sehe, spüre ich etwas von der Vollmacht, die ihm gegeben war.

Da liegt vor mir ein kurzes Stückchen Lebensbild, von ihm selbst aufgezeichnet, ein köstlicher Einblick in Gottes Arbeit an Menschenherzen. Er schreibt: „Als wir zwei Brüder unsere Berufswahl gegen den Vater ausgesprochen, dahin lautend, mein Bruder wolle Theologie studieren und ich wolle mich der Kaufmannschaft widmen, versetzte uns der Vater nach Karlsruhe. Mein Bruder besuchte daselbst das Lyzeum und ich die Realschule.“

Bei einem Ferienaufenthalt im elterlichen Hause führte mich mein Vater in die Taubstummenanstalt in Pforzheim, wo mir zum erstenmal in meinem Leben Gelegenheit geboten war, die Taubstummen innig zu bemitleiden.

Ich äußerte gegen meinen Vater, ich würde gerne meine Berufswahl ändern und Taubstummenlehrer werden, um zur Rettung der Taubstummen tatsächlich das Meinige beitragen zu können . . .“ —

Der Vater geht darauf ein, er besucht das Lehrerseminar und wird nach mancherlei anderem endlich Lehrer an der Taubstummenanstalt in Pforzheim. — Der selbstverfaßte Bericht fährt fort:

„ . . . Wir beiden Lehrer trieben unser Werk zwar ohne Erkenntnis des Heils in Jesu Christo, aber doch mit menschlich mitleidiger Dahingabe unserer Zeit und Kraft für die äußere Rettung der armen, bedauerungswürdigen Taubstummen.

Auf einer späteren Reise an Taubstummenanstalten wurde ich in dem bekannten Dorfe Spöck, wo der würdige Pfarrer Henhöfer eine lange Reihe von Jahren als Prediger und Seelsorger so segensreich gewirkt hatte, durch den Morgengesang eines Nachtwächters zum Glauben an Jesum Christum erweckt. Ich kann nicht unterlassen, den mir noch immer so lieben und teuren Vers anzuführen. Derselbe lautet:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!
Ermuntre dich, verlor'nes Schaf!
Und bess're bald dein Leben!
Wach auf! Es ist jetzt hohe Zeit;
Der Tod ist nah, die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.

Dieser Vers und der Geist Gottes, arbeitend an meinem ungläubigen, verdorbenen Herzen, waren nun meine Reisebegleiter auf meiner weiteren einsamen Fußreise.

In Frankfurt fand ich am damaligen Direktor der Taubstummenanstalt einen Freund der Wahrheit und durch ihn liebevolle Anweisung zum Heilswege.

Zu Hause, als ein nach Herz und Sinn geänderter Mann angekommen, hätte ich meiner lieben Frau und ihrer engeren Familie mit nichts eine größere Freude bereiten können, als mit der aufrichtigen Erklärung, in Sachen des Glaubens und des christlichen Wandels von nun an mit ihnen einig und vereint zu gehen.

Nun aber folgte Kampf auf Kampf, zunächst mit Familiengliedern meinerseits und mit Freunden, hauptsächlich aber mit Vorgesetzten, die mein nunmehriges Wirken an den Taubstummen und meinen Wandel nach Gottes untrüglichem Wort geradezu als eine Verrücktheit erklärten, die so schnell und stark auf die Taubstummen influire; denn es war wirklich auffallend, wie so viele Kinder von beiden Konfessionen mir von nun an eine unbeschreibliche Anhänglichkeit erwiesen.

Ich erduldete mit meinem treuen Gott und Herrn, dessen Eigentum ich geworden war, schwere Proben . . ." Soweit der Bericht.

Es hat mich, den Urenkel, tief ergriffen, als ich in den alten Blättern las von den mancherlei Proben, in denen der Urgroßvater seine Treue bewahren mußte. Man hat ihm den Religionsunterricht entzogen, man hat ihn vor Behörden zitiert, um seinen Glauben zu verantworten, man hat ihn zwingen wollen, die Bibel aus dem Unterricht zu entfernen. Welche Befreiung muß es für ihn gewesen sein, als 1838 der Ruf an ihn kam, die Taubstummenanstalt in Niehen zu übernehmen. Nun schlug zwar der Wind um bei den Vorgesetzten in Pforzheim. Man suchte ihn festzuhalten, da man wohl seine überragende Bedeutung erkannt hatte. Aber „mit innerer Freiheit und Freudigkeit nahm ich den Ruf an, mit der Gewißheit, hier ungestörter und freier nach meinem Glauben und meinen Erziehungsgrundsätzen an den Taubstummen wirken zu können.“

Und so war es. Hier in Niehen hat sich seine ganze Begabung voll entfalten können.

Arnold sagte sich, daß der Taubstumme erst dann der Gesellschaft vollständig wiedergegeben sei, wenn er sprechen und mit den Augen hören könne. Und so erklärte er dem üblichen Unterrichtsbetrieb mit Gebärden den Krieg. Sprechen lernen sollten die Zöglinge. Und frei sollten sie werden von der Gebundenheit an die stummen, toten Gebärden. Es war ein hohes Ziel. Und fast alle Taubstummenlehrer hielten es für unmöglich. Aber Arnold gelang es, das Ziel zu erreichen. Ein dänischer Besucher erzählt von einem Besuch in Niehen: „. . . Das Verhältnis von

Arnold zu seinen Schülern atmet nur Liebe und immer wieder Liebe. Die Schüler sprechen mit erstaunlicher Fertigkeit, Deutlichkeit und Geläufigkeit . . ." Arnold mußte ganz neue Wege suchen und es war erstaunlich, mit welcher Frische er bis in das hohe Alter darauf bedacht war, den Unterricht mehr und mehr zu verbessern.

Unter Arnold wurde Niehen, was Iferten unter Pestalozzi war: Ein Wallfahrtsort der Berufsgenossen. Aus aller Herren Länder kamen sie daher, die Taubstummenlehrer, und keiner schied von der Anstalt ohne wertvolle Anregungen.

Seine Verdienste wurden gewürdigt. Die Stadt Basel ernannte ihn zum Ehrenbürger und die Kommission gab ihm den wohlverdienten Namen des „Vaters der Taubstummen“. Vier Monate nach dieser Ehrung schied er aus diesem Leben, um zur himmlischen Ruhe einzugehen.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch eine Episode erwähnt, die zeugt von der eigenartigen Vollmacht Vater Arnolds. Es war im Jahre 1848, da gab es im Badener Land einen Aufbruch, der sich bis zur Schweizer Grenze ausdehnte. Tief in einer Nacht läutete es am Anstaltstor in Niehen. Der Knecht sieht nach, wer Einlaß begehrt. Es sind mehrere unheimliche Männer. Der Anführer fordert, daß das Tor geöffnet werde. Den Knecht befällt Furcht. Ohne dem Befehl zu folgen, eilt er zu Vater Arnold. Dieser hüllt sich in seinen Schlafrock und begibt sich mutig zum Tor, reißt es auf und ruft mit Donnerstimme: „Was wollt Ihr?“ Da fliehen die Männer plötzlich auseinander. Verwundert schließt Arnold das Tor und legt sich zur Ruhe. Später stellt sich heraus: die Rebellen sahen hinter dem Rücken des Vaters Arnold eine lichte Gestalt mit einem Schwert, der sie gewaltig erschreckte und in die Flucht schlug. Es war ein Engel.

*

Es ist schon berichtet worden, daß Mutter Busch, die Tochter des Taubstummenvaters Arnold, nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimat Niehen zurückgekehrt war. Nun freute sie sich, ihren Sohn Wilhelm wieder bei sich zu haben. Und der zählte schon die Tage, bis er seine Zelte in Elberfeld abbrechen konnte,

um „in die geliebten Arme der Mutter zu eilen“. Um die Jahreswende 1883/84 verließ er Elberfeld, mit herzlichem Dank zwar gegen das liebe Ehepaar Hammerschmidt, das ihm Vater und Mutter ersetzt hatte, und doch froh, „aus Babylon heimzukehren“. In Niehen fand er Aufnahme im Pfarrhause und besuchte von dort aus das Gymnasium in Lörrach. Leider wurde jene Zeit nicht so schön, wie Mutter und Sohn es sich gedacht hatten. Die Mutter war ja Vorsteherin des Damenstiftes im „Klösterli“. Sie war geliebt, geschätzt und geehrt bei ihren Damen. Aber für die Kinder hatten diese nur wenig Verständnis. Und als nun gar der Sohn kam, der so recht in den „Flegeljahren“ steckte und der nach der arbeitsreichen Zeit in dem fremdgewordenen Elberfeld nun das brausende Leben selber war, da hatten sie wenig Wohlgefallen an ihm. Und es begann zwischen den alten Damen und dem Jungen ein Kleinkrieg, der, so harmlos er war, doch die Mutter immer in eine schwierige Situation brachte und jene ersehnte Zeit des Zusammenseins trübte. Der Junge stand wohl auch in jener Zeit Gott nicht so nahe wie in dem gesegneten Wuppertal. Er hat später nicht gerne an diese Jahre zurückgedacht. So war's wohl eine rechte Befreiung, als er im Juli 1886 sein Abiturienten-Examen bestand und als frischer, fröhlicher Student auf die Universität Basel zog.

Der Student.

Ich hatte einmal ein Gespräch mit einem einfachen Manne über das Studententum. Er sah die Freiheit des Burschen darin, daß er „so viel Bier trinkt, als er will, und vielen Langhalsen (er meinte Weinflaschen) den Garaus macht.“ Ich fürchte, diese Meinung teilt der Mann mit vielen Volksgenossen, und es ist traurig, daß es studentische Kreise gibt, von denen nicht viel mehr zu berichten ist. Aber für die Mehrzahl der wirklich Studierenden liegt das Erlebnis der Studentenzeit auf einer anderen Ebene. Der Schüler, der auf der Schule mehr oder weniger von den Urteilen des Elternhauses und der Schule abhängig war und fertige, feststehende Dinge einfach lernen und einpacken konnte, sieht sich auf der Universität plötzlich umgeben von Problemen, Fragen, Meinung, sieht ernsteste wissenschaftliche Arbeit, die zu den verschiedensten Ergebnissen führt. Das schafft zunächst eine gründliche Verwirrung und führt zu jener eigenartigen Unausgeglichenheit, die dem Studenten eigentümlich ist. Er darf nun selber forschen, er darf selber urteilen, er darf sich, frei von jedem äußeren und inneren Zwang, seine eigene Welt bauen. Da entsteht denn jene brausende Lebensfreude, die die Sterne vom Himmel holen möchte und die alte Welt aus den Angeln heben will. Und daneben steht oft die tiefe innere Not. Der junge Mensch fühlt zum erstenmal „Probleme“, die sein Leben erschüttern, er merkt, wie im Streit der Meinungen seine Grundlagen, auf denen sein Leben so einfach stand, wanken. Kinder Glaube und Kinderunglaube fallen, und das Ringen um festen Lebensgrund schafft oft tiefste Not. So finde ich in Vaters Briefen aus jener Zeit beides: Sprühende Lebensfreude und ringenden Ernst, lachende Augen und Angst der Seele um der Wahrheit willen.

Ein Doppelttes macht diese Zeit des Wachsens und Reifens besonders reich: Der Umgang mit geistvollen Männern und die Verbundenheit mit Freunden. Auch darin war Vater ein rechter Student, daß er dies beides reichlich haben durfte und bewußt pflegte. —

Er hat sieben Semester Theologie studiert in Basel, Halle, Greifswald und Heidelberg. Wir wollen versuchen, ein wenig dem Erleben dieser Zeit in den Jahren 1886/90 nachzugehen.

Von geistvollen Männern.

Da war gleich in Basel *Wilhelm Arnold*, ein Bruder seiner Mutter, Direktor und Urheber der evangelischen Predigerschule. Arnold war ein Schüler des Tübinger Professors Beck.*) Von seinem Lehrer hatte er die tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift übernommen. Das Wort Gottes wurde ihm A und O aller Theologie. Im Worte sah er die kräftigsten und gründlichsten Bildungsmittel. Er war ein Mann, der nicht nur seine Studenten, sondern vor allem sich selbst ganz unter das Wort Gottes stellte. —

Ich selbst habe den „Patenonkel“ *Wilhelm Arnold* nur wenige Male in meinem Elternhause gesehen. So rasch sich bei Knaben Eindrücke verwischen — das Bild dieses Mannes hat sich mir unauslöschlich eingepägt. Und es ist mir wohl verständlich, daß Vater als junger Student von ihm angezogen wurde. Hier erhielt er einen starken Antrieb zur Schrift hin, der in dem weiteren Studium noch vertieft wurde. Damit wurde auch das wieder lebendig, was im Elternhause in den Knaben hineingelegt worden war: die Freude am Worte Gottes.

Es ist in jenem Semester in Basel der Grundstein gelegt worden zu einem innigen Verhältnis zwischen Onkel und Neffen. Das fand unter anderm seinen Ausdruck darin, daß in späteren Jahren Vater dem Onkel die Patenschaft bei seinem ersten Sohn übertrug. Und als Vater während des Krieges die Nachricht

*) Ich verweise hier auf die vorzügliche Biographie: Direktor *Wilhelm Arnold* von *Gottfried Keller*. Verlegt bei *Kober E. F. Spittlers* Nachfolger. 1920.

erhielt, der Onkel liege im Sterben, da hat er nicht geruht, bis er trotz mannigfacher Schwierigkeiten über die Schweizer Grenze durfte, um von ihm Abschied zu nehmen. — Wir können von Arnold nicht scheiden, ohne die Worte hierher zu setzen, mit dem G. Keller sein Lebensbild schließt:

„Unwillkürlich stellt sich uns unter das Bild dieses Mannes, der einhergegangen ist in der Kraft des Herrn, die letzte Strophe eines Liedes A. Bengels, welches dem Vollendeten vor andern lieb war, und das wir in seinem Lebenslauf bestätigt finden:

„Wer glaubt, der fleucht nicht; es muß wohl gehen;
Es birget sich vor ihm die Furcht und Gefahr.
Und ehe die Trägen den Gegner ersehen,
So wird er des Sieg's und des Preijes gewahr.
Er sieht sich berufen von Stufen zu Stufen,
Und weil er auf Gottes Verheißung sich lehnet,
So wird er mit himmlischem Segen gekrönt.“

*

Ich lese die alten Briefe durch, die Vater als Hallenser Student geschrieben hat. Da stoße ich immer wieder auf den Namen K a e h l e r. Und da geht der Blick zu dem kleinen, goldgerahmten Bild über meinem Schreibtisch, einem Jugendbilde Prof. Martin Kaehlers, das er mit seiner feinen, klaren Schrift selbst unterzeichnet hat. Das Bild hing schon im Frankfurter Elternhaus in meinem Zimmer. Und so oft Vater mich in meiner hochgelegenen Stube aufsuchte, blieb er einen Augenblick vor dem Bildchen stehen. Dann gingen wohl die Gedanken zurück in jene Zeit, da er als junger Student zu den Füßen dieses großen Schrifttheologen saß. „Von Kaehler habe ich viel Segen,“ schreibt er damals seiner Mutter, „er weiß eben nicht nur für den Verstand zu reden, sondern er berührt auch das Herz. Dabei besitzt er eine riesige Menschenkenntnis, so daß man sich bei ihm, wie G. M. von Sam. Preiswerk sagte, „aufs Sünderbänkle g'setzt fühlt . . .“

„. . . Kaehlers Kollegien spannen gewaltig an. Sie fordern viel private Arbeit . . .“ „. . . Er ist zwar oft schwer verständlich. Aber wenn man sich Mühe gibt, hat man sehr viel von ihm . . .“ Ein andermal heißt es: „. . . Kaehler ist zwar sehr

schwer verständlich, aber sehr tief und gründlich. Das Wohltuendste ist, daß man bei jedem Worte merkt, daß er auf dem festen Grunde des Glaubens an Jesum Christum als den Sohn Gottes steht und deshalb mit voller Pietät und Achtung an Gottes Wort herantritt . . .“

Wie hoch Vater Kaehler schätzte, zeigt ein kleines Erlebnis. Als er wenige Jahre vor seinem Tode einmal eine Summe Geld bekam mit der Bestimmung, sich Bücher zu kaufen, da zog er — ich durfte ihn begleiten — freudestrahlend aus und erstand mehrere Kaehler'sche Bände.

*

In Vaters Bibliothek stand eine Reihe blauer Bände „Neutestamentliche Bibelstunden“ von D. H. Hoffmann. Weiland Pastor zu St. Laurentii, Halle a. d. S. Wenn ich als Student in den Ferien nach Hause kam, wies Vater mich immer wieder an diese Schriftauslegung. Und als ich nun einmal fragte, was er denn daran habe, da erzählte er von Hoffmanns Predigten. Da saßen unter der Kanzel die Professoren der Universität wie das einfache Volk aus der Stadt, der Student und der Arbeiter, und beugten sich dem geistesgewaltigen Zeugnis dieses Mannes. In einem alten Brief Vaters aus seiner Hallenser Zeit hieß es: „Heute morgen hörte ich eine Predigt von Hoffmann über 1. Thess. 4, 8, eine Stelle, die in einer Predigt zu behandeln sehr schwer ist. Die Predigt war gerade für Studenten so ergreifend, wie ich noch nie eine gehört habe; offen der Sünde den Schleier weggerissen, aber doch taktvoll. Ich glaube, es gibt keinen zweiten Prediger wie Hoffmann.“

*

Immer neue Namen geistvoller Männer treten auf in den Briefen: Stöcker, Zeller in Männedorf, Riggenbach in Basel, Inspektor Rappard (später in Chrishona), dann vor allem Professor Cremer in Greifswald, der nachhaltig auf Vater einwirkte. Das sind so einige von den Großen, die dem jungen Studenten etwas mitgeben durften für sein inneres Leben. Hier sei jetzt nur noch von einem die Rede: Friedrich Mayer.

Im Mai 1887 schrieb Vater an seine Freunde: „Ich muß

Euch eine Mitteilung machen, die Euch alle interessieren wird. Meine Mutter hat sich in diesen Tagen wieder verlobt, und zwar mit Hausvater Mayer, Vorsteher der Hardtstiftung in Karlsruhe. Die Hochzeit wird noch diesen Sommer stattfinden, und so komme ich in den großen Ferien in ganz neue Verhältnisse hinein.“

Wer war dieser Hausvater Mayer? Jedenfalls ein geistvoller Mann, d. h. einer, an dem Gottes Geist wirkte und durch den Gottes Geist sein Werk trieb. In einem badischen Dörflein verlebte er seine Jugend als armer Schullehrersohn. Da lernt er hart arbeiten: Bald heißt's in die Reben gehen zum Hacken und Dung tragen, jetzt muß er das Vieh hüten, dann dem Vater helfen beim Läuten und Aufziehen der Kirchenguhr, dann ruft die Mutter zu allerlei Diensten. Aber nicht nur die Arbeit lehren ihn die Eltern, sie weisen ihn auch in ganzer Klarheit zum Herrn. Einmal geht der Knabe zum Läuten durch die Kirche. An der Wand hängt ein großer Kreuzifixus. Da packt ihn ein solch schmerzliches Gefühl seiner Sünde, daß er vor dem Bilde auf die Knie fällt und betet, als sei der Heiland selbst da. —

Er soll Lehrer werden und kommt als junger Mensch in das Seminar nach Karlsruhe, wo Direktor Stern wirkt. Unter der Leitung dieses gesegneten Mannes vertieft sich sein inneres Leben, und als reifer Mensch tritt er auf einem kleinen Dorfe seine erste Stelle an. Kein Wunder, daß sich bald hungrige Seelen um ihn sammeln, denen der junge Unterlehrer Lebensbrot geben kann. Da — solche Dinge sind ein trauriges Blatt in der Geschichte unserer Kirche — wird er auf Veranlassung des Ortspfarrers „wegen pietistischer Umtriebe“ versetzt. Auch in seiner neuen Stelle darf er bald manchem Führer zum ewigen Leben werden. Aus jener Zeit sei eine kleine Episode mitgeteilt, die den Mann kennzeichnet: Eines Tages ist er mit einem christlichen Lehrer zusammen, der wegen senes Jähzorns bekannt ist. Im Laufe des Gesprächs sagt er etwas, was jenen furchtbar ärgert und so erregt, daß er seinen Stoc erhebt und seinen Freund Mayer wuchtig ins Gesicht schlägt. Wenn jetzt der Angegriffene in derselben Weise antwortet, dann bieten die beiden Jugenderzieher

ihrer Umgebung das traurige Bild einer regelrechten Prügelei. Aber unser Friedrich Mayer erbittet sich von Gott innere Ruhe, schaut seinen Freund ernst an, hält ihm die andere Wange hin und fragt: „Willst du nicht auf diese Seite auch noch schlagen?“ Das Wort trifft den erregten Mann ins Herz. Er starrt seinen Freund ganz entgeistert an, der Stoc entgleitet seinen Händen, in seinen Augen steigen Tränen auf. Er fällt seinem Freunde um den Hals und ruft ein über das andere Mal: „Ach, was habe ich getan? Kannst du mir meinen häßlichen, wüsten Jähzorn vergeben?“ — Und aus der Stunde des Zorns und der Leidenschaft wurde eine Stunde der Buße, an welcher die Engel Gottes im Himmel ihre Freude gehabt haben.

Im Jahre 1851 wurde er Hausvater an der „Hardtstiftung“ bei Karlsruhe. Dies Rettungshaus für gefährdete Kinder war eine Frucht der Henhöfer'schen Erweckungsbewegung in Baden. Die Anstalt wurde von den lebendigen Gemeinschaften getragen und war wiederum für diese ein Mittelpunkt und ein Sammelplatz. Da gab's mancherlei Arbeit: Der Kinderschar wirklich Vater sein, in dem großen Haushalt und der Landwirtschaft nach dem Rechten sehen, Schule halten, die Hausgemeinde geistlich versorgen, die Ortsgemeinschaft pflegen, dem Schwarm der sonntäglichen Gäste gerecht werden. Mayer war hier der rechte Mann und das Hardthaus wurde unter ihm eine „Stadt auf dem Berge“. In der Gemeinschaftsbewegung wurde er bald führend. Lange Jahre war er Inspektor des „Vereins für Innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses“. Immer ging er klar und gradlinig seinen Weg. Er kannte und studierte alle neueren christlichen Bewegungen, aber er blieb bei der einfachen, gesunden Lehre des Evangeliums. Bezeichnend ist, daß er seine Bibel immer wieder durchlas, auch sein Testament stets bei sich führte; aus ihm las er oft schnell ein paar Verse, wie ein Wanderer, der immer wieder einen Schluck Wasser nimmt, um sich zu stärken und zu erfrischen. — Wenn die badischen Gemeinschaften entschieden kirchlich geblieben sind und heute klar und fest der Kirche dienen wollen, allerdings in Freiheit, so ist das nicht zum mindesten dem Einfluß Mayers zu verdanken. —

Diesem Mann reichte die Witwe Busch die Hand zum Ehebunde. Es war für unsern Vater nicht ganz leicht, sich in diese neue Lage zu finden, zumal aus zwei früheren Ehen erwachsene Kinder da waren. Der Student hatte einen neuen Vater und neue Geschwister. Und man versteht, daß ihm bangte vor „großen Schwierigkeiten“. Und doch — wie haben sich alle diese Schwierigkeiten so herrlich gelöst. Der neue Vater ist ihm ein rechter Vater geworden, mit dem er eng verbunden wurde. Die Geschwister gewannen sich herzlich lieb. Und das Hardthaus wurde für Vater eine neue, liebe Heimat, an der er Zeit seines Lebens mit großer Liebe hing. Da schreibt er einmal: „. . . bald darf ich heim. Wie freue ich mich darauf. Ich bin jetzt doch mit dem Hardthause so zusammengewachsen, daß ich oft ein wenig Heimweh habe, was mir sonst in meiner ganzen Studentenzeit nie passiert ist.“ Und in einem Nachruf nach dem Tode des Stiefvaters nennt er ihn einen „Vater in Christus, wie wir wenige haben“. Es ist rührend zu lesen, wie der Student dem Vater seine inneren Schwierigkeiten, Zweifel und Nöte bringt, so, als spreche er sich mit einem älteren Freunde aus.

Eine kleine Geschichte ist mir bekannt, wo der Stiefvater dem Sohne so fein zurecht half.

Der Student hatte damals zu ringen um ein inneres Verständnis des Alten Testaments. Da war ihm u. a. das Buch Esther anstößig. „Was soll uns dies Buch, in dem ja nicht einmal der Name Gottes vorkommt?“ Da antwortet ihm der Hausvater, der so tiefen Respekt vor dem Worte Gottes hatte und dem es sich deshalb erschloß: „Achte doch einmal darauf, welcher wunderbaren Weg Gott mit seinem alttestamentlichen Volke geht. Glaubst du, da sei es unwichtig, zu sehen, wie Gott dies Volk vom Untergang errettet, damit es seine Rolle im Heilsplan Gottes erfülle! Im Buche Esther hast du eine treffliche Illustration dazu, wie Gott sein Volk auf Adlerflügeln getragen hat. Da wird mir Gott ganz groß.“

Das Bild dieses Mannes darf nicht fehlen, wenn wir Vaters Entwicklung beschreiben wollen.

Von Studenten-Freuden und -Freunden.

„Ja, wenn sich Freunde schauten
Bis tief ins Herz hinein:
Es liegen Perlen drunten
Und manch ein Edelstein.“

Er hat's nicht nur gesungen, sondern auch erlebt. Im kleinen Freundeskreise in Basel und in den Verbindungen des Schwarzbundes in Halle und Greiswald.

„. . . In unserm Kränzchen stehen wir jetzt bei der Betrachtung des Galaterbriefes. Man hat doch so sehr viel davon, wenn man so zuweilen über Gottes Wort seine Ansichten austauschen kann,“ schreibt er einmal. Ja, da erhielt die Brüderschaft ihre Weihe und ihre tiefste Verbundenheit. Es ist doch etwas Großes, daß der enge Freundeskreis, der sich in Basel fand, regelmäßig zur Bibelbetrachtung sich zusammenschloß. So wußte man sich im letzten Ziel eins. Einer ließ den andern an seinem Werden und Wachsen teilhaben. Wie fein ist, was da einmal ein Freund schreibt: „Was kann die Freude machen, die Einsamkeit verhehlt? Das gibt ein doppelt Lachen, was Freunden wird erzählt. Der kann sein Leid vergessen, der es von Herzen sagt, der muß sich täglich fressen, der im Geheim sich nagt.“ So Simon Dach. Und ich will Euch Freud' und Leid vorlegen. Gott Lob, daß ich von letzterem nicht viel sagen kann. Es gibt ja so manches innere Leid, so ein Seufzen und Bangen um dies und jenes, so oft ein Betrübtfsein zum Tode, nachdem das Herz himmelhoch gejauchzt . . . und ich will auch hoffen, daß ich endlich geführt werde durch innere Anfechtung zum Sieg, durch Straucheln und Irren zur Wahrheit. Ich bin zu Hause durch verschiedene Gespräche zu ernsterem Nachdenken über meine religiöse Stellung angeregt worden, und ich möchte mit Ernst zu einer entschiedenen Stellung kommen . . .“

All dies war der Unterton. In solcher Verbundenheit verlebte man köstliche Studentenjahre in ihrer ganzen Freiheit. Die Welt war doch schön und groß, und Gott schenkt eben auch die Jugend, den Sonnenschein und das Lachen. Es ist ja, als hörte

man noch das Lachen aus den alten Briefen. Und wenn man sich gegenseitig auslacht, wird's nicht übel genommen. Wie geht's da z. B. über den armen E. W. her, „der sich noch gar nicht recht finden kann in seine neugewonnene Studentenfreiheit. Besonders imponiert ihm, einen eigenen Hauschlüssel zu besitzen, den er von Zeit zu Zeit aus der Tasche holt und glückstrahlend streichelt.“ — Da ist S. B., der es wagt, sich den Freunden zu entziehen. „Der Kerl vergräbt sich ganz in seinen Büchern und wird immer gelehrter. Er sieht schon gar nicht mehr aus wie ein Student, sondern mehr wie ein Pfarrer im 25. Amtsjahr.“ Da wird einer, der in die Mission geht, kurzweg „das Missionshuhn“ genannt und die „Hallenser“ Freunde sind die „Hallunken“.

Und diese rauhen Brüder sind denn doch wieder dieselben, die mit rührender Zartheit an einem Weihnachtsabend ihren kranken, einsamen Bundesbruder Busch aufsuchen. Und mit Baum, Kerzen und kleinen Geschenken feiern sie bei ihm ihr Fest.

Er zieht mit den Freunden zum Hallenser Tor hinaus zu irgendeinem Gartenkonzert, er schwärmt und singt mit ihnen bei einer Mondscheinfahrt auf der Saale, er übernimmt eine Charge in seiner Verbindung und beim Fackelzug reitet er flott vorneweg. Mit Begeisterung sticht er den „Landesvater“ (d. i. ein studentisches Freugelöbnis an den Landesvater und das Vaterland) und macht manchen fröhlichen Scherz mit. Da steigt er nächtllicherweise seinem Vetter Th. B. ins Zimmer und hat einen großen Spaß, als der glaubt, Einbrecher seien da. Er freut sich, die Welt kennen zu lernen. Jahre später noch erzählt er von einer feinen Fahrt nach Rügen. Da steht er manchmal in Greifswald draußen an der See am Ende einer langen Mole, läßt die Wellen ihn nassspritzen und den Sturm ihn packen und fühlt, daß er jung und stark und fröhlich ist. Und Schwimmen und Segeln und Wandern! Kurzum, er ist ein fröhlicher Student voll Lebensfreude und Lebensbejahung.

Und doch, das, was bleibt, ist das Wertvollste. All das reiche äußere Erleben verblaßt zu Erinnerungen. Aber was innerlich erkämpft wird, das ist bleibender Besitz. Und an Kämpfen bleibt dem Studenten nichts erspart. Er geht hindurch durch viel

Forschen und Zweifeln. Die zwei Zentralfragen der Theologen: „Was dünkt dich um Christus?“ und „Was ist es um die Heilige Schrift?“ haben Vater in viel Nöte hineingeführt. Nöte, jawohl! Und doch gehört auch das in das Kapitel von den „Freuden“.

Es gibt doch nichts Schöneres, als wenn es innerlich von einer Klarheit zur andern geht und von einer Gewißheit zur andern. Dazu eine Briefstelle, die er von Bad Boll, der Wirkungsstätte der Blumhardts, an seine Mutter schrieb: „. . . Überhaupt sind in diesen Tagen in mir Dinge vorgegangen, von denen ich hoffe, daß sie auch in meinem ferneren Studentenleben nachhaltig sein werden . . .“

Am segensvollsten war wohl, daß sich der Student so ganz unter das Wort Gottes stellte. Es hatte ihm einst jemand geraten: „Lies mindestens jeden Tag ein Kapitel in deiner Bibel.“ Den Rat befolgte er wirklich treu. Und das ist ihm zum großen Segen geworden. „Herr, dein Wort ist meines Herzens Freude.“

*

Im Herbst 1890 bestand er sein erstes theologisches Examen und damit fand seine Studentenzeit ihr Ende.

Die große Liebe.

Zwei Elternhäuser hat Vater gehabt: das Rettungshaus in Elberfeld und später das Hardthaus bei Karlsruhe. Beides Mittelpunkte geistlichen Lebens und Segensquellen. Nun beginnt für ihn ein drittes Haus von gleichem Schlage wichtig zu werden, das ihm immer mehr Heimat wird: das Schulhaus in Hülben. Im Schwabenland liegt das Dörflein, hoch auf der „rauhem Alb“. Da geht von dem berg- und waldumschlossenen Luftkurort Urach ein herrlicher Weg in die Berge hinein; der führt oben auf die Höhe, wo der Wind rauh daherkommt und der Boden mager ist. Wenn man dann ins Dorf hineinkommt, findet man bald das alte Schulhaus. Da wohnt heute noch ein Lehrer Kullen, ein Lehrer wie sein Großvater und sein Urgroßvater und dessen Vater und Großvater. Sechs Generationen zurück reicht die „Lehrerdynastie“ bis zum Jahre 1722. Sie haben ihren Ruhm und ihre Traditionen, die Kullens. Das hat seinen Grund allerdings nicht in einer stolzen Familiengeschichte, trotzdem hier vielleicht auch mancherlei Interessantes zu Tage gebracht werden könnte. Geht doch in der Familie die Sage, sie seien als ein adlig Geschlecht aus Schweden herübergekommen. Und als einmal einer der Familie, der bei der Marine diente, mit seinem Schiff um das schwedische Kap Kullen fuhr und von seinem Vorgesetzten gefragt wurde: „Kullen, was haben Sie für Beziehungen zum Kap Kullen?“, da sagte der stolz: „Dort stand das Schloß meiner Väter.“ Das war ja ein prunkvoller Ausdruck, und er ist oft belacht worden. Denn man hatte seinen Stolz im Hause Kullen in etwas anderes gesetzt: „So jemand unter Euch will gewaltig sein, der sei euer Diener,“ sagt der Herr Jesus. Das hat man gehört und verstanden im Hülbener Schulhaus. Und so wurde das Haus eine Herberge für viele

und ist's auch heute noch. Und wer da aus dem Hause ging, der war köstlich und liebevoll bewirtet worden, und viele haben reichen Segen empfangen im Umgang mit den geheiligten Menschen, die dort wohnten.*)

Zu der Zeit, als Johannes Kullen dort „regierte“, ein Mann, dessen Name weit über Württembergs Grenzen bekannt geworden ist, kam unser Vater als Student dorthin. Und da geschah etwas für sein Leben Entscheidendes — er liebte. —

Vor mir liegt ein Buch, in dem Mutter aus jener Zeit plaudert. Und es geht gar nicht anders, ich muß ganz einfach schweigen, und Mutter erzählen lassen:

„Es war an einem Herbstabend. Wir hatten den ganzen Tag fleißig Kartoffeln herausgemacht (zur Schule gehörte eine große Landwirtschaft), saßen nun so gemütlich in der großen Wohnstube und lasen aus einem Buche vor. Da kam unsere Base Lydia Bayer (deren Haus ganz in der Nähe war) und sagte, es sei Besuch da: Gottlob Mayer (Sohn des Hausvaters Mayer) und sein Stiefbruder Wilhelm Busch. Papa ging hinüber. Wir richteten schnell das Gastzimmer und warteten auf die Gäste. Aber auch uns holten sie noch: es sei gerade so gemütlich. Als ich eintrat, — so erzählte er später — erfaßte den Studenten eine solche unendliche Liebe, daß er ganz benommen war. Wir ahnten davon nichts, waren nur begierig, den neuen Vetter kennenzulernen. Gottlob Mayer kannten wir schon gut. Der war oft bei uns gewesen. Aber auf den andern richtete sich alles Interesse. Sein Stiefbruder stellte ihn vor, und er verneigte sich sehr tief und formell vor uns, viel förmlicher, als bei uns unter Verwandten Sitte war. Dann setzte er sich in eine Ecke und sprach den ganzen Abend kaum ein Wort. Ich dachte: das ist aber ein steifer Preuße! Als er abends mit seinem Bruder allein war, schüttete er sein Herz aus und sagte von mir, die ich ihm nur kurz vorgestellt war: „Die oder nie!“ Aber er wußte wohl, daß er mit seinen Herzensangelegenheiten zu schweigen hatte. War er

*) Vgl. Baun, „200 Jahre im Dienste der Schule (Familie Kullen)“. Quell-Verlag, Stuttgart.

doch erst 20 Jahre alt. Am nächsten Morgen hatte ich zu kochen und zu backen, so daß ich von den Gästen nicht viel sah. Aber ich hörte den Studenten ganz wundervoll Klavier spielen. Ich glaubte, noch nie so schöne Musik gehört zu haben. Namentlich spielte der Vetter den Chopinschen Trauermarsch ganz wundervoll. Er war kurz vorher bei der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. gewesen, hatte mit Bewegung die aufgebahrte Leiche gesehen, umgeben von der regungslosen Ehrenwache, hatte, als nachher der Leichenzug vorbeikam, Spalier gestanden. Da hatten sie ihm den Trauermarsch so in die Seele gespielt, daß er ihn in herrlichem Klavierspiel wiedergab. Nachmittags gingen die lieben Eltern und wir alle auf den Seizensfelsen. Von dort hat man prächtigen Ausblick ins Tal und Unterland. Auf dem Wege erzählte mir der neue Vetter sehr anregend von den wunderbaren Kreidefelsen, die er auf einer Kügenfahrt sah. — Bis in mein Alter kann ich mir gar nichts Schöneres und Anziehenderes denken als die Insel Rügen, die ich im Leben nie gesehen habe. Wir waren alle so fröhlich zusammen, und unser Papa lachte öfter und sagte: „Versteht ihr denn den neuen Vetter, ich verstehe ja kein Wort.“ Ja, wir verstanden uns sehr gut, obwohl er so undeutlich, rasch und norddeutsch sprach. — Vetter Gottlob reiste gleich wieder ab, er hatte wenig Zeit. Dagegen gefiel es dem andern so gut, daß er noch in Hülben blieb. Aber ganz unerwartet kam Nachricht von den Verwandten aus M.: ich möchte gleich zu Hilfe kommen, das kleine Töchterlein sei erkrankt. Schnell war ich reisefertig. Mein zwölfjähriges Schwesterlein durfte auch mit. Der Vetter bot sich an, uns an die Bahn nach Urach zu begleiten, was den Eltern sehr recht war, die uns Mädchen nur ungern allein durch den Wald gehen ließen. Unterwegs war der vorher so lebenslustige Student wieder völlig schweigsam. Er sah öfter auf mich herunter, — ich war gar klein und schmal neben dem stattlichen Mann — und ich dachte, ob sich wohl der flotte Student geniere, mit uns Landpommeränzchen in die Stadt hineinzugehen. (Wenn wir's uns später erzählten, sagte er: Wenn du geahnt hättest, wie sehr ich dich liebte!) Ich konnte den Gedanken fast nicht tragen, daß du abreistest.)

Vor dem Postwagen nahm er Abschied und zog allein den Berg hinauf nach Hülben. Meine Schwester erzählte später, daß er sich ans Klavier setzte und spielte: „Einsam bin ich, nicht allein, denn es schwebet süß und mild um mich her im Mondenschein dein geliebtes, teures Bild.“ Ebenso belustigte es natürlich die Schwestern, daß er nun auf einmal auch abreisen mußte. — . . .

Er kam nach Hause. In seiner aufrichtigen Art konnte er seiner Mutter sein Geheimnis nicht verschweigen. Er setzte sich auf einen Stuhl, ließ die Arme schlaff herunterhängen und sagte: „Mit mir ist's aus. Ich bin verliebt.“ Seine Stiefschwester: „Gelt, die Johanna?“ Er: „Ja.“ — Nun mußte seine Mutter Anwalt sein und kam nach Hülben. — Die neue Tante war gleich allerseits geliebt, aber als sie meinen Eltern anvertraute, daß ihr Sohn Wilhelm mich liebgewonnen habe, da war's den Eltern sehr unangenehm. Sie fürchteten, er werde noch viele Mädchen sehen, bis er in Amt und Würden sei, und könne ihr Kind unglücklich machen. Mein lieber Vater schrieb an den Studenten: Er sei noch viel zu jung, um an solches zu denken. Er solle sich recht mit dem Heiland verloben. Und er bitte ihn sehr, mir nichts von seiner Liebe zu sagen. Meine Mutter habe gedacht, dem müßte es sehr ernst sein, wenn er auf solchen Brief hin nochmal käme. Aber es war ihm mehr als ernst. Er hat nur mich geliebt, und solche Liebe ist ein Gottesgeschenk seltener Art. —

*

Ein Jahr danach hatte das Hülbener Schulhaus eine Sturmwelle von Besuchen, darunter die beiden Brüder Busch. Ich bewundere heute noch meine Eltern, wie sie so viel fröhliches Leben mit Freuden ertragen haben. Viel wurde musiziert in jener Zeit und aus frohem Herzen gesungen. — Unvergeßlich ist mir die erste Predigt, die der Student auf der Hülbener Kanzel hielt über den Text: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ War das der von Wit und Humor übersprudelnde Student, der da solch gewaltiges, herrliches Zeugnis ablegte von seinem Herrn und

Heiland? Das ging ja durch Mark und Bein. Wie hat er mit seinem starken Glauben auch mich mitgerissen zu dem rechten Weinstock, an dem wir Neben bleiben dürfen und durch den wir viele Frucht bringen können.

Wir gingen mit unsern Gästen nicht nur hinaus aufs Feld und an all die stillen, schönen Plätze meiner herrlichen Heimat, sondern auch auf Gemeinschaftskonferenzen, die hier und da stattfanden. Mein Vater war ja ein führender Mann unter den Gemeinschaftsleuten und leitete auch selbst eine „Stunde“ in Hülben. — Für den Studenten war es ein großer Genuß, wenn er von der Höhe der Universitätswissenschaft das praktische Christentum der württembergischen Pietisten kennenlernte. Der alte württembergische Pietismus wurde von Theologen ins Leben gerufen und ist deshalb völlig kirchentreu. Im Hülbener Schulhaus hat ein junger Pfarrer, Ludwig Fricker, im Jahre 1764 ein geistliches Lichtlein angezündet. Hülben war damals Filial von Dettingen, wo Fricker predigte. Der sagte einmal zu der Schulmeisterin Kullen, als sie ihn um geistlichen Rat anging: „Lesen Sie den Römerbrief!“ Das tat sie. Als sie damit fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, die Römer-Epistel ist für die Dettinger, aber nicht für die Hülbener.“ Sie meinte, die Hülbener seien nicht so schlecht, wie Paulus es schilderte. Aber der junge Pfarrer sagte nur kurz: „Frau Schulmeisterin, lesen Sie den Römerbrief noch einmal!“ Sie gehorchte und bekannte: „Die Römer-Epistel ist auch etwas für die Hülbener und auch für mich.“ „Ja, nun ist ihr eben ein Licht aufgegangen, und im Licht lernt man,“ sagte Fricker. Durch fünf Generationen brannte nun schon das Licht, als Wilhelm Busch nach Hülben kam.

*

Lange wußte ich nicht, daß er mich liebte. Da waren wir eines Tages bei dem herrlichen Uracher Wasserfall gewesen. Auf dem Heimweg hat der Student meinen Vater unaufhörlich gebeten, er möchte es ihm doch erlauben, mir seine Liebe auszusprechen. Aber so mild mein Vater sonst war, hier blieb er unerbittlich: „Du sollst ungebunden sein, bis du fertig studiert hast.“

Derweilen lief die andere Gesellschaft lachend und singend die Straße vor ihnen her, und alle meinten, die beiden seien wohl in theologische Fragen vertieft und deshalb zurückgeblieben. Der Student war gehorsam. Er hatte auch meine Eltern schon so sehr lieb gewonnen, daß er nicht gegen ihren Willen handeln wollte. Aber oft schien es mir doch, als ruhe sein Blick anders auf mir als auf den andern. Aber ich war jung und kindlich. „Nein, das kann nicht sein,“ hieß es in mir, und schnell vergaß ich alles. Aber als er ankam, hat mich's so wunderbar übernommen, wie er mich grüßte.

Am 17. April 1890 durfte er zum erstenmal an mich schreiben: „Endlich darf ich Dir sagen, wie sehr ich Dich lieb habe.“

Es waren eineinhalb Jahre her, daß wir uns zum erstenmal sahen. Nun waren wir glückselige Brautleute. Wie viel ist schon über die Liebe geschrieben und gesungen worden, und doch kommt jedem glücklichen Brautpaar gerade sein Liebeslied als das allerschönste vor, als sei der Frühling nur für ihre Liebe blühend. Und alle Sterne leuchten nur ihnen und bringen die tausend Grüße dem andern. Dies Lied versteht kein Mensch, nur sie beide verstehen es und singen es überall; aber wir mußten es noch sehr leise singen. Über die Schwelle der Elternhäuser sollten die herrlichen Töne von diesem großen Glück noch nicht gehört werden, ehe das Examen vorbei war. Aber „er“ kam doch nach Hülben und spielte Klavier, vielleicht den Hochzeitsmarsch, jedenfalls etwas ganz Herrliches. Und wenn Besuche kamen, verschwanden wir; eins ging in die „Gute Stube“, das andere in den Hausgang. Aber weil die Zimmer ineinander gingen, trafen wir uns im hinteren Zimmer und freuten uns aneinander.

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit.
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.“

Und zum Glück ist diese Liebe jedes Jahr grüner, schöner und jünger, inniger, unentbehrlicher geworden.

*

Er war wohl doch ganz anders als andere. Im ersten Brief schrieb er neben viel lieben Worten: „. . . Es ist mein Wunsch, daß unser Heiland der erste in unserem Bunde sei . . . Ich glaube, wenn wir recht in seiner Liebe stehen und uns recht fest an ihn halten, dürfen wir uns recht lieb haben.“ So hat er's auch gehalten. Es verging kein Tag, wo wir nicht im stillen Zimmer zusammen aus Gottes Wort lasen und er betete. Mein Bräutigam hätte es gern gehabt, daß ich auch gebetet hätte; aber dazu konnte ich mich als Braut nicht verstehen. Er sagte alles so einfach und kindlich seinem Herrn, was ihn bewegte, er dankte ihm für unser großes Glück und brachte alle Bitten vor ihn, daß mein Herz mit einstimme. Aber nach der Hochzeit, schon am ersten Tage, bat er mich ganz bestimmt, auch laut zu beten. „Das ist das sicherste und festeste Band im Eheleben, eine aufrichtige Gebetsgemeinschaft.“ —

Am letzten Morgen, kurz ehe er die Augen für immer geschlossen hat, sagte er: „Sind wir allein? Dann wollen wir auch noch zuerst zusammen beten. Aber danken!“

Wir waren viereinhalb Jahre verlobt, bis wir endlich im Oktober 1894 heiraten konnten.“

Wanderjahre (1890—1892).

Welschneureuth in Baden.

Du hast Karlsruhe verlassen und bist etwa eine Stunde durch den schönen Hardtwald gewandert. Nun hört der Forst auf, und du siehst inmitten der Kartoffel- und Krautäcker zwei langgestreckte Dörfer vor dir liegen: Welschneureuth und Teutschneureuth. Bevor dich der Weg ins Dorf führt, kommst du an einem größeren Gebäudekomplex vorbei. An der Front des Haupthauses, die so hübsch mit wildem Wein bewachsen ist, kündet dir ein großes Schild: Hier ist die „Hardtstiftung“.*)

Hierher kam Vater nach seinem ersten Examen. Er hatte eine Stelle als Vikar des Welschneureuther Pfarrers inne. Zugleich war er die rechte Hand seines Stiefvaters,**) der als Hardthausleiter und Inspektor der Inneren Mission viel in Anspruch genommen war. In jener Zeit erlebte er zum erstenmal die Schönheit und die Last seines Amtes. Ich stelle einiges aus seinen Briefen zusammen:

„. . . Gegenwärtig habe ich sehr schwierige Besuche zu machen, z. B. bei einem schwindsüchtigen Manne, der früher ganz in der Welt stand, nun aber mächtig angefaßt ist. Möchte mir der Heiland doch Gnade geben, daß ich ihm diese Seele mehr und mehr zuführen darf. Ich habe hier gesehen, wie die Leute auf dem Lande furchtbar hart gegen sich sind. Dieser Mann arbeitete in einem Eiskeller, bekam dann zwei Blutstürze, arbeitete aber trotzdem noch mehrere Stunden weiter, bis er zusammenbrach. Er wird wohl bald heimgehen dürfen . . .“

„. . . Es ist doch gerade da am Grabe besonders lieblich, zu reden von einem auferstandenen, Lebendigen Heiland . . .“

*) Eine Anstalt für gefährdete Kinder verwahrloster Eltern.

**) Vgl. Seite 52 ff.

„ . . . Jetzt heißt's wieder, Hausväterles spielen (im Hardthaus), und im Ernst. Es wird dann fast zu viel, die zwei Gemeinden und die Anstalt zu versorgen . . .“

„ . . . Ich habe so sehr Mitleid mit unserer Gemeinde, die so furchtbar heimgesucht ist durch das Sterben der vielen Kinder. Möchte es doch der Gemeinde recht zum Segen gereichen, daß sie erkennt, was Gott mit dieser Heimsuchung sagen will. Es wäre gerade hier so nötig, daß die Leute ein wenig mehr Ernst machten mit dem Christentum. Sieben Kinder sind in dieser Woche gestorben, und viele liegen noch schwer darnieder; alles Kinder im Alter von 2 bis 3 Jahren. Gestern hatte ich eine Beerdigung, da war der Jammer herzzerreißend: das Kind, das begraben wurde, war das einzige Kind seiner Eltern. Auch mir möchte ich einen recht reichen inneren Gewinn von diesen vielen Gräbern erbitten: Fest und gegründet werden in Jesu Blut und Wunden . . .“

„ . . . Ich muß dir noch von einer wunderbaren Gebetserhörung erzählen, die ich erfahren durfte. Es kam so vielerlei Unruhe in unser Haus, daß ich zu keiner Predigtvorbereitung kam in all dem Trubel. Erst abends um 10 Uhr konnte ich mir nur ein paar Notizen machen. Ich verließ mich aufs Gebet, habe in der Sakristei noch ernstlich gebetet, ehe ich auf die Kanzel ging, und obwohl der Text ziemlich schwierig war, ging's mir so gut wie eigentlich nie. Es war mir gerade, als ob ein anderer für mich rede. Solche Erfahrungen machen außerordentlich viel Mut und Freude . . .“

„ . . . Ich habe vorher die Angst gehabt, man werde durch die vielen Reden so ausgepreßt wie eine Zitrone. Aber ich habe, Gott sei Dank, gerade das Gegenteil erfahren dürfen; ich habe beim Studium meiner Predigten mehr bekommen, als ich haben müssen. Ich kann gar nicht genug dankbar sein, wie großartig mir der Herr geholfen hat. „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Möchten wir doch immer mehr schwach in uns selbst werden . . .“

„ . . . Am letzten Sonntag hatte ich als Predigttert Matth. 6, 24–34. Als Thema: „Was ist und sollte der Christen Sor-“

gen und Trachten sein?" 1. An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'. 2. Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert: darnach trachte! Es ist mir bei der Vorbereitung zu dieser Predigt wieder zum tiefsten Eindruck geworden, wie sehr man's nötig hat, immer wieder zu fragen, ob dies Trachten nach dem einen, was not tut, immer Numero 1 ist. Es ist mir selten eine Predigt so zum Segen geworden, wie gerade diese . . ."

„. . . Mein Amt wird mir überhaupt immer größer und schwerer, je näher es heranrückt. Es geht mir fast wie dort dem Mose am Berge des Herrn, der so schwer daran will, ein Votum des Herrn zu werden. Ich verstehe es so gut, wie man vor der Heiligkeit und Majestät Gottes zurückbeben kann, wie man sich so unendlich klein fühlen kann und so unfähig dazu, das auszurichten, was der Herr haben will. Da ist's eben gut, daß wir einen Heiland haben, der für uns alles tun will . . ."

„Es ist mir jetzt ein rechtes Anliegen, daß mein Verhältnis zum Heiland ein recht persönliches werde, daß ich nicht von einem Heiland weiß und reden kann, sondern von meinem Heiland, der mir ganz persönlich zu eigen gehört . . ."

„. . . Der Mensch möchte immer so gern hinauf, immer höher und höher und höher, und da wird Jesus immer kleiner; und es ist doch so selig, wenn man sich selbst in die Tiefe führen läßt, und dann Jesus so groß und herrlich dasteht. Wenn es mir doch gelänge, unserer Gemeinde das wichtig zu machen; ich glaube, daß es gerade hierin in meiner Gemeinde noch ganz bedeutend hapert. Und je mehr ich aus eigener Erfahrung reden kann, desto mehr kann ich ändern davon sagen . . ."

Stepenitz.

Stepenitz ist ein Ort in Brandenburg. Dort war Vaters Stiefbruder, Lic. Gottlob Mayer, Pfarrer. Zu ihm siedelt Vater im Juli 1891 über. Ja, dorthin flieht er förmlich aus der Unruhe der Gemeindegemeinschaft und des Hardthauses. Noch hat er ja seine Examina vor sich und muß jetzt ordentlich wissenschaftlich arbeiten. Dazu hat er Zeit im ländlichen, stillen Pfarrhause, das ihn so gastlich aufnimmt. Nebenbei hilft er seinem

Bruder in den fünf Gemeinden. Es ist ein beschauliches Dasein, das er führt: Freude an den Büchern, Freude auch an der ländlichen Gemeinde, Freude vor allem an dem jungen Familienglück des Bruders. In Lenchen, „den kleinen Balg“, (das ist das Töchterlein des Bruders) ist er ganz „verliebt“. Und bei aller Wissenschaft ist ihm ihr „Fläschchen“ und ihr „Gerstenschleim“ hochinteressant. Er findet auch immer wieder Zeit, offenen Blicks die eigenartigen Verhältnisse in jenen großen Landbezirken zu beobachten. So macht er einmal eine rechte Bauernhochzeit mit, bei der nicht weniger als 400 geladene Gäste erscheinen. Und ein andermal besucht er einen Pastor, der 8 Pferde und 21 Kühe im Stall hat, der 300 Morgen Acker und einen riesigen Garten meisterhaft pflegt und dabei — das ist Vater das Erstaunlichste — ein „außerordentlich geistvoller und geistig regsamere Theologe“ ist.

Aber noch etwas sieht er — und daran trägt sein Herz schwer: „Es ist hier in der Gegend so viel geistlicher Tod in den Gemeinden . . .“

Dr. phil. (Erlangen) 1891.

In aller Heimlichkeit und Stille setzt er sich eines Tages auf die Bahn und fährt nach Erlangen. Und acht Tage später bekommt die Braut folgende Botschaft: „Am Montag abend habe ich das philosophische Doktorexamen in Erlangen bestanden.“*) Das soll meine größte Weihnachtsüberraschung für Dich sein. Deshalb habe ich Dir vorher nie ein Wort darüber geschrieben, um Dich ganz damit zu überraschen.“ —

Bei der mündlichen Prüfung scheint es ihm ganz ordentlich ergangen zu sein. Denn als er den Prüfungsraum verließ, meinte der aufwartende Saaldiener: „Sie haben ja ganz hübsch geantwortet. Ich denke, das können wir gelten lassen.“ Dieser maßgebenden Ansicht scheinen sich die Professoren angeschlossen zu haben. Und somit war der arme Kandidat plötzlich in einen

*) Anfang November hatte er seine Arbeit eingereicht über das Thema: „Die Erkenntnistheorie des Friedrich Heinrich Jacobi, aus seinen gesamten Werken im Zusammenhang dargelegt.“

stolzen „Doktor der Philosophie“ verwandelt. Das Erstaunen der Eltern und Schwiegereltern, der Braut und der Freunde war groß. Denn alle hatte er mit dieser Sache überrumpelt. Herzlich freuten sich alle mit ihm an seinem Erfolge.

Teutschneureuth.

Noch einmal darf er in der Nähe der Mutter sein. Er kehrt ins Hardthaus zurück, um sich für das zweite Examen vorzubereiten. Zugleich versorgt er als Vikar die Gemeinde Teutschneureuth. „Das macht mir außerordentlich viel Freude,“ schreibt er, „daß ich wieder einen Wirkungskreis und bestimmte Arbeit habe. Ich fühle mich eben doch im Element, wenn ich „pfarramten“ darf und kann . . .“ Aber während er nun fröhlich in die Arbeit hineingeht, fühlt er zugleich die schwere Verantwortung des Amtes. Er will nicht nur „pfarramten“, er ringt mit Ernst darum, daß er r e c h t „pfarramte“. „ . . . Ich habe in der letzten Woche sechzehnmal reden müssen. Da ist die Gefahr groß, daß man nicht mehr bleibt an den Realitäten des Himmelreichs, daß man nicht mehr schöpft aus dem Gebet, sondern Phrasen macht. Was ich nicht recht gemacht, das möge der Herr vergeben, möge aber das Wort, das manchmal vielleicht nicht nach seinem Willen geredet war, segnen, reichlich segnen. Ich habe in diesem Jahr in der Karwoche, wie noch nie, ein Bewußtsein erhalten von der drückenden Schwere und der Verantwortlichkeit des Predigeramtes. Es ist doch gut, daß wir einen Heiland haben, der alle Mängel ausfüllen und gutmachen will . . .“ „ . . . Denke an mich im Gebet. Man muß doch gerade in der Predigt seine Schwachheit am meisten fühlen. Und doch ist's so wichtig, daß die Leute etwas bekommen . . .“ —

Die Frage, wie das Evangelium darzubieten sei, war für den jungen Prediger natürlich von großer Bedeutung. „ . . . Ich hab in Karlsruhe den bekannten Evangelisten K. gehört, der mit treiberischem und gemachtem Wesen dem Methodismus entgegensteht. Das Wort Gottes — ein Same, still und geheim wachsend, — wirkt nicht wie ein Maschinenschwungrad!“ Ein andermal schreibt er, „In diesen Tagen ist Schrenk in Karls-

ruhe. Ich habe viel von ihm gelernt. Die Gabe hat er ganz entschieden, den einfachen Leuten ans Herz zu reden. In der Beziehung möchte ich recht viel von ihm lernen . . .“ —

Schwerer als die Predigt ist die Seelsorge. Auch hierin erwachsen dem Kandidaten Aufgaben. Dabei zeigte sich schon damals seine originelle Art mit einem einfachen Wort so manchem zurechtzuhelfen. Da war eine, die sah nur Schwierigkeiten und Nöte. Kein Wunder, daß sie deshalb viel zu klagen hatte. Da meinte er: „Man muß es nur lernen, was jener Schwabe gesagt hat: „I han's aufi g'sait.“*)

Ein andermal schrieb ihm jemand: „Das Vielerlei des täglichen Lebens nimmt mich zu viel ein, und es ist doch nicht der Mühe wert, daß man sich so hineinlebt.“ Da antwortet er: „Die zweite Hälfte des Satzes klingt ja weltflüchtig und pessimistisch. Das steht in meiner Bibel nirgends geschrieben, wohl aber das, daß all das tägliche Vielerlei geheiligt und durchdrungen werden soll von dem, was in dem Herzen ist, von Jesu Christo; und das lehrt dann, sich r e c h t hineinzu leben, daß auch das kleinste Geschäft, die geringste Arbeit ein Gottesdienst ist, wenn sie geschieht im Aufblick zum HErrn . . .“

Mit diesem Satz wird etwas deutlich, was unserm Vater sein Leben lang ein ganz besonderes Gepräge gab: Mit ernstestem Ringen um die stete Gemeinschaft mit Gott verband sich bei ihm die fröhlichste Weltbejahung. Und zwar nicht so, daß die beiden Dinge unverbunden nebeneinander gestanden hätten, auch nicht so, daß er blind gewesen wäre für die Sünde und Not und Versuchung der Welt. Er wußte: Gott hat mich berufen, aber nicht auf eine einsame Insel n e b e n der Welt. Nein, i n die Welt hat er mich hineingestellt, und hier i n der Welt gibt er mir die Arbeit und den Kampf, die Freude und viel, viel schöne Gaben. Und so machte er die Augen nicht zu vor der Welt, vielmehr machte er sie weit auf und sah so klaren Blickes beides: ihren Jammer, der aus der Sünde kommt, und ihre Herrlichkeit, die der Schöpfer in sie legte. Er floh nicht vor

*) „Ich habe es nach oben gesagt.“

ihr, sondern er marschierte fröhlich in sie hinein, und doch als einer, der innerlich immer bat: „So nimm denn meine Hände und führe mich.“

Weil Vater so war, deshalb sahen wir an ihm auch etwas von dem, was der Psalmist sagt: „Ich gehe einher in der Kraft des Herrn.“

*

Da liegt vor mir eine Postkarte vom 1. 5. 1892 aus Koblenz, wo er sich vor der Prüfungskommission zu verantworten hatte. „Gut bestanden. W.“ Damit hatte er das letzte der Examina hinter sich, und nun ging's mit ganzen, vollen Segeln ins Amt.

*

Der Abschied vom Hardthause war nicht leicht. Von nun an sollte er nur noch als Gast zu kurzem Aufenthalt in dieses liebe Haus zurückkommen. Das Leben führte ihn hinaus zu neuen Aufgaben. „. . . Der Abschied ist mir sehr, sehr schwer geworden. Meiner lieben Mutter merkte man auch das Abschiedsweh sehr an. Ich danke dem Herrn so sehr für die lange Zeit, die ich im lieben Hardthause sein durfte. Jetzt fühle ich erst recht, was ich dort hatte.“

Wartezeit (1892-1894).

Vom badischen Land ins Ruhrkohlengebiet (Dümpten bei Mühlheim).

D ü m p t e n ! Dort zog er nun als Hilfsprediger ein, und zwar als einer, der erst wieder einmal recht lernen mußte. Diesmal nicht aus Büchern. Jetzt hieß es an den Menschen studieren. Hier hatte er es zum erstenmal mit einer Arbeitergemeinde zu tun. Die Bewohner waren zum größten Teil Bergleute. Zwar war von den furchtbaren wirtschaftlichen und sozialen Notständen, die später im Ruhrgebiet herrschten, zu der Zeit noch recht wenig zu merken. Zudem waren gerade in Dümpten besonders gesunde Verhältnisse. Der Ort hatte ländlichen Charakter, und fast jeder Arbeiter bewohnte sein Eigenheim und hatte ein Gärtchen zum Bebauen. Aber die schwere Arbeit unter Tage drückt dem Menschen doch den Stempel auf. Und es hieß nun für den jungen Hilfsprediger, der es mit seinen Büchern und dazwischen mit den badischen Bauern zu tun gehabt hatte, recht seine Gemeinde kennenzulernen.

Er kam gleich tüchtig in die Arbeit hinein. Der Ortspfarrer Köhrig mußte eines schweren Leidens wegen längere Zeit fort. So stand Vater ganz allein im Amt. Damit war er ja nun in seinem Element. Mit großer Begeisterung schreibt er seiner Braut von seinem schönen Kindergottesdienst und von dem Gottesdienst im Schulsaal (die Kirche war gerade im Bau), von dem Kirchenchor, der Bibelstunde und den Hausbesuchen. Nur einmal klagt er über seine Gemeinde: „. . . Man braucht hier so viel Weisheit. Es sind allerlei Leutlein, die von Sekten bearbeitet werden und anfangen nachzugeben. Da kann der Eifer, der so leicht kommt bei dem Unverstand dieser Leute,

so leicht Bitterkeit anrichten. Einfach in Christo, ein Wandeln in seinen Fußstapfen ist etwas so Herrliches, und doch wieder unserer Natur so unendlich Schweres . . .“ —

Das Pfarrhaus in Dümpten hat damals eine merkwürdige Zeit erlebt. Den ganzen Tag stand es wie ausgestorben. Der Hilfsprediger war in der Gemeinde unterwegs oder arbeitete in der Stille der Studierstube, und die Schwester des Pastors, die ihm Haus hielt, schaltete und waltete gar leise. Aber abends wurde es dann lebendig. Da blieben die Leute oft stehen und horchten, wie drin musiziert wurde. Dann saß der Hilfsprediger am Klavier und Fräulein Röhrig am Harmonium, das mit dem Klavier zusammenstimmte, und nun durchbrausten alle Herrlichkeiten schöner Musik das stille Haus.

Diese Schwester des Pastors war eine feine Seele. Vater schilderte sie einmal: „Sie ist außerordentlich lieb und nett, etwa 30 Jahre alt, sehr gescheit und liebenswürdig.“ Aber so aufmerksam sie auch sorgte und trotz der musikalischen Abende — es war doch eine recht einsame Zeit. „. . . Weißt Du, so sehr es mir ja hier gefällt, so ist's eben doch für mich, den gesellschafts- und liebebedürftigen Menschen, schrecklich öde und einsam.“

*

Mit Dümpten begann Vaters „Wartezeit“. Es ist ganz eigentümlich, daß er, der später von allen Seiten Bitten um Mitarbeit bekam, der von vielen Gemeinden gesucht und zu mancherlei Reichgottesarbeiten gerufen wurde, damals lange Zeit auch nicht die geringste Pfarrstelle fand. Sehnlichst wünschte er sich ein eigenes Amt und ein Heim, in das er seine Braut als Gattin führen konnte. So bewirkt er sich da und dort. Er meldet sich auf eine Stelle in Brandenburg. Die Gemeinde will ihn, aber das Konsistorium lehnt ihn als Rheinländer ab. Er nimmt eine Religionslehrerstelle in Rheydt an, die ihm übertragen werden soll unter der Bedingung, daß er ein Oberlehrerexamen in einem halben Jahr absolviere. Er fängt noch einmal an, auf dies Examen hinzuarbeiten — bis die Nachricht kommt, er sei von der Schulbehörde nicht bestätigt. Er hält hier und da Gast-

und Probepredigten. Aber keine der Gemeinden wählt ihn. Dazu kommt, daß Pfarrer Köhrig zurückkehrt und er damit auch in Dümpten überflüssig wird. In seiner Verzagttheit spielt er manchmal sogar mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Ganz hoffnungslos klingt's da einmal in einem Briefe an die Braut: „. . . Ich habe heute morgen wieder eine große Enttäuschung erlebt . . . So geht eine Hoffnung nach der andern dahin. Und ich kann das „Warten“ noch lange nicht so gut, wie Du meinst. Im Gegenteil, in den letzten Tagen bin ich oft sehr, sehr verzagt und deprimiert, weil sich's immer wieder verfinstert für die Zukunft. Ich habe auch keine rechte Lust, noch viele solcher Vikarstellen zu versehen, wo man doch im großen und ganzen äußerst wenig Raum und Freiheit hat zu selbständigem Handeln. Außerdem habe ich nicht einmal auf eine solche Stelle eine Aussicht. Ich glaube, daß Gott helfen wird. Aber wann? . . . Es ist doch ein so außerordentlich unangenehm Ding: Wenn man ein wenig warm geworden ist in einer Gemeinde, dann muß man wieder fort. So geht's auch hier in Dümpten. Jetzt, wo ich allmählich die Leute kenne und wirklich viele davon recht lieb gewonnen habe, nun muß ich bald wieder mein Bündel schnüren und muß fort. Wohin, das weiß ich nicht . . .“

Die „Wartezeit“ hat von diesem Brief an noch gut zwei Jahre gedauert. Das war nicht leicht. Und er hat recht darum ringen müssen, zu verstehen, daß Gott ihn damit in seine Schule nahm. Nun kam er auf unseres Gottes Hochschule, nachdem er mit der menschlichen fertig war. Und da hat er tüchtig gelernt. Schon in Dümpten: „. . . Das habe ich in letzter Zeit vielfach erfahren, daß man in diesen Perioden des Wartens ganz anders auf den Herrn geworfen wird als sonst . . .“

Als Lehrer in Orsoy am Niederrhein.

Die Postkutsche hält. „Orsoy!“ Unter den wenigen, die in dem kleinen Städtchen aussteigen, ist auch der junge Dr. Busch. Wahrhaftig, er hat von der ganzen Reise fast nichts gemerkt. So sehr hatten ihn seine Gedanken gefangen genommen. Sie waren der Fahrt vorausgeeilt. Da in Orsoy war wieder

so eine Hoffnung. Und wenn da nun nichts würde? Wenn sich das, wie so vieles andere auch, wieder zerschlug? — — Wenn er mit den Gedanken so weit kam, stieg in seiner Seele die Angst auf: dann war er ja „arbeitslos“. Ein furchtbares Wort! Da liegen die Kräfte brach. Man fühlt sich als völlig zweckloses Glied der menschlichen Gesellschaft, angewiesen auf andere, ohne irgend etwas zu leisten. Und diese Not tauchte immer wieder als graues Gespenst auf in dem Herzen des Hilfspredigers. „Nur das nicht! Eher gehe ich nach Amerika. In Brasilien oder in Kanada oder sonst wo wird schon noch ein Plätzchen für mich sein.“ Und dann klammerten sich die Gedanken wieder an die Hoffnung, die in Orsoy aufgetaucht war.

Und nun war er da. Wie wird's hier mit ihm werden?

*

Einige Stunden später ließ er freudestrahlend eine Karte an seine Braut los: „Soeben angestellt als Lehrer an der Präparandenanstalt und Rektoratschule in Orsoy . . .“ Und bald nachher folgte dann ein Brief: „Ich bin gegenwärtig sehr beschämt über meine große Ungebuld. Wie viel Geduld muß doch der große Gott mit uns armen, unverständigen Menschenkindern haben, und wie gnädig und freundlich denkt er doch immer wieder an uns. Ich hatte gedacht, es sei absolut keine Aussicht für mich da auf irgendeine Anstellung, und nun kommt diese Stelle aus des Herrn Hand so ganz plötzlich und unerwartet . . . Am Dienstag kam die Anfrage, und gestern machte ich mich gleich auf die Beine, reiste hin und nahm die Stelle an . . .“

Die Angst vor der „Arbeitslosigkeit“ muß für den Tatkräftigen groß gewesen sein, daß ihn diese Stelle so dankbar machte. Denn die ganze Sache entsprach eigentlich gar nicht seinen Wünschen. Es war keine feste Stellung, die er so ersehnte; ja, es war auch nicht einmal eine pfarramtliche. Er mußte eine Lehrerstelle übernehmen. Und so gern er unterrichtete, es war eben doch ein fremder Beruf, in den er hier geführt wurde. Aber er durfte doch nun wieder einen Dienst tun. Und daß ihm das geschenkt wurde, darin sah er Gottes gnädige Führung, die ihm den fröhlichen Dank ins Herz gab. —

Es kommt der Abschied von Dümpten. „. . . Ich darf in diesen Tagen des Scheidens in der hiesigen Gemeinde sehr viel Liebe und unverdiente Freundlichkeit erfahren.“

„. . . Am Dienstag abend brachte mir der Kirchenchor in Dümpten noch ein allerliebstes Ständchen zum Abschied, zu dem sich noch mehrere andere Gemeindeglieder eingefunden hatten. Am Mittwoch morgen reiste ich bei herrlichem, sonnigem Herbstwetter ab. Gegen Mittag kam ich hier in Orsoy an und wurde von Rektor Horn, dem Leiter der Präparanden-Anstalt, außerordentlich liebenswürdig empfangen, der sich auch den ganzen Tag meiner treulich annahm. Meine Wohnung habe ich bei einem Zigarrenfabrikanten ter Meer; zwei alte, reizende Eheleute, die mich außerordentlich verziehen. Sie haben keine Kinder; so behandeln sie mich ganz wie ihren Sohn. Ich musiziere ihnen oft, und daran haben sie dann große Freude. Ich bewohne zwei kleine Räume. Die Zimmer sind beinahe zugewachsen von Weinreben; die herrlichsten Trauben hängen mir fast in den Mund. Bis jetzt stand jeden Morgen auf dem Tisch ein Teller voll prachtvoller Trauben. Du kannst Dir denken, wie dankbar ich bin, daß ich es hier so schön getroffen habe. Meine Kost habe ich mit am Tisch der Familie Horn, die mit den Präparanden im gleichen Saal essen.

Meine Arbeit ist hauptsächlich an der Rektoratschule, die ich ganz zu leiten habe. Da sind jetzt 12 Schüler, die ich in zwei Abteilungen unterrichte. Nebenbei gebe ich noch Stunden an der Präparandenanstalt.“ —

„. . . Orsoy ist zwar Stadt; es hat Stadtrechte noch vom Mittelalter her. Aber es ist so komisch klein, daß man fast lachen muß. Zwei Hauptstraßen schneiden sich in der Mitte, und von dem Punkt aus kann man zu allen vier Ecken ganz bequem hinaussehen. Die Leute sind im allgemeinen sehr gemütlich und nett. Die Gegend rings herum ist flach wie ein Teller. Das schönste ist, daß wir den Vater Rhein so dicht an der Stadt haben. Der Wall am Rhein entlang, mit alten Bäumen bepflanzt, ist ein herrlicher Spaziergang. Gestern abend war ich

noch um 9 Uhr draußen. Der Rhein glänzte im Mondschein wie Silber. Das war zauberhaft schön . . ." —

Es gefiel ihm also sehr gut in Orsoy und namentlich im Hause ter Meer. Die beiden Alten waren ernste Christenleute, die in ihrem Leben viel Schweres durchgemacht hatten. Das hatte ihre Seelen geläutert und ihrem Wesen einen überaus edlen Zug gegeben. Mit rührender Liebe bemühten sie sich um ihren jungen Hausgenossen. Fast in jedem Brief, den der an seine Braut schrieb, kommt etwas Liebes von ter Meers vor. „. . . Ich erzählte neulich ganz zufällig im Gespräch, daß mein Vater ungefähr um diese Zeit gestorben sei. Seitdem finde ich sein Bild, das über meinem Schreibtisch hängt, jeden Tag von einem Kranz umrahmt. Ist das nicht wirklich schön? Sie behandeln mich ganz wie ihr Kind, daß ich ganz beschämt bin ob der vielen Liebe und Aufmerksamkeit. Die grünen Blättlein, die ich für Dich beilege, sind auch eine Gabe meiner lieben Hauswirtin. Sie hat hinten im Hof zwei Epheustöcke, Ableger vom Grab des Dichters Claudius und seiner Frau Rebekka. Sie hat die Ableger mitgebracht von Wandsbek vom Grab selber, und dieselben sind hier herrlich gediehen. Ich soll Dir nun die Blättlein mit einem herzlichen Gruß schicken.“ Ein andermal heißt es: „. . . Gegenwärtig haben die lieben Leutlein scheint's schwere Geschäftsforgen. Es ist mir groß, wie Frau ter Meer trotz all ihrer eigenen Sorgen doch immer gleich lieb und aufmerksam bleibt. Sie haben es wirklich verstanden, mir Orsoy zu einer Heimat zu machen . . ." Und als er vom Weihnachtsurlaub zurückkommt: „Mein Zimmer war aufs herrlichste geschmückt mit Tannenzweigen. Auch brannte der Weihnachtsbaum zu meinem Empfang . . .“

Als Vater nach viermonatigem Aufenthalt bei ter Meers in die Präparanden-Anstalt übersiedelte, da meinte er: „. . . Meine Wohnung ist zwar schön und sehr nett und gemütlich eingerichtet, aber — bei ter Meers war's eben doch noch ganz anders.“ Und bei der lieben, alten Frau ter Meer gab's bei dem Auszug, obwohl er nur über die Straße ging, Tränen. Man kann sich

denken, daß die Beziehungen fest blieben, solange Vater in Orsoy war, und weit darüber hinaus. —

Das Leben am Rhein brachte mancherlei Erlebnisse mit sich. War da im Winter 1892/93 der Rhein fest zugefroren. Das war nun etwas ganz Besonderes. Vater schreibt davon: „Unsere Schlittenfahrt am letzten Sonntag ist herrlich abgelaufen. Wir fuhren nach Homberg. Dort konnte man auf dem Eise nach Ruhrort hinübergehen. Es war da die reinste Völkerversammlung aus allen Ortschaften rings umher. Es sollen an dem Sonntag 30 000 Menschen über den Rhein gegangen sein . . .“ Dann gab's große Aufregung, als das Eis abging. „. . . Wir sind dankbar, daß das Eis im Rhein ruhig aufgebrochen ist, ohne Wassernot gebracht zu haben. Es waren bange Nächte. In der vorletzten Nacht wurden wir durch Schüsse geweckt, ein Zeichen, daß das Eis sich in Bewegung setzte. Da standen wir denn am Rheinufer und warteten, bis wir wußten, daß keine Stauung und kein Hochwasser mehr zu befürchten waren . . .“ —

So erlebte der junge Lehrer ganz die Freuden und Leiden der kleinen Stadt mit.

Ja, Lehrer. Er freute sich, „einmal so richtig in die Schulmeisterei hineinzukommen“. Das Schulehalten war ihm ja nichts Fremdes. Waren doch sein Vater, sein Stiefvater und sein Schwiegervater Lehrer. Und er hatte von denen gelernt, diesen Dienst an den Kindern ganz besonders hochzuschätzen. Da finden sich in einem Brief aus jener Zeit ein paar charakteristische Sätze, aus denen deutlich wird, wie ihn seine Arbeit freute und wie schwer er doch die Verantwortung fühlte, wie er förmllich rang um die Seelen der Kinder. „Meine Arbeit macht mir *viel* Freude. Allerdings bringt sie auch manches Harte mit sich. Findet man doch in den Kinderherzen so manches, was einer Arbeit im Sinne des göttlichen Wortes direkt entgegensteht. Und doch ist und bleibt die Arbeit an den Kindern etwas Köstliches. Das wird mir jeden Tag von neuem klar, und in der Schule ganz besonders, daß man selbst gar nichts kann, und daß man ganz auf den Herrn geworfen ist, wenn man mit seiner Arbeit irgend etwas ausrichten will.“ So wird Vater also hier

ganz ein Lehrer, unterrichtet, hat seine Kinder lieb, feiert mit ihnen Feste, korrigiert Hefte und was sonst dazu gehört. Im übrigen wartet er, ob sich ihm nicht irgendwo eine Tür auftue, daß er in sein eigentliches Amt komme. Er wendet sich an den Präses der Pastoral-Hilfsgesellschaft. Der sagt ihm eine Stelle zu. Wenige Tage später stirbt dieser Mann ganz plötzlich. Ein andermal geht an ihn ein Ruf nach Crefeld. Da scheitert die Sache an seiner Jugend. Und so schwindet wieder eine Hoffnung nach der andern. „Mir geht es immer ganz gut,“ schreibt er einmal, „abgesehen von der stetigen Sehnsucht nach einer ständigen Anstellung, die nun wieder in weite Ferne hinausgeschoben ist.“ „. . . Das fehlt mir hier am Sonntag immer von Zeit zu Zeit, daß ich nicht predigen kann, obwohl ich in meiner Arbeit sehr viel Befriedigung finde . . .“ „. . . Gott wird's mit unsern Führungen wohl recht machen. Wenn man das nur immer so ruhig annehmen könnte. Das wäre herrlich! . . .“

*

Wie sich ein Gemälde, wenn wir es, unmittelbar davorstehend, betrachten, oft nur als wirres Durcheinander von Farben und Linien darbietet, während es für den, der den nötigen Abstand hat, einen herrlichen Plan und Gedanken enthüllt, so ist es auch mit unserem Leben. Während wir es leben, verstehen wir gar nicht die dunklen Wege und absonderlichen Führungen. Wenn wir aber den großen Künstler ganz machen lassen, dann wird sich am Ende, wenn wir einmal den Abstand haben, Gottes ganzer Plan über unser Leben enthüllen, und, was uns verborgen war, wird aufgedeckt sein als ein Wunderwerk göttlicher Liebe. — Ich kann mir wohl vorstellen, daß unserm Vater sein damaliger Weg unbegreiflich war. Immer wieder warten! Immer wieder in eine provisorische Stelle hinein! „Ich möchte so gerne ein festes Amt.“ Das ist sein heißer Wunsch. „Ich habe es so satt, das Leben in der Fremde und unter Fremden, ich möchte jetzt so gerne mein eigenes Heim!“ Und es ist, trotz des großen Theologenüberflusses der damaligen Zeit, menschlich gesprochen unbegreiflich, daß er überall, wo er sich meldete, abgelehnt wurde. Uns aber, die wir sein Leben abgeschlossen übersehen, offenbart

sich gerade hierin die Liebe Gottes, die den jungen Doktor in die spezielle göttliche Seelsorge nahm. Da wurde er ganz klein, demütig und losgelöst von allem „ich will“. Dafür lernte er den Blick immer fester auf den richten, dessen Weg zwar dunkel ist, aber dessen Liebe durch unsern Herrn Jesus Christus unwandelbar feststeht. Und das ist das Große in jener Zeit des Wartens, daß Vater sich ganz bewußt unter Gottes Erziehung stellte. Da konnet der Herr ihm denn eines Tages die Türen weit aufstoßen und ihn hineinführen in die Fülle der Arbeit, in der er vielen zum Segen wurde.

Der Seelsorger in der Trinkerheilanstalt Lintorf.

Am 1. Juni 1893 war in einem großen Hause in Lintorf eine etwas eigenartige Gesellschaft von 13 Herren versammelt. Arme, gebundene Menschen, die sich von ihrer Sucht nach dem Alkohol nicht mehr hatten retten können und darum nun sich freiwillig hier in der Trinkerheilanstalt aufhielten, um frei und geheilt zu werden. Da geht die Tür auf und der Leiter der Anstalt, Pastor Hirsch, kommt herein mit einem jungen Begleiter. „Darf ich Ihnen unsern neuen Hausgeistlichen vorstellen: Hilfsprediger Dr. Busch!“ Und dann schauen sie ihn an und begrüßen ihn förmlich und wissen noch nicht, daß sie ihn noch so lieb gewinnen werden. — Das war nun wirklich keine leichte Aufgabe, in die Vater sich wiederum einarbeiten mußte. Er erzählt selbst: „. . . Wir haben hier zwei Häuser; eins für Männer aus niederem Stande und eins für reiche Leute, die Kostgeld bezahlen. In dem letzteren wohne ich. Die Leute sind alle fein gebildet, dem Stand nach Kaufleute, Juristen, Nichtsteuer, Offiziere, 13 an der Zahl. Unter ihnen ist auch der Sohn eines bekannten Ministers. Es werden nur solche aufgenommen, die freiwillig kommen und vom Trunk los werden wollen. Ich habe die Oberleitung des Hauses. Morgens und abends halte ich Andacht und gebe mich sonst möglichst viel mit den Leuten ab. Daneben habe ich die Gemeinde zu versehen. Dieselbe ist sehr klein. Die Arbeit ist leicht zu bewältigen . . . Herr Pastor Hirsch ist ein sehr beliebter, ehrwürdiger Herr. Er ist so schwer leidend, daß

er jetzt für längere Zeit ins Bad geht und mir den ganzen Betrieb überläßt . . .“ „ . . . Ich hatte sehr viel Angst, als ich kam, aber sehr viel von der Angst ist mir jetzt fortgenommen. Ich glaube, daß ich mit Gottes Hilfe an die Herzen herankomme. Denkt auch recht an mich, daß meine Arbeit an diesen armen Menschen gesegnet werde . . .“

„ . . . Meine Gemeindeglieder habe ich bald alle besucht. Das ist so wunderschön in einer kleinen Gemeinde, daß man jedes einzelne persönlich kennenlernen und jedem einzelnen persönlich nahetreten kann. Die hiesige Gemeinde kommt mir immer mehr vor wie eine Familie, die auch Zusammenhang sucht . . .“

Ja, die Arbeit in der Gemeinde war reine Freude. Aber im Asyl! — Es war klar: der Aufenthalt im Hause konnte für die Trinker nur dann segensreich sein, wenn sie eine innere Wandlung erlebten. Dazu hieß es nun Seelsorge treiben.

„ . . . Heute morgen war einer der armen Menschen zweieinhalb Stunden auf meinem Zimmer und erzählte mir den ganzen Schmutz seines Ehelebens — und dabei hatte er natürlich keine Spur von Schuld nach seiner Meinung. Bis man so einen Menschen auf dem Punkt hat, daß er anfängt, nach seiner Sünde zu fragen, das hält furchtbar schwer. Die hiesige Arbeit ist eben eine Arbeit des Betens und Hoffens; und wir haben ja einen Herrn, der auch die versumpftesten Herzen neu beleben und neu schaffen kann . . .“

„ . . . Man darf sich eben hier nie viel sichtbaren Erfolg versprechen. Doch bin ich so weit, daß ich das Vertrauen der Herren habe. Sie suchen mir viel Liebe zu erweisen. Und das ist doch viel wert. Jeden Abend fast finde ich etwas in meinem Zimmer, Erdbeeren oder Kirschen oder sonst irgendeine kleine Aufmerksamkeit. In den Andachten sind auch alle recht aufmerksam. Man muß ihnen eben immer wieder nahebringen, daß alle Vorsätze, aller gute Wille nichts nützt, um die Leidenschaften zu überwinden, sondern daß da eine Neugeburt von innen heraus stattfinden muß. — Gestern hatte ich einen sehr ernststen Auftritt. Ich wollte einen besuchen und fand ihn auf seinem Zimmer mit zwei andern in der Betrachtung von unzüchtigen Bildern ver-

tieft, die sie allerdings nun schnell verstecken wollten. Es gelang mir auch, in aller Ruhe, aber mit Ernst den Herren meine Meinung über diese Dinge zu sagen, und ich hoffe, es hat geholfen. — In den letzten acht Tagen spielte ein heftiger Streit zwischen zwei Herren: der eine wollte gleich abreisen, der andere wollte in seiner Wut zum Staatsanwalt. Es dauerte lange, bis jeder seine Schuld einsah; doch ist jetzt wieder Friede im Lande. So gibt's fast jeden Tag etwas, und man muß sich täglich neue Geduld und Kraft erbitten, die durch's Trinken ruinierten Nerven der armen Menschen ertragen zu können . . . „ . . . Wir mußten gestern einen der Herren sofort entlassen, weil sich herausstellte, daß er mit einem der Dienstmädchen ein übles Verhältnis unterhalten hat. Das sind bittere Enttäuschungen, die sehr wehe thun. Dann bekam einer unserer Herren ganz aus heiterem Himmel die Ehescheidungsklage seiner Frau, die von Verwandten dazu überredet ist, diesen Schritt zu tun. Nun soll ich hinreisen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Das ist mir gräßlich, all diese schmutzige Wäsche einer zerrütteten Ehe zu waschen. Wenn der Heiland nur seinen Segen dazu gibt, daß ich Frieden stiften kann. Angenehm ist das Amt nicht. Du siehst, es gibt hier viel zu kämpfen und zu beten . . .“ Die Reise war nicht erfolglos. Die Sache konnte zu einem guten Ende geführt werden. —

Erschütternd zu beobachten war der Zusammenhang von traurigen Eheverhältnissen und der Trunksucht. „In den letzten Tagen bekamen wir einige Patienten, verheiratete Männer, deren Familienleben so grauenhaft war, daß man es kaum glauben würde, hätte man's nicht selbst gehört und gesehen.“ Es wird unmöglich sein festzustellen, was hier Ursache und was Wirkung ist.

Zum Schluß dieser Erlebnisse noch eine kleine Geschichte, die Vater tief ergriff, und die er uns später noch mit Bewegung erzählte. Da war ein Mann, ein sogenannter Quartalsäufer. Er litt nicht dauernd unter seiner Leidenschaft; nur zu Zeiten ergriff es ihn, und dann gab es kein Halten, dann trank er bis zur Bewußtlosigkeit. Mannhaft hat er dagegen gekämpft. Ge-

rungen hat er um seine Freiheit. Aber die Leidenschaft war stärker als er. So hat er einmal — er war Hotelbesitzer — die Schlüssel zu seinem Weinkeller einem Freunde gegeben, als er merkte, daß er wieder haltlos wurde. Und dann ist er bei Nacht und Nebel unter dem Zwang seiner Leidenschaft bei sich selbst eingebrochen. Dieser Mann kam ins Asyl und wurde schwer krank. Als es nun zum Sterben ging, da wurde der arme Gebundene fröhlich, und sein Mund sprach als letztes die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein.“ —

Für Vater kam in jenem halben Jahr in Lintorf viel Schweres zusammen. Da war zunächst die schwierige Arbeit, die unendliche Geduld erforderte. Dann zerschlugen sich so mancherlei Hoffnungen auf ein ordentliches Pfarramt. Es hieß wiederum: Warten! Da packte ihn eine gelinde Verzweiflung: „Man verliert ja alle ursprüngliche Frische, bis man endlich ins Amt kommt. Gott bewahre mich vor dem „ewigen Kandidaten“. Die Figur ist fast ebenso lächerlich, aber auch tragisch wie die des „ewigen Juden“.“ Ein andermal wird's ihm wirklich ernst: „So geht eine Hoffnung nach der andern in Trümmer. Das Leben, wie ich es jetzt führe, ertrage ich nicht lange mehr: in der Fremde, abgeschnitten von der Heimat, langjähriger Bräutigam (eine Sorte von Menschen, die einen verzweifeltsten Anstrich von Lächerlichkeit hat) usw. Ich weiß nicht, wie das enden soll! . . .“ Er schrieb am Ende der Lintorfer Zeit: „. . . Ich habe innerlich niemals so schwere Tage und Stunden durchgemacht. In meinem Leben werde ich nie diesen Sommer und Herbst vergessen. Hoffentlich ist diese Zeit nicht ohne Segen vorübergegangen . . .“ — Das war der Segen dieser Zeit, die Lektion des 131. Psalms: „Herr, mein Herz ist nicht hoffärtig, und meine Augen sind nicht stolz; ich wandle nicht in großen Dingen, die mir zu hoch sind. Ja, ich habe meine Seele gesehet und gestillet; so ist meine Seele in mir wie ein entwöhntes Kind bei seiner Mutter.“

*

Der festliche Gottesdienst war zu Ende. Brausend setzte die Orgel mit dem Nachspiel ein, und die Menge strömte heraus. Barmen hat ja immer gut besuchte Kirchen. Aber dies Gedränge ließ doch auf etwas Besonderes schließen. Wer genauer zusah, der konnte bemerken, daß viele Elberfelder heute in dem Barmer Gotteshause gewesen waren. Wurde doch heute der Sohn des vielgeliebten und vielbetrauten Rettungshausvaters Busch hier durch den Superintendenten Krummacher ordiniert. Da waren viele alte Freunde des Vaters herübergekommen nach Barmen, um an dem Ehrentage des Sohnes teilzunehmen. Jetzt kommen ein paar Herren aus der Kirche, die trotz des Drängens um sie her in lebhaftem Gespräch sind: „Das ist der Mann, den wir brauchen,“ meint der eine. Und die anderen geben ihm eifrig recht. Es sind Presbyter der Gemeinde Unterbarmen. Die suchen einen Hilfsprediger für einen großen Arbeiterbezirk und sind hierher gekommen, um Vater zu hören, der ihnen warin empfohlen worden ist. Während so vor dem Hauptportal sein Schicksal entschieden wird, verläßt der neu Ordinierte die Kirche durch ein Seitenpfortlein. Da erwartet ihn seine Mutter. Das ist die größte Freude an diesem Tage, daß Mutter und Sohn sich wieder einmal haben und nach Herzenslust genießen dürfen. Wie viel haben sie sich zu sagen! Und glückstrahlend, Arm in Arm, verlassen die beiden die Kirche. — Das war am 12. November 1893.

Am Freitag darauf — Vater war inzwischen nach Lintorf in seinen gewohnten Dienst zurückgekehrt — traf dort folgender Brief ein:

Lieber Herr Bruder!

Hierdurch mache ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung, daß unser Presbyterium Sie in seiner heutigen Sitzung einstimmig zum Hilfsprediger gewählt hat . . .

. . . Der Herr wolle diese Wahl in Gnaden segnen, Ihnen selbst und vielen Seelen in unserer teuren Gemeinde zum Heil!

Für Herrn Pastor Hirsch ist mir der Wechsel leid. Indem ich Sie zu brüderlichem Mitarbeiten herzlich grüße

Ihr Zänker, P.

Das war ja eine gute Botschaft. Zwar wollte die Freude zuerst nicht so recht durchkommen. Er schrieb: „. . . Nachdem die Sache so fertig vor mich hintrat, hat sie mich ein wenig traurig gemacht, weil ich da erst merkte, daß ich in Lintorf doch auch ein wenig festgewachsen bin. Auch war mir's so beschämend, daß hier alle, Pastor Hirsch, meine Herren und die Gemeinde aufrichtig traurig waren, als sie hörten, daß ich fort solle. . .“ Ja, es gab richtig Vorwürfe in der Gemeinde. Und die Herren im Asyl waren sehr ungehalten darüber, daß sie ihren Freund und Seelsorger verlieren sollten. So hatte der mancherlei auszuhalten in jenen Tagen. Und ihm fiel doch der Abschied selber gar nicht leicht. —

Da zog am letzten Novembertag eine merkwürdige Prozession zum Bahnhof: Der scheidende Dr. Busch, eskortiert von den Herren des Asyls. Man sah traurige Gesichter: „Scheiden und meiden tut weh.“ Und als der Zug zum Bahnhof hinausfuhr, da standen sie noch lange und winkten: Ja, sie hatten ihn lieb gehabt. Sie hatten gespürt, mit welcher Liebe er ihre Seelen gesucht hatte. Und der, der im Zuge der neuen Wirkungsstätte entgegenfuhr, auch er spürte den Schmerz, den die Trennung schafft. Er hatte denen, die ganz dahinten am Bahnsteig immer noch winkten, seine ganze Liebe geschenkt. Da geht man denn nur schweren Herzens davon. —

Hilfsprediger in Barmen.

B a r m e n: Hier begann für Vater ein ganz neues Leben. Nach der Einsamkeit in Lintorf genoß er es sehr, eine Reihe naher Verwandter in der Nähe zu haben. Oft ging er zu seiner Schwester Elisabeth, der Frau des späteren Missionsinspektors Mundle, der damals Hausvater am Rettungshaus Elberfeld war. So kam der Vater wieder öfter in die heimatlichen Räume seines Geburtshauses.

Oft auch besuchte er seinen Onkel Konrad, den Bruder des Vaters. Und mit vielen anderen lieben Bekannten und Verwandten gab's lebhaften Verkehr und regen Austausch. Am schönsten aber war, daß für ein halbes Jahr seine Braut nach

Barmen kam, nach der einsamen Lintorfer Zeit eine ganz besondere Freude.

Die Braut hat ein paar Erinnerungen aus jener Zeit aufgeschrieben, die am besten einen Einblick geben in das gemeinsame Erleben:

„Meine liebe Schwiegermutter im Hardthause wünschte so sehr, daß ich zu Tante Arnold nach Barmen komme. Diese fühle sich seit dem Tode ihres Mannes so einsam. Bei der Gelegenheit sollte ich das Wuppertal und überhaupt Norddeutschland etwas kennen lernen. Tante Arnold nahm mich sehr lieb auf und machte viele Besuche mit mir bei ihren alten Freunden. Am ersten Tag ging's in ein Frauenvereinsfest, das Frau Pastor Körper leitete. Mir war's eine neue Welt. Solch großer Verein, solch tüchtige Pfarrfrau, solch ein Fest! Es begann mit Gesang: „Hallelujah, Gott zu loben bleibe meines Herzens Freud' . . .“ Dann gab's viele Kuchen und Ströme von Kaffee, und dann kamen verschiedene Pastoren und hielten herrliche Ansprachen. Unter andern auch mein Verlobter, der für mich natürlich am besten sprach. Die Pastoren blieben nur kurz. — Wie viel Segen habe ich bekommen in Predigten, Bibelstunden und vor allem auch im Elendstal, der Wirkungsstätte von „Tante Hanna“. —

Wir waren sehr oft eingeladen zu Festen, die meinem Verlobten und mir zu Ehren gegeben wurden. Da lag denn auf meinem Platz immer ein Kränzchen. So war es Sitte, daß Bräute in Gesellschaft ein feines Myrthenkränzlein trugen. — Die Kusinen B. sagten mir oft, daß mein Bräutigam eine ganz außergewöhnliche Stellung einnehme. Sonst heiße es von den Hilfspredigern im Wuppertal: „Heute predigt der Nemmes!“ (der „Niemand“). Und doch hatte er sehr volle Kirchen. Dort ist es Sitte, daß alle Pfarrer in allen Kirchen abwechselnd predigen, so daß also in jeder Kirche allsonntäglich ein anderer Gottesdienst hält. Da zogen nun viele meinem Bräutigam nach, so daß er immer in vollen Kirchen das Wort Gottes verkündigen durfte. —

Morgens hatte ich bei Tante in der Küche zu tun. Da kam denn mein Geliebter und saß ein Stündlein bei mir als „Küchen-

dragoner". Er war in jener Zeit oft gedrückt, daß er trotz aller Anerkennung, die er überall fand, keine feste Stelle bekam. Man hatte von Berlin aus Verhandlungen mit ihm angeknüpft, um ihn für die dortige Arbeit der Innern Mission zu gewinnen. Aber das zerschlug sich. Er hat einen Ruf nach Helsingfors in Finnland bekommen. Aber als mein Vater ihn bat, nicht ins Ausland zu gehen, schrieb er ab. Er erhielt verschiedene Probepredigten. Aber man wählte ihn nicht. So war er auch eines Samstags furchtbar unglücklich. Er zweifelte, ob er überhaupt hätte Theologe werden sollen, da er doch keine Stelle bekomme. Ich suchte ihn, wie so manchmal, zu trösten. Aber es half nichts. Da wurde ich natürlich recht bekümmert über diese Stimmung meines Feuersten. Aber, — Gott sei ewig Lob, — Sonntagabend hatte er in der Hauptkirche den Gottesdienst. Da sagte er nun selbst: Noch nie habe ihm eine Predigt so auf die Beine geholfen wie seine eigene von diesem Sonntagabend. Text: Elias ist lebensmüde; aber der Herr erscheint ihm in der Wüste im stillen, sanften Sausen. Wie mir bei diesen Worten wurde, kann ich gar nicht sagen. Ich empfand es so wohlthuend als Gegensatz zum Abend vorher. Ich habe es so deutlich gespürt, daß auch wir Gottes Kinder sind.

Es war für meinen Bräutigam stets ein kolossaler Kontrast: sein furchtbar armer Bezirk, in dem er von Haus zu Haus ging und die innere und äußere Not der Armen sah, und dagegen die großartigen Einladungen, die wir mitmachen durften. Im Wuppertal war es in jener Zeit so, daß in den ersten Patrizierfamilien bei ihren Familienfesten mehrere Pastoren geladen waren. Diese wußten durch gehaltvolle Tischreden die Abende segensreich zu gestalten. Das wurde von ihnen erwartet, und das konnten und wollten die Barmer Pastoren auch in meisterhafter Weise. Es waren Höhepunkte. Besonders erinnere ich mich eines Frühlingfestes bei Fräulein Pauline Holzrichter. Diese fromme Dame lebte nur, um andern zu dienen und Freude zu machen mit ihrem Reichtum. Bei ihr war ich mit Tante Arnold an einem schönen Sonntagnachmittag eingeladen. Überall standen kleine Tischchen, wo man den Kaffee trinken konnte.

Im Garten spielte die Jugend auf dem frischen Rasen. So etwas von herrlicher Farbenpracht sah ich vorher nie: Die blühenden Bäume, das helle Grün der Wiese und, wie Goethe im Faust sagt: „. . . Doch an Blumen fehl't's im Revier, sie nimmt gepuhte Menschen dafür.“ Es war bezaubernd. Alles so fröhlich und voll Frühling. Gegen Abend kamen die Pastoren, die früher keine Zeit hatten. Unter ihnen auch mein Liebster. Aber er konnte sich erst gar nicht in diese Fröhlichkeit finden. Er zog mich auf ein stilles Gartenbänkchen und erzählte von all der Not, die er heute in den Familien sah. Er meinte, solche Unterschiede seien sicher nicht von Gott gewollt. Dieser herrliche Garten, in dem wir saßen, lag im Thal unter seinem Bezirk, dessen Häuser am Berghang standen. So wollte er auch nicht lustwandeln. Er dachte, seine Leute könnten ihn sehen und sein Evangelium, das er ihnen bringen wollte, mitsamt den Reichen, die sie neideten, zurückweisen. — Dann ging's zum Abendessen. Durch eine Flucht von Zimmern waren die festlich, wunderbar schönen Tafeln gedeckt, und drei Brautpaare bildeten den Mittelpunkt. Festliche Reden wurden gehalten, Geschenke wurden uns mit hübschen Gedichtchen überreicht und unsern Häusern viel Segen gewünscht. Da mußte sich mein Liebster doch mitfreuen an all der Liebe, die uns entgegengebracht wurde.

Ganz besonders schön waren auch die Feste im Elendstal. Da ist ein einfaches, langgestrecktes Holzhaus, das die bekannte „Tante Hanna“ errichtet hat, und hier werden die schönsten christlichen Waldfeste gefeiert. Man zahlt ein paar Pfennige Eintritt und trinkt dafür viel Kaffee, und unzählbare Massen Butterbrote werden da vertilgt. Das erste Fest, das ich dort erlebte, steht mir noch deutlich vor der Seele. Wir gingen auf einem herrlichen Waldweg hinauf nach dem Elendstal. Da oben sang zuerst ein Gesangsverein, sehr fein herzmäßig. Es war da so ein Menschengedränge, daß ich, getrennt von allen Verwandten, allein in ein Eckchen zu sitzen kam. Zuerst sprach Pastor Barner über: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Das bleibt mir in Ewigkeit, dieses „nichts mangeln.“ Dann einer, dessen Namen ich vergessen habe: „Er weidet mich

auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Dann Pastor Ohly: „Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße.“ Zwischen jeder Ansprache wurde gesungen. Nun kam eine Pause. Tiefbewegt lief ich hinaus. Durch unbekannte Waldwegchen. Und während ich so durchs Gebüsch ging, eröffnet sich meinem Auge ein herrlicher Blick in die Waldberge und Täler: Eine wunderbare Herrlichkeit Gottes in der Natur. Nach Regen all das frische Grün; Berghügel und einige Höfe. Dann hörte ich das Zeichen und lief mit den anderen Scharen wieder der „Hütte Gottes bei den Menschen“ zu. Jetzt sprachen noch Verschiedene. Jeder über einen weiteren Vers des 23. Psalms. Ich fand es so fein, so viele, fromme, gescheite und gelehrte Leute über einen Text sprechen zu hören. Diese Verschiedenheit, und eins besser als das andere! Aber am größten blieb mir: „nichts mangeln“. Ja, es war ein gesegnetes Land, das Wuppertal. —

Mein Bräutigam hatte eine sehr gute Herberge bei dem geachteten, frommen Bäckermeister Funccius. So gut hat er es vorher und nachher im Leben nicht gehabt, was gute Küche anbelangt. Ich war auch öfters bei dieser lieben Familie eingeladen. Unvergesslich ist mir ein köstlicher Ausspruch von Herrn Funccius. Es wurde eine große Schüssel Schokoladencreme aufgetragen. Da meinte er: „Wir geben's immer reichlich, der Heiland gibt's auch reichlich.“ Wer ihn dabei sah und hörte, der verstand das Wort recht. Er war dem jungen Pfarrer ein geistlicher Vater, von dem dieser viel inneren Gewinn hatte. Und Frau Funccius sagte zu ihm am Tage seines Einzugs: „Wenn Sie es annehmen wollen, will ich wohl Mutterstelle bei Ihnen vertreten.“ So hatte er äußerlich und innerlich viel in dem gastlichen Hause . . .“

So weit gehen Mutters Aufzeichnungen aus jener Barmer Zeit. Sie sollen ihre Ergänzung finden durch einiges, was Vater selbst über seine Arbeit in Barmen aufgeschrieben hat. Nach seinem Tode fand ich beim Aufräumen seines Schreibtisches diese wenigen Blätter, die wohl der Anfang sein sollten zu einer größeren Sammlung seiner Erinnerungen. Es ist bezeichnend,

daß er damit über diesen Anfang nicht hinauskam. Seine Aufgabe war eben, rastlos weiterzuarbeiten. Um Erinnerungen zu pflegen, fehlte ihm die Zeit. Doch nun soll er selbst reden:

Erinnerungen aus den Jugendjahren.

Wenn ich heute in den Blättern meiner ersten Amtsjahre blättere, dann kommt über mich das Gefühl tiefer Beschämung, daß ich unendlich vieles in jugendlichem Eifer verkehrt angefaßt habe, daß ich manches versäumt habe, daß ich in meinem Christenlauf nicht ernst und entschieden genug war, und daß ich das einfache, klare Evangelium von Jesu, dem Sünderheiland, längst nicht einfach und klar und volltönend genug verkündigt habe. Aber je mehr ich an das alles denke, desto größer erscheint mir die große Barmherzigkeit meines Herrn, der ungeachtet all der großen Mängel sich zu meinem Dienst bekannt und mich mancherlei Segnungen seiner Treue hat schauen lassen. Und davon will ich einiges erzählen. Vielleicht kann es dem einen oder anderen doch dienlich werden.

Die K a s e.

Ich kam in der großen Stadt B. als junger Geistlicher in einen großen Industriearbeiterbezirk, in dem ich nach der kurzen Arbeit eines Vorgängers die grundlegenden kirchlichen Pionierarbeiten tun sollte unter Leitung eines älteren Pfarrers. Ich ging nicht mit großem Vertrauen in die Arbeit hinein. Ich wußte ganz genau, daß der ganze Bezirk Haus für Haus sozialdemokratisch durchgearbeitet und bei der damaligen Stimmung der Sozialdemokratie gegen die Kirche aufgeheßt war. Dazwischen steckten wohl eine kleine Zahl von treuen Kirchenfreunden, auch von ernstern Vetern, aber das schien ganz verschwindend im Vergleich zu der großen Masse derer, die von der Kirche und von Gottes Wort nichts wissen wollten. Ich habe von jener Zeit ab etwa 13 Jahre meines Lebens ganz unter Industriearbeitern gelebt, habe auch mit ihnen gelebt; ich habe dabei verschiedenes gelernt, was sich mir bis auf den heutigen Tag als wahr bestätigt hat. Es war gar nicht schwer, mit dem einzelnen Sozialdemokraten Verbindung anzuknüpfen, unter Umständen auch seine

Liebe und sein Vertrauen zu gewinnen. Man fand auch immer unter ihnen eine ganze Anzahl von Leuten, bei denen das Verlangen nach dem lebendigen Gott nicht ausgelöscht war, und die sich noch einen gewissen Sinn für die Wahrheit von Gottes Wort und von der Botschaft von der Gnade in Jesu Christo erhalten hatten. Allerdings wird der Geistliche, wenn er unter solchen Verhältnissen das Vertrauen finden will bei den Leuten, mancherlei lernen müssen. Er muß lernen, daß es nicht vor allem auf schöne christliche Worte oder auf scharfsinnige Dialektik ankommt, sondern darauf, daß er selbst den rechten Geist der Liebe Jesu Christi hat, daß er Selbstverleugnung üben kann, daß er gerne zu jeder Zeit den Leuten zur Verfügung steht und ihnen zu raten und zu helfen bereit ist, so gut er kann, daß er mit seinem Hause ein Zeugnis von dem ist, was Gott ihm gegeben hat. So habe ich damals unter meinen sozialdemokratischen Gemeindegliedern eine ganze Anzahl von Leuten gehabt, mit denen mich ein Band des Vertrauens und der Freundschaft eng verband. Aber die Sozialdemokratie im ganzen genommen, als Massenbewegung, bleibt eine Feindin des christlichen Glaubens. Sie ist aus materialistischem Boden erwachsen und müßte sich selbst aufgeben, wenn sie sich dem Christentum nähern wollte. Das soll uns aber nicht abhalten, mit unermüdlcher Liebe und Treue dem einzelnen nachzugehen und ihm das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo Jesu anzubieten.

Ich kam damals in die Arbeit in dem großen Bezirk hinein, wie in ein großes, uferloses Meer. Ich wußte nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören sollte. Ich fing an, durch die hohen Mietskasernen hindurch zu laufen vom Keller bis zur Dachwohnung. Es war keine leichte Arbeit. Bei einigen Familien fand ich freundliche Aufnahme; es war ihnen sichtlich eine Freude, daß einmal ein Pfarrer zu ihnen kam. Bei den meisten Familien wurde ich mit sehr großer Zurückhaltung aufgenommen. Man merkte, daß sie nicht direkt unhöflich sein wollten, aber sie wollten sich auch in gar keiner Weise mit dem Evangelium einlassen. An einigen Türen wurde ich auch sehr unsanft und grob angelassen, ja sogar einige Male direkt hinausgewiesen. Die

Arbeit hatte wenig Ermutigendes. Ich ließ mir wohl immer wieder neues Pflichtgefühl vom Herrn schenken, betete auch unablässig um offene Türen, aber im ganzen hatte ich den Eindruck, daß mir die Türen und die Herzen verschlossen seien. Die Arbeit häufte sich auch so sehr, daß ich kaum durchkam. Eines Tages begegnete mir in der Straße, in der ich gerade arbeitete, ein Heilsarmeeesoldat, der mit seinem „Kriegsruf“*) auch von Tür zu Tür ging, und der auch ziemlich niederschlagende Erfahrungen gemacht hatte. Im stillen Winkel eines Hausflurs vereinigten wir uns zu gemeinsamem Gebet und machten dann aus, daß jeder auf einer Seite der Straße hinaufgehen wollte; am Ende der Straße wollten wir uns dann treffen und unsere Erfahrungen austauschen. Wir haben so öfter zusammen gearbeitet und, wie ich von meiner Erfahrung sagen kann, Segen voneinander gehabt. Es ging eine Zeitlang im gleichen Geleise fort, bis auf einmal eine merkwürdige Wendung eintrat. Die Leute fingen auf einmal an, mir mit viel mehr Freundlichkeit ihre Türen zu öffnen; sie hörten mich auch gerne an, und ich durfte merken, wie da und dort das Wort Gottes anfang zu wirken. Ich konnte mir lange Zeit diese Veränderung gar nicht erklären, bis jemand aus dem Bezirk einem Bekannten von mir erzählte, daß ich etwas getan hatte, was mir die Herzen der Leute im Sturme erobert hatte. Ich hatte das, was ich nachher erzählen will, ohne irgendwelche Nebenabsicht getan, aber Gott der Herr hatte es so wunderbar gesegnet und mir dadurch den Zugang zu vielen Herzen geschenkt.

Da wohnte in einer großen Mietskaserne in einem Dachstübchen ein alter Kriegsveteran. Er war ein sonderbarer Kauz. Fast niemand durfte seine Klause betreten. Er hielt selbst sein Gelaß in Ordnung und war auch sein eigener Koch. Die Wohnung sah unter der Pflege der Männerhände nicht gar sauberlich aus. Eine resolute Nachbarsfrau hatte einmal, weil sie den Schmutz nicht mehr mit ansehen konnte, eindringen und gründlich putzen wollen, aber er hatte sie ganz gründlich abblitzen lassen.

*) Ein evangelistisches Blatt der Heilsarmee.

Ich besuchte ihn ab und zu und fand ihn meistens in trautem Kosen mit einer dicken Kaze, die offenbar seine einzige, vertraueste Freundin war. Eines Tages fand ich ihn ganz aufgelöst in fassungsloser Traurigkeit. Seine Kaze war abhanden gekommen; sie hatte offenbar irgendwohin einen Streifzug gemacht, war gefangen worden und war wahrscheinlich in irgendeine Pfanne gewandert. Der Mann tat mir unendlich leid, daß ihm das einzige Lebewesen, das ihm wirklich Freude machte, genommen war, und ich beschloß, ihm Ersatz zu schaffen. Ich ging zu einem Kaufmann, der für sein großes Kolonialwarenlager viele Kazen hatte, und bat ihn um eine. „Wenn Sie eine fangen, können Sie sie haben,“ war die Antwort. Man lernt doch manche Dinge tun als Pfarrer, die man früher nicht getan. Ich ging auf die Straße, holte mir drei bekannte Jungens, und dann ging es auf die Kazenjagd. Es dauerte gar nicht lange, dann hatten wir ein allerliebstes, niedliches Käzchen eingefangen. Damit ging ich zu dem Kaufmann, ließ mir einen Korb voll nützlicher Lebensmittel einpacken, setzte das Käzchen mitten hinein, und dann ging es im Triumph, die Jungens hinterdrein . . .

Es ist jammersehade, daß hier Waters Bericht abreißt. Der liebe Leser muß sich das hübsche Ende der Geschichte nun selbst ausmalen. Und von den Wirkungen ist ja schon erzählt.

Ja, das war der Schlüssel zu den Herzen dieser gottentfremdeten Menschen, die demütige Liebe. Er schreibt einmal: „. . . Mein Bezirk bietet sehr viel Schwierigkeiten. Es wohnen dort eine ganze Masse von Arbeitern, die teilweise dem Christentum ganz entfremdet sind. Doch habe ich die Erfahrung machen dürfen, daß man auch bei den rauhesten und rohsten Naturen Eingang finden kann, wenn man ihnen mit Liebe begegnet . . .“

Weil Vater die Not seiner Gemeinde auf der Seele brannte, suchte er nach allen möglichen Mitteln, ihnen das Evangelium nahezubringen. Einmal versuchte er etwas, was damals noch für ganz unglaublich gehalten wurde. Ich lasse ihn selbst darüber berichten:

„Um auch solche, die nicht in die Kirche kommen, mit der Ver-

kündigung des Evangeliums zu erreichen, versuchte ich einmal Folgendes: Vor einer Mietskaserne, die einen geräumigen Hof umschloß, stellte ich mich an einem Sonntage mit einem kleinen Chor von Posaunenbläsern auf. Die ließ ich zunächst einige Lieder blasen. Da öffneten sich so nach und nach die Fenster, und die Leute schauten herunter. Nun rief ich hinauf, sie sollten alle herunterkommen; ich hätte ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Bald war eine ziemlich große Schar um mich versammelt, und ich hielt ihnen eine Predigt, wobei große Aufmerksamkeit und lautlose Stille herrschte. — Leider fingen nachher einige Betrunkene, die dazukamen, mit den Leuten Streit an, und es gab einen Auftritt, der die Stadtbehörde veranlaßte, mir die Straßendpredigt und Hofmission zu untersagen.“

Die Arbeit in solchem Kampfbezirk — das war nur die eine Seite der Barmer Erlebnisse. Es ist bekannt, welch' reges geistliches Leben im Wuppertal pulsiert und wie gerade die Städte Elberfeld und Barmen reichen Anteil daran haben. Und davon dürfte der junge Pastor doch ein gut Teil mitbekommen: „. . . Das ist etwas,“ schreibt er, „was ich noch nirgend so empfunden habe wie hier: „Das Gestärktwerden aus der Gemeinde heraus . . .“ Und ein andermal: „. . . Ich bin hier bei aller Arbeit — und die gibt's überreichlich — so fröhlichen Mutes und so guter Zuversicht, wie ich noch nie im Amt gewesen bin. Man empfängt doch hier recht viel Segen und weiß sich in der Gemeinde getragen von vielen betenden Herzen . . .“ Das ist doch ein schönes Zeugnis, das ein Pfarrer seiner Gemeinde ausstellt. Und ich denke manchmal, ob's nicht heute, wo man so viel über die Pfarrer klagt, an diesen „betenden Herzen“ fehle, von denen der oft einsam kämpfende und ringende Pfarrer sich „getragen“ weiß.

*

Es war an einem schönen Frühlingmorgen. Der Hilfsprediger hatte seine Braut abgeholt zu einem kleinen Spaziergang in die schönen Wälder, die rings um die Wupperstädte her sind. Nun stehen die beiden oben auf dem Tölleturm. Weit geht da der Blick: Auf der einen Seite das Tal mit den rau-

henden Schloten und dem Gewimmel der Häuser. Auf der anderen Seite sieht man hinein in das herrliche bergische Land: Bergeshöhen und tiefe Täler und rauschende Wälder. Da hebt er seinen Arm und zeigt hinein: „Dahinter liegt eine Gemeinde, die einen Pfarrer sucht. Wenn wir dahin kämen!“

*

Wenige Wochen später fährt er jener Gemeinde Dahlerau entgegen. Er freut sich an der lieblichen Fahrt durch sommerliches Land. Von der Reise erwartet er nichts. Vor ein paar Tagen hat er schon seiner Braut, die inzwischen das Wuppertal verlassen hat, geschrieben: „. . . Am nächsten Sonntag habe ich eine Probepredigt in Dahlerau zu halten, die ja wahrscheinlich keinen Erfolg haben wird . . .“

*

Und dann kam's doch so ganz anders. Einstimmig wählte ihn die Gemeinde.

„Mein liebes Herz,“ schreibt er, „so hat uns denn Gott doch so freundlich geführt; ich bin ganz überwältigt und tief beschämt von der Gnade unseres Heilandes. Doppelt angenehm ist mir die Wahl, weil sie einstimmig geschehen ist. Es ist in Dahlerau wunderbar schön; Kirche und Pfarrhaus auf hoher Bergeshöh' haben mich entzückt.

Nun hat die Sache ihre praktischen Folgen. Die Dahlerauer wollen nicht sehr lange warten. Sie möchten, daß ich an einem der ersten Sonntage des Oktobers einzöge. Dann muß ich aber meine kleine Frau bei mir haben . . . Mir wirbelt der Kopf von all dem, was in den paar Wochen besorgt werden soll. Doch geht durch alles hindurch ein freudiger, großer Dank, daß der Herr uns Weg gemacht hat, daß ich Dich heimholen kann . . .“

„. . . Es ist für mich sehr gut, daß ich sehr viel Arbeit habe. Sonst würde ich vielleicht ein wenig übermütig durch mein Glück.“

Ja, wie ein voller Strom brach das „Glück“ über ihn herein: „Die goldene Zeit der ersten Liebe“: In der Gemeinde und in der Ehe.

Hochzeit.

Jetzt führt uns unsere Erzählung ins schöne Württemberger Land. Da saßen am 26. September 1894 zwei glückliche junge Menschen an der „Uracher Steige“, die von dem Städtchen Urach zu dem Gebirgsdorf Hülben führt. Fröhlichen Herzens und Freude auf den Gesichtern — inmitten all der leuchtenden Herbstpracht des Buchenwaldes. Morgen ist Hochzeitstag! Wie lange liebten sie sich und sehnten sich nach diesem Tage! Und nun sollte es endlich wahr werden! Da hörte man schon die Wagen herauffahren, die all die lieben Hochzeitsgäste in Urach abholen sollten. Aber die meisten Verwandten gingen zu Fuß den steilen Berg hinauf. Da war vor allem die liebe, strahlende Mutter des Bräutigams mit ihrem Bruder, Onkel Wilhelm Arnold, und viele andere Gäste, die alle nach Hülben kamen, um sich mit den Jungen zu freuen. Alle Häupter der Familien waren erschienen. Aber es war nicht nur Freude im alten Schulhaus. Ein lieber Hausgenosse, der Vetter Bubeck, lag schwer krank. Er hatte einst bei dem Mönchensteiner Eisenbahnunglück fast alle seine Lieben verloren, wollte nicht mehr in Basel bleiben und baute sich eine kleine Villa in Hülben. Aber nur ganz kurz lebte der junge Künstler in seinem netten Häuslein. Er wurde lungentkrank, siedelte ins Gastzimmer im alten Schulhaus über und wurde von der Mutter Kullen treu gepflegt. Da lag er nun neben all dem Hochzeitstrubel und grüßte alle und sprach noch mit den Verwandten, die kamen. Abends hörte er die Andacht, die Onkel Wilhelm Arnold im Nebenzimmer hielt, Tante Agnes, die solange bei dem Kranken war, sagte, da habe er die rechte Wegzehrung bekommen für den Weg durchs Todestal. Diese Andacht sei etwas Herrliches gewesen. Ein Schöpfen aus der Ewigkeit.

Am Abend kam noch ganz Hülben mit Laternen, und der Gesangverein brachte ein Ständchen. Der Leiter hielt eine Rede, in der er u. a. sagte, daß es ihnen eine große Ehre sei, daß ein Herr aus Norddeutschland komme und eine Hülbenerin hole. Alle Sänger wurden im unteren Schulsaaie bewirtet. Im oberen war schon zum Festessen gedeckt und geschmückt. Die Hülbener hatten ganze Wagen voll Tannen geholt und vom Rathhaus bis zur Kirche rechts und links der Straße gesetzt und das Schulhaus mit Kränzen und Girlanden geschmückt. Ein Kalb war geschlachtet, viel gebacken, alles bereit. Aber als am Hochzeitsmorgen das Bräutlein fröhlich erwachte, stand ihre Mutter am Bett und sagte: „Karl Bubeck ist heute Nacht überraschend gestorben.“ Das war ein Jammer. So sollten sie Hochzeit feiern, und der Tod hatte Einzug im Hause gehalten. Aber wie ist's doch schön bei Christen! Der teure Vater Mayer hielt die Morgenandacht, und wenn Onkel Arnold dem Sterbenden die letzte Stärkung geben durfte, so gab in hohem Maße der Vater Mayer den Hochzeitsfeiernden mit seinem Gebet die Freude und den Frieden der Seele. Er sagte, wie schön es sei, daß unser lieber Karl nun nicht mehr schwach und krank sein müsse, daß er jetzt schon bei der triumphierenden Schar sich mit seinen vorangegangenen Angehörigen freuen dürfe. Heute sei ein Freudentag, den Gott schenke.

Und nun wurde es auch ein besonders schönes Fest. Gottes Geist wehte bei aller Fröhlichkeit. Jemand sagte zum Brautpaar: „Ihr müßt Gott viel wert sein, daß er euch solch herrliches Fest schenkt.“ Auf dem Land ist eine Hochzeit ein großes Ereignis. Alles strömt zusammen, das ganze Dorf, „wenn die hellen Kirchenglocken laden zu des Festes Glanz“.

Der feierliche Hochzeitszug zog zur Kirche, voran Kinder mit Blumenkränzlein im Haar, dann die Brautjungfern und das Brautpaar. Die ganze Gemeinde sang: „O segne sie, der gern beglückt.“ Man hatte in Hülben noch nie vorher eine Braut in weißem Kleid und mit Schleier gesehen. Das war so auffallend, daß ein Bauer zum blinden Christian sagte, der im Chor mitsang: „Wenn du nur heute einmal sehen könntest, diese

Braut!" Onkel Wilhelm Arnold aus Basel traute den Sohn seiner geliebten Schwester und sprach in Meisterschaft über das Wort, „So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und vertrage einer den andern und vergebet auch untereinander, so jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus auch vergeben hat, also auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit“ (Kol. 3, 12-14). — —

Der Kirchenchor, in dem die Braut immer so gerne mit musiziert hatte, gab sein Bestes, um das große Fest recht schön zu machen. Und ganz besonders herrlich war, als der Bruder der Braut mit seiner vollen Stimme sang: „Fürchte dich nicht.“ In Hülben bestand damals noch die alte Sitte, daß der erste Lehrer des Dorfes das Brautpaar an der Schwelle des Hochzeitsaales begrüßen mußte. Die „Staffelrede“ nannte man diese Ansprache, weil sie meist von der Staffel des Gasthauses gehalten wurde, während die ganze Hochzeitsgesellschaft, auf der Straße stehend, zuhörte. Hier nun redete der Lehrer Kullen seine eigene Tochter an, und diese „Staffelrede“ ist so köstlich, daß sie jetzt folgen soll:

„Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend“ (1. Mose 24, 60). So sprachen zu der aus ihrem Vaterland scheidenden Rebekka ihre lieben Familienangehörigen. Bei dem Worte: „Du bist unsere Schwester“ regten sich gewiß in ihren Herzen eine Menge von verschiedenartigen Gefühlen treuer Liebe, herzlicher Wehmut, daß sie sich von der Geliebten trennen müssen, aber auch freudigen Dankes für Gottes wunderbare Leitung und Führung bei der Heiratsangelegenheit. Zugleich tauchten alle möglichen Erinnerungen an das seither mit der teuren Hinwegeilenden Erlebte auf. „Ach,“ hieß es wohl im Herzen des alten Vaters Bethuel und der ehrwürdigen Mutter und des gerührten Laban und seiner Geschwister, „ach, welches goldene Zeitalter hatten wir bis jetzt miteinander! Wenn wir unsere Herden auf die Weiden brachten, so war Rebekka, die rüstige, immer die erste, die den Zug voll frischen Mutes anführte.

Ihr ganzes Wesen rief uns immer zu: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“ Wenn wir uns matt in den Schatten der Eichen gelegt hatten, brachte sie den großen Krug erfrischenden Wassers und bot auch noch Vorüberreisenden daselbe bereitwilligst an.

Und mit welcher herrlicher Stimme sang sie uns Lob- und Danklieder, wenn sich Niedergeschlagenheit bei uns einstellen wollte! Wie wird es gehen, wenn wir künftig mit unserm Weidevieh an den Brunnen kommen und dort keine Hirten antreffen? Wer wird den großen Stein abwälzen, wenn Rebekka nicht mehr dabei ist? Ihr Mannesmut hat ja allemal die schwere Last fast allein bemeistert. „Auf, meine Brüder,“ rief sie, „das ist für uns eine Kleinigkeit!“ und offen war der Born. „Lieber brotlos, als mutlos!“ hieß ihr Wahlspruch. Was ist uns doch solche Schwester und Tochter gewesen! Wieviel geht mit ihr fort! Zu schwer wäre uns solcher Verlust; aber der Herr hat es so gefügt; wir wollen und können ihr nichts in den Weg legen, sondern unser übervolles Herz kann jetzt nur noch ausrufen: „Wachse in viel tausendmal tausend!“ Mit diesen kurzen Worten brachten sie ihr einen der allerhöchsten Wünsche dar, die es dazumal gab. Nach unserer jetzigen Zeit und Sprache würden sie gesagt haben: Es soll dir tausendmal gut gehen. Der liebe Gott möge sich tausendfach an dir verherrlichen mit seinem Segen, Beistand, Schutz, Frieden, mit seiner Gnade, Güte, Hilfe, Treue und Barmherzigkeit! Und siehe da: der große Wunsch ging in Erfüllung. Die geliebte Abreisende durfte werden die Lebensgefährtin und Gehilfin eines jener großen Gottesmänner, von denen der hochgelobte Herr und Heiland Jesus Christus in der Schrift so oft bezeugt: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.“ Sie durfte ihren Lebensweg gehen mit dem Mann, an dem wir noch jetzt staunend hinaufblicken. In seinen Jugendjahren wurde er schon würdig erfunden, den Gang nach Morija zu machen, um dort ein Vorbild zu werden und abgeben zu dürfen von dem hingebenden, geduldigen Gotteslamm Jesus Christus. Und wie edel benahm sich dieser Isaak bei seiner Heirat, und wie großartig friedfertig in etwas späterer Zeit, als man ihm nacheinander zwei Brunnen, die besonders wertvolle Bestütmer

in jenem Lande waren, wegraubte. Er ließ sich's ruhig gefallen, verlor aber dadurch nichts, denn „selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Gott segnete ihn, und er ward, wie die Schrift bezeugt, ein großer Mann, ging und nahm zu, bis er sehr groß ward. Einmal lesen wir von ihm: „Er säte und kriegte desselben Jahres hundertfältig.“

Ja, meine Lieben! Rebekka wurde glücklich; sie wuchs in viel tausendmal tausend. Sie lebt schon lange nicht mehr; aber du, liebe Johanna, bist noch unter uns. Dir rufen wir auch gemeinschaftlich zu: „Du bist unsere Schwester, Tochter und Freundin!“ Bei solchem Ausspruch wogt auch vieles in unsern Herzen. Altes und Neues taucht auf. Es sind morgen 25 Jahre, daß du in diese Welt geschwinde eingetreten bist, während ich in Kornthal sanft schlief. Als ich am andern Morgen hier ankam, meinten liebe Leutlein, ich werde keine große Freude an dir haben, da dir schon zwei Schwesterlein vorangegangen waren. Sie wußten es nicht recht. Wieviel Freude hast du uns bereitet! Denken wir nur an die Spaziergänge ans „Steinhauerloch“, wo ihr, liebe Kinder, so sorgenlos und munter um uns herumspranget. Einmal lasest du ein winziges Büschelchen dürres Holz zusammen, vergaßest aber im Eifer des kindlichen Spieles, es mitzunehmen. Näher weintest du bitterlich aus tiefem Mitleiden mit dem „Krählein“ (Holzbüschel), daß es so vereinsamt im Walde liegen müsse. Wie nahe lag der Gedanke: Das Kind hat viel Gefühl; die Tochter wird, wenn sie sich vom himmlischen Hirten leiten läßt, viel Mitleid haben mit Verlassenen, Armen, Dürftigen und sich mit Gottes Hilfe bringen lassen in die Zunft der Barmherzigen, von welchen der liebe Heiland sagt: „Selig sind sie, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Und wie bald sangest du Melodien: ein Hinweis, daß du Be-trübte, Traurige erheben, erfreuen solltest und könntest, und daß dich der hochgelobte Heiland gerne bei den himmlischen Sängern mit den Gottesharfen einst haben möchte, die sein Lob singen ewiglich. Wenn wir später auf den Seizensfelsen gehen und das herrliche Dettinger Thal bewundern, aus welchem mein lieber

Vater seine mit Gott vermählte Braut, die auch im Hausstand mit Gott vermählt geblieben ist, geholt hat, — oder wenn wir vom Passionsfelsen aus in das Uracher Thal blicken, von welchem uns das weiße Tuch der großen Bleiche gemahnt: „Sehet euch um die weißen Kleider zur himmlischen Hochzeit um,“ und wenn wir in diese prachtvollen Thalgründe das Lied erschallen lassen: „Himmel an, nur himmelnan“ uff., so wird die liebe Mutter sagen: „Die Kinder haben schön gesungen, aber es fehlt eben die Johanna.“ Und wenn ich zur Erbauung meines Herzens, Gemüts und Gefühls den wunderbaren Reigen hören will, mit dem ihr, liebe Nichten und Töchter, mich so oft erquicktet, die sogenannten Gegensätze:

„Licht nach dem Dunkel,
Friede nach Streit,
Jubel nach Tränen,
Wonne nach Leid;
Sonne nach Regen,
Luft nach der Last,
Nach der Ermüdung
Selige Rast.

Ruhe nach Mühe,
Ehre nach Hohn;
Nach den Beschwerden
herrlicher Lohn;
Labsal nach Trübsal,
Krone nach Kreuz,
Süßes nach Bitt'rem,
O, wie erfreut's!

Freude nach Trauer,
Heilung nach Schmerz;
Nach dem Verluste
Tröstung ins Herz;
Kraft nach der Schwachheit,
Ruhm nach der Schmach,
Sturm muß sich legen,
Stille danach.

Reichtum nach Armut,
Freiheit nach Qual,
Nach der Verbannung
Heimat einmal.
Leben nach Sterben,
Völliges Heil
Ist der Erlösten
herrliches Teil!“

so wird es heißen: „Wo ist der Sopran? Ach, der ist in Dahlerau!“

Aber was soll ich noch weiter aufzählen? Wir müssen zum Schluß eilen. Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend! Das können wir dir aber nicht mehr allein sagen; dein Bräutigam und du, ihr seid jetzt, wie wir vorhin bei der Trauung hörten, gleichsam eine Persönlichkeit geworden: „sie werden ein Fleisch sein“. Also, liebe Johanna, lieber Wilhelm, wachset in viel tausendmal tausend, d. h., wenn wir's am kürzesten

ausdrücken: „Wachset in den lieben Heiland hinein. Seid und bleibet Neben an Ihm, dem Weinstock, in solch unauflösllicher Verbindung, daß weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Antichrist noch falscher Prophet euch von Ihm trennen kann.“

Werdet durch seine Gnade, Macht und Kraft solche Verbundene mit Ihm, wie der Psalmist, der im Psalm ausruft: „Wenn ich erwache, bin ich noch bei dir!“, den also Tag und Nacht nicht von Ihm hinwegbringen konnten, der mit dem Herrn seinem Gott einschlief und mit Ihm erwachte. Tausendmal tausend gibt eine Million. Durch solches Vereinigtsein mit dem Herrn werdet ihr Millionäre, und, weil es heißt: „in viel tausendmal tausend“, so werdet ihr vielfache Millionäre.

Ein Millionär braucht nicht zu erschrecken vor kleinen und großen Auslagen; er kann alles mögliche auszahlen, wie wir dies sehen an den Millionären des Alten Bundes, z. B. einem Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Mose, David und einem Stephanus und Paulus im Neuen Testament.

Morgen bist du, liebe Braut, 25 Jahre alt. In 25 Jahren wollen wir alle, meine Lieben, mit Gottes Hilfe, namentlich ihr lieben Hülfbener — ihr habt meiner Tochter so viele, viele Güte und Liebe erwiesen, was der Herr tausendfältig vergelten möge, — uns wieder hier an dieser Stätte zur silbernen Hochzeit versammeln. Dann bin ich 92 Jahre alt, noch außerordentlich jung gegen Methusalah, und will dich, lieber Wilhelm, fragen: „Wie hat sich deine Braut und Frau gehalten?“ Und dann möchte ich die Antwort hören: „Sie hat mir unendlich viel Gutes erzeigt, hat mich außerordentlich stets geliebt und mich nie beleidigt, nur war ich fast eifersüchtig auf den lieben Heiland, denn Ihn, diesen hohen, anbetungswürdigen Herrn, hat sie noch mehr geliebt als mich; kein Wunder, daß sie in jeder Beziehung mir war eine gottbegnadigte, reich gesegnete Gehilfin für Herz, Amt und Haus!“

Und wenn ich dich, liebe Johanna, frage: „Was hast du an dem lieben Wilhelm für einen Mann bekommen?“ wirst du sagen: „Den allerliebsten auf Gottes ganzem Erdboden. Es

wollte mir gehen wie der Sarah. Sie sah an ihrem Gemahl hinauf, daß sie ihn nicht Mann, sondern Herr nannte um seines felsenfesten Glaubens willen und wegen seiner edlen Demut, seiner bewunderungswürdigen Friedfertigkeit, seines eilfertigen Gehorsams und seines staunenswerten himmlischen Sinnes."

Dann, liebe Kinder, will ich tausendmal tausend Dank bringen unserem hochgelobten Gott und Heiland und will Ihm zu Preis und Ehre sagen: „Ihr seid gewachsen in viel tausendmal tausend. Jesus, hilf du, hilf ihnen dazu!“

Du aber, o großer Herr und Heiland, sei gepriesen in Ewigkeit! Amen!“ —

Weil die jungen Eheleute noch bei der Beerdigung blieben, konnte Vater am folgenden Sonntag in Hülben predigen. Da kam die Großmutter (aus Münsingen) ganz ergriffen heim, ging auf die junge Frau zu und sagte: „O Kind, du wirst glücklich, du wirst glücklich, was hast du für einen Mann, o wir müssen noch ganz anders anfangen.“ Sie meinte, ganz ernst machen mit dem Christentum. —

Am nächsten Tage reisten die zwei Glücklichen über Münsingen am Lichtenstein vorbei nach Norden, der neuen Heimat entgegen.

Dahlerau (1894-96).

Es war an einem schönen Oktobertag im Jahre 1894. Da gab's für die Leute in der Stadt Barmen etwas Fröhliches zu sehen. Sie blieben stehen, als sie das Pferdegetrappel auf dem Pflaster hörten. Nun kamen sie auch schon um die Ecke, die fünf stattlichen, festlich geschmückten Reiter. Und hinter ihnen her ein langer Zug von 22 Wagen, lustig mit Buchenlaub verziert und besetzt mit fröhlichen Menschen. Da lief wohl einer hinter dem letzten Wagen her und fragte: „Was hat der Aufzug denn zu bedeuten?“ „Wir Dahlerauer haben uns unsern neuen Pastor geholt,“ hieß es dann, und der Arm deutete nach der Spitze des Zuges. Richtig, da vorn im ersten Wagen saß er und hatte nur eine Sorge: Worüber er sich am meisten freuen sollte: über den lachenden Sonnenschein oder über das schöne bergische Land, in das sie nun hinausfahren, über die junge, liebe Frau an seiner Seite, über das schöne Amt, dem er entgegenfuhr oder die große Liebe, mit der diese erste Gemeinde ihn empfing.

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erde . . .“

So sang und klang es in den Herzen der beiden jungen Pfarrersleute. So hätte man immerzu fahren können bis dahin, wo die Welt aufhört. —

Jetzt geht's über die letzte Höhe weg hinter Lüttringhausen. Dann senkt sich der Weg langsam, und der Blick wird frei in das Tal. Sieh da, welch liebliches Bild: Ein festliches Gewimmel fröhlicher Menschen auf dem Berghange. Die ganze Straße entlang stehen sie und winken und grüßen, und die Jungen

schwanken die Mähen. Wo kommen denn die vielen Menschen her? Schau unten im Tale die drei großen Fabriken! Da stehen die Räder heute still, die Säle sind verödet, die Büros verlassen. Heute ist ja Festtag: „Wir Dahlerauer haben unsern ersten Pfarrer! Hurra!“ Ei, du lieber Posaunenchor, du hast wohl die Klänge im Herzen des Pfarrers gehört, und nun gibst du sie weiter, daß es über das Feld schallt:

„Lobe den Herren,
Den mächtigen König der Ehren . . .“

Hier steht die Menge ganz dicht. Der Wagenzug muß halten. Aus dem Gedränge löst sich ein Mägdlein und sagt errötend ein Gedicht. Da heißt es am Schlusse:

„ . . . Mög' Euer Glück so völlig werden,
Daß keins ihm gleiche hier auf Erden.“

Das war ein schöner Wunsch. Noch schöner aber ist, daß Gott ihn in Erfüllung gehen ließ.

Inzwischen drängt sich die Menge dicht um die Wagen. Nur die vordersten haben verstanden, was das Mädchen sagte. Und sie wollen doch alle mit teilhaben an dem, was vorgeht. O, sie dürfen alle hören. Da wird auf der kleinen Blumenkanzel der originelle Pastor Korstik von Kemlingrade sichtbar. Sie kennen ihn alle, den Pfarrer der Nachbargemeinde dort drüben auf der Höhe. Oft begegnet er ihnen draußen auf dem Felde und im Walde, wenn er seine Streifzüge macht, um seltene Käfer und Schmetterlinge für seine Sammlungen zu fangen. Manchmal haben sie sich auch über ihn gewundert: Wozu wohl der Pfarrer all die Käfer und Schmetterlinge sammelt? Aber daran denkt jetzt niemand. Er spricht ihnen allen aus dem Herzen, als er so liebe, warme Worte der Begrüßung dem neuen Amtsbruder sagt. —

Ja, und jetzt drängen sich alle noch viel dichter zusammen. Mütter nehmen ihre Kinder schnell auf den Arm, daß sie nicht herumlaufen und stören. Ganz mäuschenstill wird's. Der jetzt dort oben auf der blumengeschmückten Kanzel steht, das also ist er, der „Neue“, der erste Pfarrer der Gemeinde Dahlerau.

Und dann nickten sie befriedigt: Ja, den kann man verstehen! Laut schallt die mächtige Stimme über die Menge. Und was er sagt, das ist auch wahr: „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!“ (Psalm 118, 24.) „So ist's,“ denken die, die dicht gedrängt dastehen. Wie gut, daß nun die Zeit vorbei ist, da man keine Kirche und keinen Pfarrer hatte. Hatte man Gottes Wort hören wollen, mußte man stundenweit laufen bis zur nächsten Kirche nach Nadevormwald, nach Lüttringhausen oder nach Remlingrade. An schönen Frühlingssonntagen oder wenn im Sommer die Sonne warm schien, ja, da war das ja ganz hübsch gewesen, wenn auch von den Alten manchem der weite Weg sauer ankam. Aber wenn die Herbststürme durchs Land brausten, wenn der Regen die Wege aufgeweicht hatte oder wenn's gar im Winter Stein und Bein gefroren hatte, da war's dann wirklich keine Kleinigkeit gewesen. Gewiß, um des lieben Gotteswortes willen konnte man schon einmal so ein Opfer bringen. Und man hatte es getan. Aber es war doch eine große Freude durch die Gemeinde gegangen, als man eines Tages erfuhr: Die Fabrikanten wollen uns eine eigene Kirche bauen. Wenn sie des morgens zur Arbeit gingen, dann hatten sie schnell noch einen Blick auf den Berg geworfen, wo der Bau langsam vorwärts ging. Und des Sonntagsnachmittags schaute man nach, wie weit die Maurer waren. Ja, wenn die Bauleute so flink hätten bauen können, wie sich's die Herzen wünschten, wäre sie schon lange fertig gewesen, die neue Kirche dort auf dem Berge. Aber nun ist's so weit. Königlich steht sie dort oben, freundlich grüßt der Turm herüber zu der Menge, die dem neuen Pfarrer lauscht. Es ist ihm ja so ernst um sein Amt. Drum spricht er auch über den nächsten Vers des angefangenen Psalmwortes (Ps. 118, 25): „O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!“ Wie ein Gebet ist's, ein ganz ernstes Gebet, daß Gott ihn in seinem Amt beständigen möge. „Amen,“ klingt's durch all die Herzen. Und „Amen“ ruft auch die neue Kirche oben, als die Glocken nun anfangen zu läuten. Ja, es ist, als sei ihr Ruf ein göttliches „Ja und Amen“ zu dem, was da gesagt und gebetet wurde.

Darum bricht jetzt auch die Freude wieder hervor. Der Wagenzug hat sich wieder in Bewegung gesetzt. Nebenher und hinterdrein zieht alles Volk. Hörst du, wie dich die Glocken grüßen, du junger Pfarrer? Und jetzt fallen sogar die Glocken der katholischen Kirche mit ein. Und: Bum-bum! Bum-bum! — Ein paar Frauen schrecken zusammen. O, das sind nur Böllerschüsse. Die sollen es ins letzte Winkelchen des Tales rufen: „Lasset uns freuen und fröhlich sein!“ So geht's im Triumph durchs Tal und dann wieder den Berg hinauf. Sie fahren dahin unter dem Geläute der Glocken, dem Krachen der Freudenschüsse, dem Grüßen und Jauchzen der Gemeinde. Durch immer neue Ehrenbogen und Guirlandenpforten geht's die geschmückte Straße entlang bis zum Pfarrhause auf dem Berge.

So empfangen die Dahlerauer ihren ersten Pfarrer.

*

„Wo mein lieber Mann nur heute wieder bleibt?“ fragt sich die junge Pfarrfrau und macht sich auf den Weg, ihm ein wenig entgegenzugehen. Durch den Garten geht sie, in dem ein paar Bäume schon in voller Blüte prangen. Jetzt steht sie auf dem Platze, der zwischen Kirche und Pfarrhaus liegt. „Welch himmlischer Friede ist doch hier oben auf unserm lieben Berge!“ denkt sie. „Da unser hübsches Häuschen!“ Ihre Gedanken gehen zurück in die Zeit, da sie in ihrer württembergischen schönen Heimat manchmal ein wenig Sorge hatte, ob sie im rauhen Norden nicht Heimweh bekomme nach dem Elternhause. Und nun ist alles so voll Sonne und Glück! — Da neben dem Pfarrgarten liegt der Friedhof, und dort drüben die Kirche. Wie still ist's jetzt hier. Aber des Sonntags, wenn die Glocken im Turme rufen, dann wird's hier oben lebendig. Dann kommen sie herauf aus dem Tal und füllen die helle Kirche bis auf den letzten Platz. Und nach dem Gottesdienst stehen sie wohl noch ein wenig umher und begrüßen sich und freuen sich an dem Frieden hier oben. Es ist ja so, als sei hier ein Stücklein vom Paradies übriggeblieben. Die Pfarrfrau geht langsam den Kirchweg entlang, der nach der Straße führt. Eine Erinnerung taucht auf. Es war damals, als man ihren Mann hier zum

Pfarrer gewählt hatte. Da war ein alter Freund aus dem Wuppertal, Rektor Leite, nach Hülben gekommen. Im lieben, heimatlichen Wohnzimmer hatte er gefessen und mit großer Begeisterung erzählt von der Schönheit des bergischen Landes, von dem hübschen kleinen Pfarrhaus auf der Bergeshöhe und all den Herrlichkeiten hier. Damals hatte ihr Vater drohend den Finger erhoben: „Ich glaube, sie wollen es uns schöner schildern, als es in Wirklichkeit ist.“ Da war der Freund ganz feierlich geworden. „Wenn Ihre Tochter nach Dahlerau kommt, dann wird sie sagen wie weiland die Königin von Saba zum König Salomo: „Es ist mir nicht die Hälfte gesagt.“ „Recht hatte er,“ denkt die junge Frau. Sie steht jetzt dort, wo die Straße nach Dahlerau steil hinuntergeht. Einen herrlichen Blick hat man von hier aus auf die rauschende Wupper im Tale, die große Fabrik Dahlerau, die sauberen Arbeiterhäuser am Abhang und die schönen Waldberge ringsum. Ein wenig weiter im gekrümmten Tale liegt die Fabrik „Vogelsmühle“. Und dort nach der andern Seite „Dahlhausen“. Wie ein Kranz legen sich die Werke mit den Arbeiterfiedlungen um den Berg. Und hinten auf der Höhe sieht man die Häuser von Keilbeck, das den Kreis schließt. Mitten drin aber, auf der Höhe des Berges, steht wie eine Mutter, die über allem wacht, die Kirche. — Die Pfarrfrau schaut aus nach ihrem Manne. Die vier Ortschaften herum im Kreise sind seine Gemeinde. „Von welcher Seite er wohl kommt? — Wenn er nur erst käme!“ Aber sie hat's schon gelernt, zu warten. Ihr Vater hat ihr als Braut einmal gesagt: „Wenn dein Mann zu spät zum Essen kommt, dann bete nur ein paar „Vater-unser“, damit du ihm kein knurriges Gesicht zeigst.“ Ja, ja, er wußte, wie es zugeht beim Pfarrer. Hier will ihn jemand sprechen, und dort wartet noch ein Kranker auf ihn, und in jenes Haus sollte er schnell einmal hineinschauen. „Und es sind doch recht weite Wege,“ denkt sie, während sie das Tal überschaut. Man kennt hier im bergischen Land keine geschlossenen Dörfer. Die Häuser stehen zerstreut in der Gegend, einzeln und in Gruppen. Nur um die drei Fabriken herum sind sie dichter beieinander. „Vielleicht ist er nach den Höfen ganz

dahinten, dort auf der Höhe, gegangen.“ — Es ist ja ein schönes Plätzchen zum Warten.

Währenddem tritt der junge Pfarrer durch eine niedere Tür ins Freie. Seine Augen sind geblendet von all dem Frühlingsglanze. Da drin im Hause liegt ein Schwerkranker. Es ist doch ein eigenartiger Gegensatz zwischen dem lachenden Frühling und der dunklen Gewalt des Todes. Ja, wenn sie alle recht sterben könnten. So wie — für einen Augenblick schaut der Dahinschreitende hinüber, wo dunkle Wälder sich über einen Höhenrücken ziehen. Dahinter liegt die Gemeinde Radevormwald, wo sein lieber Vetter Barner als Pfarrer lebt. Aus d i e s e m Zweige seiner Verwandtschaft war der, an den er jetzt denken muß, der junge Vetter Lic. Rudolf Barner. Es ist eine wehmütige Erinnerung. Am letzten Tage des vorigen Jahres war es. Das Tal und die Höhen lagen im Schnee, glatt und vereist waren die Wege, die Dunkelheit hereingebrochen. Da schritt der Vetter neben ihm hier auf dieser Straße. Schweigsam waren sie nebeneinander hergegangen. Und dann hatten sie im Gemeindehause den Silvesterabend mitgefeiert. Ganz herrlich hatte da der junge Mann gesprochen über das Wort: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13, 14). In den ersten Tagen des neuen Jahres war dann die erschütternde Nachricht gekommen von dem schnellen Tode des hochbegabten Theologen. Und als man den Eltern tiefbewegt kondolierte, da hatten die nur gesagt: „Wir freuen uns, daß wir solch lieben Sohn hatten, der schon als Student für viele ein Segen war.“

Ja, wenn man so sterben konnte, dann war wohl der Frühling und das Sterben gar nicht so ein gewaltiger Gegensatz. Im Dahinschreiten geht's ihm durch den Sinn:

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt,
Dort in dem schönen Himmelszelt
Und güld'nen Schlosse werden . . .“

Jetzt macht die Straße eine Biegung, und da steht seine liebe junge Frau und läuft ihm fröhlich entgegen. Und während sie nun langsam Arm in Arm dem Hause zuschreiten, läßt er sie teilnehmen an Freude und Not seines Pfarramtes.

*

Es ist Samstag nachmittag. Die Sonne steht tief im Westen. Unten das Tal liegt schon im Schatten, aber hier oben auf der Höhe scheint sie noch hell in den Pfarrgarten herein. Da sitzt die Pfarrfrau, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Pfarrer im Schweiß seines Angesichts im Garten arbeitet. Tiefe Stille und großer Friede. — Jetzt wird plötzlich Pferdegetrappel hörbar. Die beiden im Garten schauen auf. Über den Zaun schaut das Gesicht des alten Geheimrats Hardt. Fröhlich winkt er, steigt dann rüstig vom Pferde, bindet's an den Zaun und betritt, von den Pfarrleuten herzlich begrüßt, den Garten. „Ich mußte doch mal wieder in Ihr Glück hineinschauen,“ sagt er lachend, während sie ihn ins Haus führen. Und nun erkundigt er sich nach allem. Gern und eifrig gibt der Pfarrer Auskunft. Er weiß, hier fragt nicht müßige Neugier. Der alte Herr hat ein lebendiges Interesse am Leben der Gemeinde. Er ist es gewesen, der mit seinen Freunden die Kirche und das Pfarrhaus gebaut hat. Es war überhaupt ein feiner Geist unter den leitenden Leuten der drei Fabriken dort im Tale. Da war z. B. der Direktor Hösterey, der am meisten den Neubau der Kirche betrieben hatte. Nun war er auch Sonntag für Sonntag im Gottesdienst und freute sich am aufblühenden Gemeindeleben. Es lag den Fabrikherren und den Direktoren wirklich daran, äußerlich und innerlich für ihre Arbeiter zu sorgen. Jeder im Betrieb Beschäftigte bekam eine hübsche Wohnung mit Gartenland. Witwen hatten freie Wohnung und Brand und bekamen leichte Beschäftigung. Für die Kleinsten wurden drei Kinderschulen eingerichtet und unterhalten. Kurzum, es war ein sehr schönes, ideales Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die Krönung all der Sorge um das Wohl der Arbeiter war die Einrichtung der Pfarrei gewesen. Und es war kein Wunder, daß die Herren sich nun freuten, in Vater einen

Mann zu haben, der mit Freuden sein Amt angriff, und der sich bald herzlichem Vertrauen erwarb. —

„Es ist später geworden, als ich wollte,“ sagte der alte Herr, als er sein Pferd vom Zaun löste. „Aber es war ja auch alles zu schön und erfreulich, was Sie mir erzählten. Leben Sie wohl!“ Ein herzlicher Händedruck. Dann reitet er den Kirchweg hinunter, und der Pfarrer schaut ihm nach: „Gott erhalte unserm Volke solche Männer, die an ihrem Platz mit gleicher Treue sorgen um das, was not tut.“ Rasch geht er jetzt durch den Garten zurück ins Haus. „Wir müssen schnell essen!“ ruft er in die Küche hinein. „Die jungen Männer kommen gleich.“

Ja, am stillen Samstag abend wird's noch einmal lebendig im Pfarrhause. Da kommt ein Trüpplein junger Männer im Studierzimmer zusammen, um gemeinsam von Gott einen Sonntagssegnen für die Gemeinde, den Pfarrer und für sich zu erbitten. Das hatte Vater in jeder Gemeinde, einen Kreis von Laien, mit denen er Gebetsgemeinschaft pflegte. Er sagte einmal, als er zu einer Evangelisation ging: „Die hole ich mir einfach herbei, ich brauche die Beter, die hinter mir stehen.“

Er hat immer ernstlich Gemeinschaft gesucht. Und darum war es ihm auch so besonders groß, daß in dieser lebendigen Gemeinde solch reges Gemeinschaftsleben war. Als die Gemeinde selbständig wurde, sagten die Pfarrer, zu deren Bezirken die Dahlerauer Ortschaften früher gehörten: „Wir haben unsere treuesten Gemeindeglieder verloren.“ Wie schön waren die Bibestunden im Vereinshause. Was waren das für prächtige, aufrichtig-fromme Christen, die da in den Gebetsstunden so innig, warm und voll Geist und Kraft mit ihrem Herrn redeten und auch für ihren Pfarrer beteten. Wohl dem Pfarrer, der sich getragen und umgeben weiß von solchem Freundes- und Beterkreis!

*

Ein Erlebnis jener Tage ist Vater unvergeßlich geblieben:

Da war in der Nachbarschaft ein Pfarrer, ein edler, feiner Mensch, begeistert für alles Gute, Edle und Schöne. Aber die Botschaft von der seligmachenden und Sünder rettenden Gnade war ihm verborgen. Gott aber erhörte das Gebet der Jünger

Jesu in diesem Orte, die in treuer Liebe und ernster Fürbitte zu ihrem Pfarrer standen. Es kam ein Sonntag, da sagte der Pfarrer auf der Kanzel, ihm sei ein neues Leben geschenkt worden. — Später meinte jemand ihm gegenüber: „Das war doch übertrieben, so etwas auf der Kanzel zu sagen.“ Der aber antwortete nur — Vater sagte einmal von jenem Augenblick: „Nie werde ich das leuchtende Angesicht des Pfarrers vergessen“ — :

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren.
Mein stolzes Herz hat's nicht begehrt.“

*

Wie ein lieblicher Blütenkranz sind die Dahlerauer Erinnerungen. In diesen Kranz gehört als besonderer Schmuck eine feine Blume: die Liebe der Amtsbrüder untereinander. „Wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen . . . Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben.“ Sie suchten sich zu fördern, und jeder war bereit, vom andern zu lernen. Es war ein recht vielseitiger Kreis. Jeder hatte seine ganz besondere Eigenart und Liebhaberei. Auf einem gemeinsamen Ausflug sagte Vater einmal scherzend: „Wenn andere sich an der schönen Gegend erfreuen, dann sucht der Bruder K., der große Naturforscher, nach muffigem Moos. Und Bruder N. geht stille Wege und dichtet.“ Besonders herzlich waren die Beziehungen zu dem Pfarrer in Radevormwald, Varner, einem Vetter Vaters, der zur selben Zeit dort sein Amt antrat, als Vater in Dahlerau anfang. Oft zog man den lieblichen Weg durch die Wälder hinüber und herüber und festigte das Band, das die beiden bluts- und geistesverwandten Familien verband.

*

Die schönsten Freuden blühten Vater im eigenen Hause. Er war ein so natürlicher, fröhlicher Gatte, daß einst ein Vetter tadelnd zu ihm sagte: „Dir fehlt aber auch jede geistliche Würde.“ Sehr oft waren Gäste da. So kam auch übers Jahr die Großmama von Hülben. Und an einem Donnerstag ließ Vater im Vereinshaus sagen, die Brüder sollten die Gebetsstunde allein

halten, er könne nicht abkommen. Später erzählten sich alte Mütter, sie hätten die ganze Nacht nicht geschlafen und immer fürbittend ans Pfarrhaus gedacht. Bald hörten sie die frohe Kunde, daß ein kleines Mägdelein angekommen sei. Die Großmama, die sonst so stille Frau, hatte das Kindlein auf dem Arme, dankte Gott laut und rief zwischendurch immer: „O, meine Herzenssprächtigste!“ Und der neue Vater erst! Er wußte gar nicht, wohin mit all seiner Freude. Früher sagte er oft, er habe erst Freude an einem Kind, wenn's mal vierjährig sei, vorher könne man doch nichts mit ihm anfangen. Aber als nun sein ältestes Töchterlein da war, konnte er sich nicht satt daran sehen und meinte allen Ernstes: „Die ist schon viel gescheiter als andere.“

Es ist eine große Sache, wenn bei einem Landpfarrer ein Kindlein ankommt. Wie ein Lauffeuer geht die Freudenbotschaft durch die Gemeinde, und alles freut sich mit. Wie strahlten die Gemeindevertreter, die zu einer Sitzung heraufgekommen waren und nun alle gratulierten! Und die Frauen kamen und beschenkten das Kind mit guten Wünschen und Gaben. Die Taufe war so recht ein Freudenfest voller Lob Gottes. Es kamen dazu auch die andern Großeltern von Hülben und Hardthaus und die Geschwister Mundle. Der alte Onkel Varner, der s. Zt. Vater getauft und konfirmiert hatte, taufte nun auch sein Erstgeborenes. Es war zu schön, wie sich die zwei alten Vettern Kullen und Varner aneinander freuten und sich gegenseitig anregten mit Tischreden und Wünschen für das Kindlein.

Die junge Mutter holte Vater oft mit dem Kinderwagen ab vom Vereinshaus. Da war es den Konfirmantinnen eine Freude, das Kind heinzufahren, und die Eltern liefen Arm in Arm hinter der jungen Schar her, die sich um den Wagen drängte.

*

Alles, was so vollkommen schön ist, geht meist schnell vorbei. Nur zwei Jahre wirkte Vater an diesem einzig lieblichen Fleckchen Erde. Da berief ihn seine lutherische Heimatgemeinde Elberfeld als Nachfolger von Pastor de le Roi in ihren Dienst.

Und Vater nahm freudig an. Aber die alte Liebe zu Dahlerau ist geblieben.

23 Jahre später kamen unsere Eltern noch einmal von Frankfurt aus nach Dahlerau. Die Gemeinde feierte ihr Jubiläum und Vater hielt die Festpredigt. Mutter schrieb von dieser Fahrt: „Ich kann nicht sagen, was wir empfunden haben, als wir unsere „erste Liebe“ wiedersahen. Mein Mann sagte in der Nach-Versammlung, man spreche von einem Kinder p a r a d i e s. So sei ihm Dahlerau das Paradies seines Pfarramtes. Die herrliche Gegend und die Liebe der Gemeinde! Als seien wir nie fort gewesen! . . .“

Elberfeld 1897-1906).

Es war in den dunkelsten Wintertagen des Jahres 1897, als unsere Eltern mit dem kleinen Töchterlein, das ihnen in Dahlerau geschenkt worden war, nach Elberfeld übersiedelten. Manchmal schien es fast, als solle der trübe Wintertag ein Abbild ihrer Stimmung sein. Es war ja nicht leicht, mitten im Winter umzuziehen. Und nun hieß es Abschied nehmen von dem herrlich schönen Dahlerau, um in die rauchige Industriestadt zu gehen. Ade nun, du liebes Häuslein da oben auf dem Berge, wo morgens zuerst die Sonne hereingrückt! Jetzt geht's in das Haus in der düsteren städtischen Straße. Ach, und erst der Abschied von all den lieben Menschen! War denn das zu ertragen? — Zu all dem kam noch etwas besonders Schweres: Vaters Schwester, Elisabeth Mundle, lag damals gerade im Sterben. Und die Wehmut des Scheidens von der geliebten Schwester gab jenen Tagen sein ganz besonderes Gepräge.

Und doch — die Elberfelder Gemeinde kam ihrem neuen Pfarrer mit solcher Liebe entgegen, daß dadurch diese Tage hell und freundlich wurden. Als einmal von dem Abschied in Dahlerau die Rede war, da meinte eine Elberfelderin: „Wir wollen jetzt machen, daß eine Liebe die andere austreibt.“

Wie war's dem jungen Pfarrer zu Mute, als er am Einführungstage festlich abgeholt wurde. Nun war er wieder in Elberfeld, seiner Heimat. Hier hatte sein Vater in reichem Segen wirken dürfen. Da zog wohl die heiße Bitte durch sein Herz: „Herr, laß mich wandeln in den Fußstapfen meines Vaters.“ Und während sie dahinfuhren, fingen die Glocken an zu läuten und grüßten den neuen Pfarrer. Es war nicht nur eine feierliche Form. Hier war eine lebendige Gemeinde, die von

ihren Seelsorgern viel forderte, ihnen aber auch viel gab. Es ging da nach der Regel Röm. 1, 12.

*

Die Wagen, die den neuen Pfarrer abholten, sind am Hombüchel angekommen. Zuerst geht's in den Gemeindesaal neben dem Pfarrhause. Da sieht's ganz feierlich aus: Alle Amtsbrüder und die ganze Kirchenvertretung haben sich mit ihren Frauen versammelt. Und nun stimmen sie das Loblied an: „Lobe den Herrn . . .“ Da geht's den neuen Pfarrersleuten warm durchs Herz: „. . . Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.“ Und so singt es auch in ihnen: „. . . Lobe den Herren, was in mir ist, lob' seinen Namen . . .“ Wie herzlich ist die Begrüßung! Wie sind Waters Dankesworte getragen von der Freude an der Liebe, die ihm hier entgegenkommt! Und der Bruderkuß, den er mit den neuen Amtsbrüdern tauscht, besiegelt ein Bündnis fürs ganze Leben. —

Und nun geht's ins Pfarrhaus. Von der Straße aus gesehen ist es ein etwas düsterer, großer, roter Backsteinbau. Aber tritt nur ein, dann geht dir die versteckte Schönheit dieses Hauses auf! Die Zimmer nach hinten hinaus sind voll Sonne. Und du trittst ans Fenster: Welch ein überwältigendes Bild! Da der Hombüchel eine hochgelegene Straße ist, übersieht man von diesen Fenstern aus die ganze Stadt. Weit geht der Blick über das enge Tal, in dem rechts und links der Wupper die Fabriken sich drängen und das Gewimmel der Häuser beiderseits den Berg hinandrängt. —

Ja, hier ist gut sein. Aber es ist jetzt nicht Zeit, diese herrliche Aussicht lange zu betrachten. Schon nehmen zwei Kirchmeistersfrauen die Pfarrfrau an den Arm und zeigen ihr das Haus. Da gib't wieder eine Überraschung: Noch keinen Finger hatten unsere Eltern gerührt, um das Haus einzurichten. Und nun ist alles schon getan. So hatten sich die Frauen des Presbyteriums betätigt. Jedes Möbelstück steht an seinem Platze, Vorhänge und Gardinen sind gespannt. Kurz, alles ist aufs behaglichste eingerichtet. Und wo etwas gefehlt hatte, da hatte man großzügig einfach Neues angeschafft. Im Esszimmer steht

schon der Kaffeetisch gedeckt. Die Speisekammer ist gefüllt mit den köstlichsten Lebensmitteln. Und alle freuen sich an dem Staunen der also Überraschten.“

Mutter schrieb davon nachher: „. . . Es sind nicht die Gaben nur, nein, die ganze Art, mit der uns Gott durch liebe Menschen segnete, übermannte uns beinahe; und es ist mir unsagbar groß, wie des Vaters Segen den Kindern Häuser bauen kann . . .“

Es ist hier jetzt nicht der Platz, von all den üblichen, und doch so überaus herzlichen Begrüßungsfeiern zu erzählen. Machen wir lieber einen Gang in Vaters Gemeinde! Lange, öde, schmutzige Straßen. Haus an Haus in langweiliger Gleichförmigkeit. Und das Volk, das hier wohnt, sind die von der Schattenseite des Lebens. Es war so anders als in Dahlerau: Dort das herzliche, persönliche Verhältnis vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer, hier meist Aktiengesellschaften, wo der Aktieninhaber nichts weiß vom Arbeiter, und wo der Arbeiter seinen Brotgeber nicht kennt. Und wie der Arbeiter keine Beziehung findet zu einer mechanischen Arbeit, die er im Dienst irgendeines Unbekannten tut, so ist bei ihm auch meist die persönliche Beziehung zu seiner Heimstätte verlorengegangen. In Elberfeld war damals die Wurzellosigkeit bei Arbeitern erschütternd. Wenn man Hausputz halten wollte, dann zog man einfach in eine andere Wohnung. Der 1. Mai war meist der Termin. Da stand all das kümmerliche Mobiliar auf der Straße und wurde abgeseift. Und abends saß man in der neuen Wohnung. Die Kinder aber fangen:

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.

Da fliegen die Brocken zum Fenster hinaus.

Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,

So ziehen die Leute durch ganz Elberfeld.“

Ja, es war ein armes Volk, das hier wohnte. Tagaus, tagein ohne Urlaub die seelenlose Arbeit in der Fabrik, schlecht bezahlt, von arndern Ständen über die Achsel angesehen, in engen, dumpfen Wohnungen hausend, durch immerwährende Verhöhnung verbittert, innerlich verarmt, weil die überaus dürftige sozialdemokratische Parteipresse die einzige geistige Nahrung darstellte. Es

ist unmöglich, die Nöte dieser Industriegemeinde zu schildern. Für den Pfarrer ist es ein Grund zum Danken, wenn ihn seine Arbeit in solche Abgründe der Not und der Sünde hineinführt, wo er alle Illusionen verliert und vor den furchtbarsten Realitäten des Lebens steht. Da lernt man die Realitäten des Glaubens. Hier sind die „Mühseligen und Beladenen“. Aber leicht ist solche Arbeit nicht. Das merkte Vater bald. Wie sollte man diesem verkommenen Volke nahe kommen? Der natürliche Mensch sträubt sich dagegen, überhaupt die Brücken zu suchen. „. . . Es wird mir doch ein wenig schwer, wieder in all den sittlichen Schmutz und in die Verkommenheit hinein zu müssen . . .“, schreibt Vater einmal nach den Ferien. Und nun sollte er dort die frohe Botschaft verkündigen! Die Widerstände waren gewaltig. Bei jedem einzelnen neu. Das materialistische Denken hielt den Menschen ganz gefangen. Und dazu kam das unüberwindliche Mißtrauen des Arbeiters gegenüber dem Vertreter der Kirche. Er war für ihn der Repräsentant der „Verdummungsanstalt“, der „Agent des Kapitals“, der im Solde wirtschaftlicher und politischer Gruppen stehende Heuchler.

Und doch gelang es Vater, in diese Front des Gegners, der doch zugleich der zu werbende Freund war, einzudringen. Er war schlagfertig und unerschrocken. Das half ihm. Mehr noch seine Geistesmacht, die er sich im Gebet erkämpfte. Ja, eigentlich gibt es nur ein Mittel, in solcher Arbeit voranzukommen. Das ist die herzliche, suchende Liebe. Der Pfarrer lernt auf solchem Arbeitsfelde 1. Kor. 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Solche Liebe, die nicht sich sucht, sondern des andern Seele, durften die Arbeiter spüren von ihrem neuen Pfarrer.

Unserm Hause gegenüber wohnte ein führender Mann der sozialdemokratischen Partei, die damals die „äußerste Linke“ darstellte. Er war ein heftiger Gegner des Christentums und der Kirche. Das Pfarrhaus und erst recht seine Insassen bekamen nur feindselige Blicke von dem Nachbarn. Unserm Vater war solcher Zustand unerträglich. Eines Tages schrieb er ganz glück-

lich an seine Frau, die sich damals mit den Kindern in Süddeutschland befand: „. . . Denke Dir, gestern habe ich mich endlich dazu entschließen können, einen Besuch bei unserm Nachbarn H. zu machen, nicht als Pastor, sondern als Nachbar. Mann und Frau sahen mich sehr erstaunt an, als ich hereintrat, waren aber dann sehr lieb; wir saßen zuerst in der Küche. Als ich gehen wollte, nach etwa 20 Minuten, sagte er, ich müsse doch auch sein Wohnzimmer sehen, zeigte mir seine Fische, seine Blumen und seinen Vogel und nahm dann herzlich Abschied. Ich habe ja nicht viel Geistliches sagen können, aber nun ist doch einmal ein kleiner Zugang da. Gott sei Dank! . . .“

Von der Zeit fing der Kirchenfeind an, aufs Pfarrhaus zu hören. Und zwar auf eine sonderbare Weise. Jeden Morgen, wenn drüben im Pfarrhause auf dem Klavier die ersten Akkorde erklangen zum Zeichen, daß die Morgenandacht beginne, dann öffnete er sein Fenster ein wenig. Und wenn dann fröhlich und sieghaft der Morgenchoral herübertönte, dann saß er und lauschte hinter dem Vorhang auf die Ewigkeitsklänge.

Ein anderes Erlebnis. Es ist Fastnachtsabend. Da betritt Vater ein Haus voll wüsten Lärms, um einen sterbenden Familienvater zu besuchen. Der stirbt, während Vater dort ist. Im Hause tobt weiter der Fastnachtslärm. Plötzlich übertönt eine löwengewaltige Stimme alles. Vater steht am obersten Treppengeländer und ruft, er habe allen im Hause etwas mitzuteilen. Die Glastüren gehen auf und die Leute, zum Teil in Fastnachtskostümen, lauschen neugierig hinauf. Vater erklärt ihnen nun, was geschehen ist, und macht den Vorschlag, daß die, die noch Fastnacht feiern wollen, es anderswo tun, um der trauernden Witwe die Ruhe nicht zu stören. Durch die Zustimmung ermutigt, wagt er einen weiteren Schritt. „Wie schön wäre es, wenn wir der betrübten Frau ein tröstliches Lied singen könnten. Weiß jemand ein solches?“ „Harre meine Seele . . .“ wird vorgeschlagen und — gesungen. Dann verkündet Vater schlicht und packend der buntgewürfelten Schar die frohe Botschaft vom Todesüberwinder. Sie lauscht atemlos, zwischen hinein ein Knall. Vater bricht ab. Aber es heißt:

„Machen Sie man ruhig weiter, Herr Pastor!“ Ein Mann hatte seine Schnapsflasche am Ofen zerschmettert. Dann wird es ruhig im Hause, nachdenklich kehren die Leute zurück. —

Vater hatte eine so nette Art, den Leuten aus ihrer Feindschaft herauszuhelfen.

Kommt er da eines Tages in ein Krankenzimmer. Kaum sieht der Mann den Pfarrer kommen, da kehrt er sich in seinem Bett trozig nach der Wand. Vater sagt nichts, holt sich nur einen Stuhl und setzt sich neben das Bett. Und dann ist's stille im Zimmer. Vater wartet. Die Minuten vergehen. An dem Zucken des Rückens kann man sehen, wie dem Manne die Situation allmählich peinlich wird. Endlich unterbricht Vater das Schweigen: „So, Ihren Rücken hab' ich nun genug gesehen. Nun lassen Sie sich auch mal von vorn betrachten.“ Da dreht der sich ganz erlöst um, und die Unterredung kann beginnen.

Ein andermal betritt er eine Wohnung, als schon der Mann auffpringt, sich ihm in den Weg stellt und ihn anbrüllt: „Jetzt schmeiße ich Sie raus!“ Da stellt sich Vater in seiner ganzen wuchtigen Persönlichkeit auch ganz breitbeinig vor ihn, lächelt ihn freundlich an und erwidert: „Das versuchen Sie doch mal!“ Da war der verdukt über seinen energischen Pastor, aber vom „rauswerfen“ war nun keine Rede mehr.

Wer in solchem Bezirk wirklich an die Herzen herankommen will, der muß es sich sauer werden lassen. Da heißt's, mit unermüdlichem Eifer und immer neuer Liebe, frei von Empfindlichkeit, den Menschen nachgehen. „. . . Ich habe jetzt angefangen, durchgehende Hausbesuche zu machen, und sehe und höre da manches, was nicht gerade angenehm und ermutigend ist. Doch bleibt der Grundton in allem großer Dank für die freundlichen Führungen unseres Gottes. . .“ Er ist später von dieser Art der Hausbesuche, von Haus zu Haus und von Tür zu Tür zu gehen, abgekommen. Er meinte, diese Art lasse sich in den ausgedehnten Großstadtgemeinden nicht durchführen. Zudem wuchs ihm mancherlei andere Arbeit zu, die ihn mit Beschlag belegte.

Da hat er denn hier und da, wo er gerade zu tun hatte, die Gelegenheit ergriffen, Besuche zu machen. Wenn er z. B. in

einem Hause ein Kind taufen mußte, dann ging er nachher noch zu den andern Hausbewohnern, oder wenn irgendwo ein Kranker nach ihm verlangte, dann durften auch die andern Mitbewohner auf einen Besuch ihres Pfarrers rechnen. Wenn er dann auch nur für einen kurzen Augenblick hereinschauen konnte, weil andere Aufgaben riefen: Der Pfarrer war doch dagewesen, und das Band zwischen Gemeinde und ihm war wieder ein wenig fester geworden. Und das ist doch die notwendige Voraussetzung für einen jeden seelsorgerlichen Dienst. Vor allem hat Vater, je gemessener die Zeit wurde, die ihm für Hausbesuche zur Verfügung stand, es gelernt, sich von seinem himmlischen Herrn führen zu lassen. Es hat viele verwundert, mit welcher innerer Ruhe der Vielbeschäftigte in seiner großen Gemeindefarbeit stand. Das war so in Frankfurt später, wie damals in Elberfeld. Diese innere Ruhe über der Fülle der Aufgaben hatte ihren tiefsten Grund in seinem Glauben. Er glaubte auch, daß Gott ihn dahin führe, wo er einen Dienst ausrichten dürfe. Und er hat's dankbar bezeugt, wie er oft ganz wunderbar erlebt habe, daß er zu Menschen kam, die ihn beehrten, die in höchster Not waren, oder die eine innere Hilfe brauchten, kurzum, wie er da ganz deutlich sich „geführt“ sah.

Es wurde oben gesagt: „Ein festes Band zwischen Gemeinde und Pfarrer ist die Voraussetzung jedes seelsorgerlichen Dienstes.“ Von dem Gesichtspunkte aus ist es für den Pfarrer eine Freude, wenn er weiß und spürt: man gewinnt Vertrauen zu mir und hat mich lieb. Das soll natürlich nichts von dem nehmen, daß der Pfarrer letzten Endes seine Gemeindeglieder über sich hinaus führen soll zu dem, der allein in Wahrheit sich ihrer „Seele herzlich angenommen hat“. Und das weiß ich von unserm Vater, daß ihm alles, was nicht letztlich diesem einen Ziele diente, ärgerlich war. Aber gerade darum war es ihm eine große Freude, wenn er Vertrauen und Liebe bei seinen Gemeindegliedern sah.

Eines Sonntagmorgens kommt ein Arbeiter zu ihm in dem üblichen Sonntagmorgen-Anzug: hemdsärmelig, ohne Kragen, Zigarre und rote Pantoffeln. Er will irgendeinen Schein.

Vater kann ihm den nicht geben und weist ihn an einen Küster oder Gemeindegeldner. „Ach,“ sagt der Mann, „da muß ich mir ja einen Krug umtun!“ Er meinte wohl, in solcher Vertraulichkeit dürfe er höchstens zu Pfarrer Busch kommen.

Einmal war Vater sehr krank und mußte für einige Wochen in die französische Schweiz nach Montreux. In jener Zeit schellte es eines Abends. Mutter machte auf, und draußen standen zwei Arbeiter; sie kämen aus der und der Wirtschaft. Da hätten sie von ihrem Pastor gesprochen und es sei ihnen so leid, daß er krank sei. Und die Frau Pastorin solle ihnen doch einmal auf der Landkarte zeigen, wo ihr Pastor denn eigentlich sei. —

*

In diesem armen Bezirk waren die meisten Amtshandlungen erst abends nach 6 Uhr in den Familien. Tagsüber hatte man keine Zeit zum Festfeiern, da mußte gearbeitet werden. Bei dem kärglichen Verdienst durfte man sich einen Tageslohn nicht entgehen lassen. Sehr häufig kamen zu den Trauungen die Brautpaare nur im Straßenkleid in das Pfarrhaus, oft sogar ohne Zeugen. Dann mußten Mutter und eine der Hülfbener Tanten, die stets Säulen des reichbelebten Hauses waren, Zeugen sein oder bei Taufen Pate stehen und mit Vater für das junge Paar oder das arme Kindlein Gottes Segen erfliehen.

Eigenartige Dinge konnte man ja erleben. Ging der Vater einmal mit einem Freund durch die H.-Straße. Da springt plötzlich aus einem Erdgeschosfenster ein junger Mann heraus mit allen Zeichen großen Schreckens, hinter ihm her faust — ein Pantoffel, und am Fenster erscheint zorngerötet das Gesicht der zärtlichen Gattin. Als Vater näher zusieht, da ist's ein Paar, das er am Tage vorher getraut hatte.

Auch bei den Taufen in den engen Wohnungen geschah mancherlei Merkwürdiges. Aber Vater konnte sich in die Verhältnisse einfühlen und dadurch allen allerlei sein. Als er einmal bei einer Taufe gerade seine Ansprache begonnen hatte, da kam einem der kleinen Geschwisterlein des Täuflings ein Verlangen, das nicht genannt zu werden braucht, und es gab seinem Wunsche

beharrlich Ausdruck. Die arme Mutter, in Verlegenheit, suchte es zum Schweigen zu bringen. Da sah Vater die Not. Er legte eine kleine Pause ein: „So, nun helfen Sie erst mal dem Kleinen!“ Und als das besorgt war, da konnte es fröhlich und gesammelt weitergehen. Und das letztere war wichtig. Es hat Vater oft bewegt, wie ernst solche Eltern in den kleinen Verhältnissen ihrer Kinder Taufe nahmen, und wie andächtig sie dabei waren.

Bei einer anderen Taufe sahen eine ganze Reihe Kinder sehr geordnet auf der Bank hinter dem Tische, der schon gedeckt war zum Kaffee, und zwischen den Burger-Brezeln stand das Glanzstück des Tages, ein kleiner Kuchen mit Zuckerguß. Während nun Vater sprach, kam immer wieder so ein kleines Fingerchen schnell an den feinen Kuchen, um etwas davon zu lecken. Aber ebenso schnell fuhr auch der Arm der Mutter hinüber, um den Fingerchen eins zu versehen. Und bis die Taufhandlung vorbei war, sah der schöne Kuchen aus wie eine beschossene Festung. Da mußte Vater sich besonders in Gott stärken, daß er mit seinem Sinn für Humor sich nicht wirklich stören ließ. Es war ihm jede dieser Amtshandlungen sehr wichtig. Er hielt stets eine kleine freie Ansprache über ein Bibelwort. Auf diesem Wege konnte er ja vielen seiner Gemeindeglieder das Evangelium sagen, die er in der Kirche nicht mehr erreichte.

Nach der Feier blieb er meist für eine kleine Weile bei dem Kaffeetrinken. Das war ja eine schöne Gelegenheit, vielen menschlich näher zu kommen. Und solche Gelegenheiten mußten genutzt werden, wenn auch die Sache oft recht unappetitlich war. Da sah er z. B. einmal eine Frau, die der verstopften Kaffeekanne dadurch Luft machte, daß sie mit aller Macht hineinprustete — bums, da gab's Luft, daß der gute Kaffee nur so spritzte und das Gesicht der eifrigen Frau auch tüchtig bedachte. Ja, in all diesen Situationen war mit der „Pastorenwürde“ nichts anzufangen. Vater fühlte sich als Missionar und freute sich, wo er nur gerufen wurde und Gelegenheit hatte, den Heiland zu bringen. In Frankfurt ließ er in die Lukasirche den Spruch schreiben: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu

suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Dies war wohl auch schon in Elberfeld sein Spruch.

Dies Hineinleben in die Arbeiterkreise seiner Gemeinde drängte Vater die soziale Frage stark auf. Er hat sich viel damit beschäftigt. Doch wie Vater eben ein Mann der Tat war, hat er sich gar nicht lange damit aufgehalten, darüber nun Theorien aufzustellen. Er packte die Aufgabe an. Er hatte für solche Arbeit eine ganz vorzügliche Lehrmeisterin in der „Tante Hanna“.*) Diese einfache Frau, die „die Großmacht in Elberfeld“ wurde, hat's gezeigt, was ein Christenleben vermag. Wie oft haben wir diese köstliche Frau zu Vater kommen sehen, immer mit dem großen Korb bewaffnet! Häufig hat Vater draußen im Elendstal bei ihren Volksfesten gesprochen; und manchmal haben wir als Kinder vor dem Häuschen in der Riemenstraße gespielt, während Vater drinnen mit „Tante Hanna“ sich besprach. Wir verstehen Vaters Arbeit nach der Seite, wenn wir hier hersehen, was er über seine Lehrmeisterin in dem Nachwort seines Buches schreibt: „Tante Hanna hat den von ihrem Meister Christus, zwar ganz klar vorgezeichneten, aber von den meisten Christen nicht geliebten Beruf der Christen klar erkannt: sie wollte dienen. Und weil zum Dienen allerhand Eigenschaften gehören, die der natürliche Mensch nicht hat, als da sind herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, hat sie sich dieselben in täglichem Umgang vom HErrn schenken lassen, wie sie überhaupt Ernst machte, ganzen Ernst, als „ihr Jesus“ in früher Jugendzeit sich ihr darbot. Weil ihr der Christendienst nicht bloß Phrase, sondern heiliger Ernst war, darum war ihr Umgang mit dem Herrn, den sie nötig hatte für ihren Dienst, heilige Wahrheit. Und wiederum, weil sie sich „an den hielt, den sie nicht sah, als sähe sie Ihn“, darum war ihre Liebesarbeit nicht bloß Spiel und Sport, sondern heiliger Dienst und oft heißer Kampf. . .

Liebe hat ihr der Herr geschenkt, reiche Liebe. Und mit feinem, sichern Sinne der Liebe, die sich vom Herrn leiten läßt, hat sie

*) Dr. W. Busch: „Ein Wuppertaler Original aus neuester Zeit“, Elberfeld, Buchhandlung der evangelischen Gesellschaft für Deutschland.

so oft die gefunden, die Hilfe brauchten. Und wie wußte sie mit ihnen umzugehen! Wie wußte sie den rechten Ton zu treffen! Wie verstand sie, oft ganz verschlossene Herzen zu öffnen unter Gottes Beistand! . . .“

So schreibt Vater von Tante Hanna. Setzt man statt dem „sie“ ein „er“. dann ist's, als habe es ein anderer von ihm geschrieben. Es war auch seine Aufgabe nicht, zu theoretisieren über soziale Fragen. Ihm war der Dienst aufgetragen, die „frohe Botschaft“ in die Häuser und Herzen zu bringen. Und das tat er in Treue. Dabei hat er Wunderbares erlebt von der lösenden Macht des Evangeliums: wenn sich da eine Familie gründlich bekehrte, dann wurde alles, alles anders. Der Vater trank nicht mehr, er wurde freundlich mit seiner Familie, alles wurde geordnet; wo vorher nur Unordnung und Armut war, herrschte nun Zufriedenheit, Genügsamkeit, fröhlicher Mut und Dankbarkeit.

*

Es lebte in unsers Vaters Bezirk aber auch noch andersartige Bevölkerung. Da gab's Straßen, in denen Beamte wohnten und Ärzte, Lehrer und Rektoren. Gerade bei den letzteren hatte Vater viele Freunde. Waren doch unter ihnen eine ganze Reihe ehemaliger Schüler seines Vaters. Ferner gehörte zu Vaters Bezirk der „Katernberg“. Dort draußen, in der ländlichen Gegend mit den zerstreuten Häusern und Höfen wohnten echte, rechte bergische Eingeseffene. Solche hatte er hier und da auch in seinem städtischen Bezirk. Meist waren es Weber, die in der Wohnstube den großen Webstuhl stehen hatten. Man erkannte diese Familien gleich, wenn man ins Haus eintrat. Da war alles so blickblank und sauber, daß es nur so glänzte. Die äußere Ordnung bei den alten, bergischen Familien war der Ausdruck der Ordnung im Innenleben. Hier war ein fröhliches, tiefgegründetes und in der Schrift verwurzeltes Christentum zu finden. Da wurde auch geübt, was Paulus im Kolosserbrief empfiehlt, daß man sich gegenseitig „ermahne mit geistlichen, lieblichen Liedern“. Fröhlich erklangen bei der Arbeit die Kernlieder des Gesangbuches. Die Besuche in solchen Häusern waren

Erquickung für Vater. Da durfte er die „Gemeinschaft der Heiligen“ erleben. Weil diese Leute spürten, wie wertvoll Vater solche Gemeinschaft war, wurde er hier immer freudig aufgenommen. Dazu kam, daß er es verstand, durch ganz natürliche Einfühlung in diesen Häusern der Freund zu werden. Auch das öffnete ihm die Herzen, daß er den Leuten „nach dem Munde sah“, d. h. daß er sich auch in der Sprache ihnen anpaßte. Wir haben uns oft gewundert, wie sicher Vater alle Dialekte sprach. Und wenn so ein rechter Elberfelder „platt fallen“ konnte und wußte sich verstanden, dann ging ihm das Herz auf.

Davon erzählt eine Elberfelderin:

„Er besuchte oft und gern den Großvater einer Vereinsfreundin. Der alte Großvater hat sich immer sehr gefreut, wenn der Herr Pfarrer kam, zumal er so gut verstanden hat, sich mit ihm zu unterhalten. Auch hat der liebe Herr Pfarrer gewußt, daß die alten Leute lieber das Elberfelder Platt sprechen. Aber wenn der Pfarrer oder ein Arzt kam, meinten die lieben Alten, sie müßten nun hochdeutsch sprechen, was ihnen ja ziemlich schwer fiel. Nun war es dem alten Großvater so sehr lieb, daß der gute Herr Pfarrer Dr. Busch sich ihm anpaßte und auch platt mit ihm sprach. Er habe dann immer gesagt: „Ach, Herr Z., fallen Sie nur platt, es verstoh Sie doch.“ Und nun haben sie sich nur plattdeutsch unterhalten. — Von einer anderen Freundin hörte ich, daß der liebe Herr Pfarrer ihren Großvater auch alle 14 Tage besucht habe. Eines Tages haben sie nun die Fußböden angestrichen, und weil sie nicht durch die Zimmer gehen konnten, hatten sie sich im Korridor aufgehalten. Am Nachmittag hatten sie auch auf dem Korridor (es war eine abgeschlossene Etage) den Kaffeetisch gedeckt, und saßen nun alle auf dem Flur. (Der Großvater wohnte bei den Eltern meiner Freundin.) Auf einmal hatte es geklingelt, und herein war der liebe Herr Pastor gekommen. Da hatte er gelacht und gesagt: „Do setten die tatsächlich obbem Bönnschen.“ („Da sitzen sie tatsächlich auf dem Flur.“) Natürlich hatten alle herzlich gelacht und sich sehr gefreut, daß der liebe Herr Pastor sie gleich so lieb begrüßte. Noch heute denken die Familien gerne an die Zeit zurück . . .“

Neben der Seelsorge in den Häusern gab's in Elberfeld reichlich Arbeit in christlichen Vereinen. Vater fand in seinem Gemeindefaal auf dem Hombüchel ein blühendes Leben. Da war ein Arbeiter-Verein, da war vor allem ein prächtiger Jungmänner-Verein, den Vaters Vorgänger, Pastor de le Roi, ins Leben gerufen hatte. Es war eine Freude, im Kreise dieser jungen Leute zu sein, die wirklich vom Evangelium erfaßt waren, und deren heiliges Anliegen es war, sich im Leben als Christen zu bewähren. Da war z. B. einer, dessen Vater hatte eine Schnapswirtschaft. Oft, wenn der Sohn von seinem Verein kam, mußte er nach dem Willen seines Vaters noch Schnaps ausschütten. Aber der ernste junge Mensch war für die Gäste eine solche innere Beunruhigung, ohne Worte war er eine so wirksame Predigt durch die ganze männliche, geheiligte Art seines Wesens, daß sie den Wirt immer wieder veranlaßten, den Sohn zu Bett zu schicken. —

In solchen Jungmännerkreis durfte Vater als Führer treten, und er hat viel Freude und Segen an dieser Arbeit gewonnen. Je mehr nun der Hombüchel-Saal, in dem des Sonntags auch Gottesdienste stattfanden, zum Mittelpunkt von Vaters Stadtbezirk wurde, desto mehr empfand er, wie wenig er damit doch den ländlichen Teil seines Bezirkes erreichte. Bald fühlte er: „Die da draußen müssen ihr eigenes Zentrum haben.“ So dachte aber nicht nur Vater, so dachten auch die oben auf dem Katernberg. Und aus all dem Wünschen schritt man zur Tat. So entstand das Katernberger Vereinshaus. Ein Vorstandsmitglied, Herr Diederich, der Leiter der bergischen Bibelgesellschaft, hat einiges aus der Geschichte des Hauses aufgeschrieben:

Das Katernberger Vereinshaus in Elberfeld.

In der Zeit vor dem starken Anwachsen der Wupperstädte Elberfeld und Barmen, etwa bis um die Jahrhundertwende, lagen die Pfarrhäuser der beiden Elberfelder Gemeinden, der lutherischen und reformierten Gemeinde, im Mittelpunkt der Stadt. Jeder Pfarrbezirk hatte jedoch sein Kirchspiel, seinen Außenbezirk. So gehörte der Katernberg lange Zeit zum Hom-

bücheler Pfarrbezirk. In diesen Kirchspielen, den Außenbezirken, hat sich eine gesunde christliche Lebensauffassung bis heute erhalten. Das gilt wie von anderen Kirchspielen, auch von dem Katernberger Bezirk, der von dem Hombücheler Pfarrhaus etwa eine halbe Stunde entfernt liegt.

Schon gegen Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte sich hier ein evangelischer Männer- und Jünglingsverein, sowie ein Missions-Jungfrauenverein gebildet, deren Mitglieder in der Katernberger Schule zusammenkamen. Der erstere, der Männer- und Jünglingsverein, brachte es bald zu einem stattlichen Posaunenchor. Im Gegensatz zu dem fortwährenden Wechsel der Mitglieder in den Vereinen der Stadt war hier eine Stetigkeit der Mitglieder vorhanden, die dem Verein und damit auch dem Posaunenchor zugute kam. Einer der Mitbegründer und eifrigsten Förderer des Vereins war der nachmalige Gemeindegelder Heinrich Zarges, später Verwalter des Hombücheler Versammlungshauses.

Daß es ein sehnlicher Wunsch der beiden Vereine war, anstatt in den engen Schulbänken einmal in einem eigenen Heim ihre Versammlungen abhalten zu dürfen, läßt sich leicht erklären.

In Verbindung mit den älteren Mitgliedern des Männer- und Jünglingsvereins und einiger Freunde aus der Stadt griff Pastor Dr. Busch den Gedanken eines Vereinshausbaues auf dem Katernberg auf. Am 4. Oktober 1898 fand eine erste Zusammenkunft im Bibelhaus statt, in welcher der Plan des näheren besprochen wurde.

Es wurde eine Hausammlung in die Wege geleitet, Musikabende und Verlosungen veranstaltet, so daß innerhalb weniger Jahre 10 000 Mark zusammengekommen waren und man es wagen durfte, den Grundstein zu dem Vereinshaus zu legen, nachdem man den Bauplatz erworben hatte. Das geschah am 10. Juli 1903.

Ein Jahr später, am 15. Mai 1904, konnte das inzwischen fertiggestellte Vereinshaus alsdann seiner Bestimmung übergeben werden. Das Eigentumsrecht ging auf die Rheinische Missionsgesellschaft über, die mit einem Darlehen von 20 000 Mark sich

betheiligte, ohne jedoch mit der Verwaltung etwas zu tun haben zu wollen, jedoch gehörte der erste Inspektor (Direktor) dem Vorstande des Katernberger Vereinshauses an. Die Weiherede hielt Pastor Dr. Busch über Esra 3, 11: „Sie sangen umeinander und lobten und dankten dem Herrn, das er gütig ist, und seine Barmherzigkeit ewiglich währet über Israel. Und alles Volk jauchzte laut beim Lobe des Herrn.“

Er begrüßte alle, die gekommen waren, mitzufeiern und sich mitzufreuen, besonders die Vertreter der Kirchengemeinden. Er dankte Gott, der die Bauleute an diesem Hause in seinen Schutz genommen und sie vor jedem Unfall bewahrt habe. Sein Wunsch war, daß auch dieses Haus immerdar zur Ehre Gottes und zur Verbreitung seines Namens dienen möge.“

*

Mit dem Katernberg verbinden sich für uns viele liebe Erinnerungen. Was war das für eine Herrlichkeit, wenn der Kindergottesdienst seinen Ausflug dorthin machte! Da ging's in langem Zuge durch die Stadt hinaus und auf die Höhe. Und oben um das Haus herum und drinnen war an solchen Tagen ein köstliches Leben und Gewimmel.

Oft ist Vater heraufgegangen zu den Bibelstunden, die er hier regelmäßig hielt. Es war eine besonders aufmerksame, dankbare Zuhörerschaft, in deren Leben das Wort Gottes wirklich eine große Rolle spielte. Wie haben sie sich mit ihrem Pfarrer gefreut, als die Bibelstunde aus dem engen, kleinen Schulsaal auswandern und in das schöne, neue Vereinshaus einziehen konnte. Als Vater von Elberfeld Abschied nahm, sprach bei einer Abschiedsfeier im Katernberger Vereinshaus ein Mann über das Wort: „Er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbauet.“

*

Es ist ganz unmöglich, die überaus vielseitige Arbeit des Pfarrers ganz zu schildern, namentlich, wenn dieser ein so lebendiger, eifriger Mensch ist wie Vater. Immer neue Gestalten, Namen und Stätten stehen vor der Seele auf und wollen genannt sein. Und doch wäre dann noch nicht gesagt, wie reich, wie vielseitig, wie

abwechslungsvoll, wie interessant das Leben des Pfarrers ist. Nun sei nur noch von einer Arbeit erzählt, die Vater besonders lieb war:

Es war in den Anfangszeiten in Elberfeld. Da läuft Vater einmal ganz unglücklich zu Mutter in die Küche: „So einen Samstag habe ich noch nie erlebt. Ich komme gar nicht an meine Predigt. Immer und immer kommen Menschen, die mich sprechen wollen, und denen ich helfen soll.“ Und während er noch so am Klagen ist, schellt's wieder. Die arme Pfarrfrau ist ein wenig erschrocken: „Wie wird's gehen? Der Unglücksmensch, der jetzt kommt und einen unfreundlichen Pfarrer trifft, weiß ja nicht, wie oft der heute gestört wurde.“ Aber es ging nicht nur gut, sondern es gab sogar etwas sehr Schönes. Ganz fröhlich kommt Vater nach einiger Zeit noch einmal in die Küche, um Mutter an seiner Freude teilzugeben. Wer war dagewesen? Ein Schüler vom Realgymnasium war mit der Bitte gekommen, Vater möchte doch mit ihm und einigen seiner Freunde ein Bibelkränzchen für Schüler ihres Gymnasiums anfangen. Da läßt ein rechter Pfarrer gern alle Ruhe fahren, wenn suchende Seelen mit solcher Bitte kommen. Mit großem Eifer nahm sich Vater dieses kleinen Kreises an. Er ist dann auch nicht müde geworden, als es lange nur ein sehr kleiner Kreis war. Und er hat dann noch in Elberfeld die Freude erlebt, daß die Arbeit wuchs. Als er Abschied nahm, war aus den schwachen Anfängen eine stattliche, lebendige Schar geworden. Übrigens hat Vater von da an nie mehr geklagt, er komme nicht zu gesammeltem Studium. Mit seinen Predigten fing er Montags an, bewegte den Text auf seinen Gängen durch die Gemeinde. Und wenn der Sonnabend kam, brauchte er sich nicht mehr abzusperrern und zu isolieren. Klar und deutlich stand's dann schon vor seiner Seele, was er des Sonntags von der Kanzel sagen wollte.

Wer so viel geben muß, für den ist es überaus wichtig, daß er auch reichlich einnimmt. Vater war bei aller Tätigkeit vor Verflachung dadurch bewahrt, daß er vor allem sich eifrig in die Schrift vertiefte. Dazu kam aber gerade in Elberfeld der Umgang mit allerlei geistreichen und geistvollen Leuten. Es gab ihm

viel Anregung, daß er in nahe Berührung kam mit den Lehrern, die sein Vater als Präparanden ausgebildet hatte. Dann waren da die alten Pflegeeltern, Dr. Hammerschmidt und seine Frau. Es war rührend, wie sie fast in jedem Gottesdienst ihres Pflege-
sohnes saßen und auf seine Predigt lauschten. Nachher gingen sie dann oft noch mit ins Pfarrhaus und berieten ärztlich und elterlich das junge Pfarrerehepaar. Und für die heranwachsenden Kinder gab's kaum etwas Herrlicheres als Hammerschmidts Garten. Da ging's mit Eifer an die schönen Obstbäume. Aber der Höhepunkt war dann doch, wenn der alte Doktor den kleinen Springbrunnen für ein paar Minuten andrehte. Wenn man dann im sprühenden Wasserfall gar einen Regenbogen bemerkte, dann kannte das Staunen keine Grenzen.

Für unsere Eltern war der Umgang mit den beiden Alten von innerem Gewinn. Es waren von Herzen demütige Menschen, die ganz von der Gnade ihres Heilandes leben wollten. Einmal kamen sie von einem Vortrag des schöngeistigen F. in das Pfarrhaus. „Wie hat's Ihnen gefallen?“ fragt Vater. „Ach, weißt du,“ lautet die Antwort des alten Arztes, „das ist nichts für uns. F. meinte, wir brauchten ja nicht gerade eine Bluttheologie zu treiben. Wir aber brauchen eben unseres Heilands Blut.“ —

Dann war da der Herr Dahm, Stadtrat, Gärtner und Kirchenvorsteher. Der guckte gern einmal auf ein Viertelstündchen herein. Und Vater freute sich, wenn er kam, und hatte seine Freude an seiner bergischen, originellen Art. Für den Blumentisch im Studierzimmer war der alte Herr Dahm ja ein rechtes Glück: Wie oft hat er sich der kümmerlichen Pflänzlein angenommen und sie durch blühende Lieblichkeit seiner Treibhäuser ersetzt. Für uns Kinder aber hatte er seine ganz besondere Bedeutung: Der konnte Geschichten erzählen vom Kriege 1870, daß uns Kindern die Haare zu Berge standen. Meist ging aber zum Schluß alles gut aus. Ja, Onkel Dahm war beliebt bei Alt und Jung im Pfarrhause.

Dann war da der pensionierte Pfarrer Barner, der Vater konfirmiert hatte. Es war für Vater ein großer Gewinn, daß

er sich innerlich und äußerlich Rats erholen konnte bei dem, der ihm schon als Knabe zum Segen gewesen war. Als Vater erst kurze Zeit in Elberfeld war, hatte Pfarrer Barner einmal gemeint: „Wenn die Rekruten zum Militär eingezogen werden, dann schmücken sie sich mit Bändern und ziehen laut singend durch die Straßen. Da habe einst ein alter Mann gesagt: „Nur immer hoch her, das Niedere kommt von selbst.“ Daran muß ich immer denken, wenn ich den Neffen Busch so eifrig im Amte sehe. So wird er's nicht lange weiterrücken.“ Als für Vater das „Niedere“ aber nie kam, sondern es anstatt dessen in immer größere Fülle der Aufgaben hineinging, freute er sich mit und hat dem Neffen treu zur Seite gestanden.

Ja, da waren allerlei „Väter in Christo“, die unserm Vater viel bedeuteten. Noch einer soll genannt werden: das ist der alte Herr Teilmann, der schon unserm Großvater im Rettungshause Freund war und mit dem Vater fest verbunden blieb. Er wußte als Lehrer der Schwachbegabten viel zu erzählen, wie Gott oft seine Weisheit den Unmündigen offenbart. So berichtete er einmal: „Ein Pastor wollte ein besonders geistig schwaches Mädchen nicht konfirmieren. Er dachte, das sei ein Frevel am Heiligen. Da kam die Tante des Kindes zu Herrn Teilmann: „Was, das fromme Kind soll nicht konfirmiert werden? Das hat doch mein ganzes Haus umgewandelt.“ Und nun erzählte sie: „Ich habe eine Wirtschaft und viele Dienstboten. Diese junge Nichte kam auch zur Hilfe in mein Haus. Wenn es nun zum Essen ging, betete das Kind das einzige Sprüchlein, das sein schwacher Geist gelernt hatte: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!“ Und wenn die Mädchen abends in ihrer Kammer zu Bett gingen, betete sie wieder dasselbe Sprüchlein. Erst kam Hohn und Spott von allen Seiten über diese kleine Veterin; aber es störte sie nicht. Bald waren die andern Dienstmädchen angesteckt. Jetzt betet jede zu Tisch, und es ist, als ob ein anderer Geist von Pflichteifer und Treue in meinem Hause eingekehrt sei. Und dies alles nur

durch dies Kind," so schloß die Wirtsfrau. Herr Zeilmann berichtete diese Geschichte, die ihn tief bewegte, dem Pfarrer. Da schaute der sein Schäflein auf einmal mit ganz anderen Augen an und hat es dann gerne konfirmiert. Später hat Lehrer Zeilmann auch den Konfirmandenunterricht bei den schwachbegabten Kindern übernommen. Er hielt dabei immer diesen Spruch für den allerwichtigsten für die Kindesseele. —

Wenn schon von Vaters Freunden in Elberfeld die Rede ist, dann darf vor allem nicht vergessen werden der Kreis der Amtsbrüder. Bei aller Verschiedenheit bestand die starke Einheit des Geistes und des Glaubens. Das gab dem Kreise seine Bedeutung und seinen Wert für jeden einzelnen. Es bestand z. B. ein Kränzchen, bei dem lutherische, reformierte und der edle außerkirchliche Pfarrer Neviand mit einigen Laien zusammenkamen. Gleich das erstemal, als unsere Eltern teilnahmen, sprach man über das „hohepriesterliche Gebet Jesu“: „Ich habe dich verklärt auf Erden . . .“ Da flossen Ströme des Segens. Man kam in den Häusern zusammen, nahm gemeinsam ein einfaches Abendbrot ein. Und dann war die Hauptsache die Vertiefung in Gottes Wort.

Auch im engeren Kollegenkreise fand Vater viel Anregung und Gemeinschaft. Da alle dem Evangelium gegenüber den gleichen „Gehorsam des Glaubens“ leisteten, war die Verbundenheit gesichert. Allerdings ging's auch durch manchen ehrlichen Kampf. Als einst Pastor Bornhak eingeführt wurde, sagte Pfarrer Hafner in seiner humorvollen Art zu ihm: „Denken Sie nur nicht, daß wir immer so brüderlich zusammensitzen. In den Sitzungen schlagen wir uns die Köpfe ein.“ Das erste Kränzchen daraufhin war im Anschluß an eine Presbyteriumssitzung bei unsern Eltern. Vater begrüßte in einer Tischrede das neue Pfarrerpaaar. Pastor Bornhak dankte und sagte dann: „Ich bin ja durch Bruder Hafner vorbereitet gewesen. Aber daß es tatsächlich in Sitzungen so heiß hergehen kann, hätte ich nicht geglaubt. Das war ja fast zum Fürchten. Aber das hätte ich noch weniger für möglich gehalten, daß nachher eine solche ungezwungene Liebe und herzliche Brüderlichkeit im Kreis der

Kollegen herrsche . . ." Es ist klar, es war ein feines Geben und Nehmen in diesem offenen, wahren und tief verbundenen Kreise.

*

Am allerliebsten war Vater in seiner Familie. Die wuchs in dem Hombüchler Pfarrhause stattlich heran. Was war das für ein Fest, als zum Töchterlein, das aus Dahlerau mit eingezogen war, der erste Sohn kam! Es war, als habe der Frühling nie so herrliches Grünen und Blühen gebracht, als an dem Taufstage, da man im feierlichen Zuge durch den Garten in das Gemeindehaus zog und der Gesang erklang: „Hirte, nimm dein Schäflein an . . ." Onkel Varner taufte das Kindlein seines ehemaligen Konfirmanden und sprach dabei überaus herrlich über das Wort: „Ich ließ sie in Seilen der Liebe gehen“ (Hosea 11, 4).

Es folgte ein Kindlein dem andern. Vier Töchter kamen nach dem Sohn. Und weil hier und da jemand meinte, das sei etwas viel gegenüber dem einen Sohne, gab er in der Anzeige dem Worte „hocherfreut“ eine ganz hervorragende Stelle. Und das war ihm ernst. Aber als dann noch als siebentes ein Sohn ankam, war die Freude riesengroß. Leider wurde sie gedämpft, weil gerade in jenen Tagen der geliebte Vater Kullen in Hülben in die ewige Heimat abgerufen wurde. Nur ein paar Briefauszüge sollen einen Einblick geben in die Wonne des reichen Familienlebens. Da schreibt Mutter: „ . . . Wenn ihr hören könntet, wie fröhlich Mädi singt; es schallt ordentlich durchs Haus und veranlaßt den lieben Papa, seinen Schreibtisch zu verlassen und seine Kinder zu verküssen . . ." „ . . . Wir haben im Dämmerstündchen Weihnachtslieder gesungen. Die drei großen Kinder sangen mit schallenden Stimmchen, und auch Elisabethchen fing auf meinem Schoß zu rätscheln an. Als der teure, vielbeschäftigte Mann einen Augenblick hereinsah, wurde ihm fast das Herz schwer, daß er nicht bei uns bleiben durfte . . ." „ . . . An meines Mannes Geburtstag war's zu schön. Abends vorher gratulierte ihm der Jünglingsverein in sehr netter Weise. Um 3 Uhr morgens wollte Johannalein schon aufstehen; doch legte sie sich auf

mein Geheiß wieder. Aber um $\frac{1}{4}$ Uhr stieg sie einfach aus dem Bett, ging ins Nebenzimmer und holte das Geraniumstöckle, das sie selbst mit dem Mädchen bei Onkel Dahm gekauft hatte, hielt dasselbe dem schlafenden Papa unter die Nase und begann: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz . . .“ Dies Sprüchlein hat sie selber ausgesucht. Ich hatte sie ein anderes gelehrt. Der Vater aber hatte seinen Spaß, daß der Geburtstag so feierlich, wenn auch etwas früh, eröffnet wurde . . .“ Ja, es hat viel köstliches Familienglück gesehen, das Pfarrhaus auf dem Hom-
büchel.

Montreux.

In Elberfeld besteht, wie in manchen Städten des Rheinlandes, die eigenartige Sitte der „Turnuspredigten“. Da gehört nicht der Pfarrer zu seiner Kirche. Am Anfang eines Vierteljahres wird ein Turnusplan aufgestellt, nach welchem der Pfarrer an dem einen Sonntag in dieser, am nächsten Sonntag in jener, am übernächsten in einer dritten Kirche zu predigen hat. „Karussellpredigen“ nennt's der Volksmund. Diese Ordnung des Gottesdienstlebens trägt viel bei zur Vertiefung des christlichen Lebens in einer Gemeinde. Diese wird bereichert dadurch, daß sie bald diesen, bald jenen Pfarrer hört und auf diese Weise die Verschiedenheit der Gaben viel mehr der ganzen Gemeinde zugute kommen. Andererseits liegt in dieser Einrichtung die große Gefahr, daß das Kirchenvolk sensationslüstern wird, sich Lieblinge erwählt und Personenkultus treibt. Für den Pfarrer selber hat die Sitte des „Turnuspredigens“ seine ganz besondere Bedeutung. Gewiß ist es für ihn anregend, wenn er einmal in der kleinen Vorstadtkapelle vor Arbeitern, das andere Mal in der Großstadtkirche vor großem, gemischtem Volk, und dann wieder in einem andern Stadtteil vor meist Gebildeten predigt. Aber dies Wandern gibt ihm allmählich Beziehungen und auch Aufgaben in der ganzen Stadt, die oft mit den Aufgaben im speziellen Seelsorgebezirk in Konflikt geraten. Man will dann dieser doppelten Aufgabe gerecht werden. Dadurch wird das Pfarramt leicht sehr geheßt. Vater spricht in einem Brief einmal vom „Elberfelder Trab“, ja besser Galopp tempo“. Er kam, ehe er's sich versah, in den tollen Wirbel dieser vielverzweigten Arbeit hinein. Es war kein Fertigwerden mehr am Tage. Da nahm er die Nacht hinzu. Nach Mitternacht ging's ins Bett. Um

5 Uhr heraus. Das hält die stärkste Kraft nicht aus. Und so kam, was kommen mußte: Vater wurde krank, es zeigten sich Anzeichen einer Lungenerkrankung, und schließlich mußte er auf strengen Befehl des Arztes in die Schweiz. Er mußte Frau und Kinder zurücklassen und in die „Verbannung“ nach Montreux gehen. Das war im Anfang des Jahres 1902. Das Erleben jener Zeit spiegelt sich am besten in den Briefen an seine Frau, von denen Auszüge folgen:

„Liebes Weib und liebe Kinderlein! Hier sitze ich denn seit einer Stunde im fremden Lande, glücklich angekommen, aber im Herzen mich reichlich einsam fühlend und schrecklich verlangend nach meinen allerliebsten Schätzlein, und die sind weit fort. Um mich her französische Laute. Alles fremd! Aber herrlich ist's hier; ganz unfaßlich schön. Ich weiß gar nicht, wie ich die Pracht beschreiben soll. Der See in seiner herrlichen Bläue, ringsherum der herrliche Kranz von Bergen, mit Schnee bedeckt, an ihrem Fuße das schöne Montreux. Und über dem allen ein ganz klarer, ganz wolkenloser Himmel. Die Sonne scheint so warm, daß ich eben an meiner offenen Balkontür auf der Chaiselongue lag, jetzt im Januar . . . Nun gebe Gott seinen Segen dazu, daß ich recht bald wieder gesund werde; daß ich namentlich auch inneren Gewinn habe. Das ist doch das Hauptanliegen . . .“

„ . . . Habe heute eine herrliche zweieinhalbstündige Wanderung gemacht: am Berghang hinauf. Da wird die Aussicht immer herrlicher und schöner. Unten der herrliche große See in goldigem Abendsonnenglanz; rings am Horizont die schneegekrönten Bergriesen, auch strahlend im Glanz der untergehenden Sonne; und dazu dann die herrliche, erquickende, frische Luft. Um 7 Uhr war ich zum Diner zurück. Da traf ich nun auch zum erstenmal die Gesellschaft, fast lauter Ausländer, Franzosen, Engländer, Holländer usw. . . . Nach dem Abendbrot war ich noch ein Stündchen im Kurhaus und hörte edle Musik, die man hier viel und gut hat. Ich sah auch eine Weile dem Glücksspiel zu. Das ist doch eine scheußliche Leidenschaft. Da saßen drei alte Weiber, die nicht vom Spieltisch wegzubringen waren . . . Ich las heute morgen das Kapitel von Salomos Abgötterei.

Es machte auf mich besonderen Eindruck. Der Herr wolle uns doch „wacker“ machen. Der Lehrtext*) hat mich auch hier wunderbar gefaßt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ — An meine Kinderlein besondere Grüße! Was macht mein strahlendes Blauäuglein E.? Hat sie wohl schon einmal ein Zeichen gegeben, daß sie ihren Papa vermißt? . . .“

„. . . Gestern hatte ich einen sehr schönen Sonntag. Morgens hörte ich in der deutschen Kirche eine recht einfache, aber gute, warme Predigt über die Worte aus dem 12. Kapitel des Hebräerbriefes: „So richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie . . . jaget nach der Heiligung . . .“ Es war mir so heimelig, das deutsche Kirchlein, ganz überfüllt. Drin stand noch der riesengroße Weihnachtsbaum. Ich wurde überaus erquickt. Ach, wenn man doch immer so empfänglich wäre, wie könnte man doch oft gesegnet sein! Dem Prediger stellte ich mich nachher vor, und er lud mich freundlich ein. In dieser Woche sind an verschiedenen Abenden Allianzgebetsversammlungen, auf die ich mich sehr freue . . . Nach Tisch machte ich mich wieder auf und stieg durch die Gorges du Chardon (eine wunderbare, gewaltige Schlucht, durch die tosend und schäumend ein Flüsschen sich hinunterstürzt, unterwegs großartige Wasserfälle bildend) hinauf nach Glien. Welche Aussicht! Das Panorama ist gar nicht zu beschreiben. Der Blick auf Montreux gehört mit zu dem Schönsten, was ich je gesehen habe . . .“

„. . . Ihr solltet sehen, wie die Sonne aus dem Rhonetal emporsteigt, wie sie mit den ersten Strahlen die Schneespitzen vergoldet. Das ist paradiesisch schön . . . Gestern vormittag machte ich einen Gang nach Chillon; das ist ein uraltes Räuberschloß, das mitten im See auf einer Klippe liegt. Ich ging am See zurück. Auf dem Rückweg geriet ich in eine englische Kapelle, wo gerade Gottesdienst war. Ich verstand wenig, wurde aber durch den schönen mehrstimmigen Chorgesang erbaut . . .“

„. . . Vormittags ging ich am See entlang. Es ist reizend, die weißen Seemöven zu beobachten . . . Abends war ich in einer

*) Aus dem Losungsbüchlein der Brüdergemeine.

Gebetsstunde, die in einer Kirche der „eglise national“, der Landeskirche, stattfand. Die landeskirchliche Geistlichkeit und die von der „eglise libré“, der Freikirche, und der deutsche Pfarrer haben völlige Gemeinschaft, und so wechselt die Gebetsstunde ab in den verschiedenen Gemeinden. Es war recht schön und erbaulich; doch gefällt mir die französische Art der geistlichen Rede nicht besonders. Sie haben eine fast aufgeregte, affektierte Art zu reden. Aber ich hatte doch einen Segen. Es ist doch schön, daß der Herr so überall sein Volk hat . . .“

„. . . Gestern traf ich meinen Jongleur und Komiker wieder, ging eine Zeitlang mit ihm und konnte über manches mit ihm reden. Den hatte ich im Zug kennen gelernt, als ich nach Montreux fuhr. Wir hatten damals schon ein sehr ernstes Gespräch. Ich stellte mich ihm als Pastor vor, und da kam dann sein ganzes unglückliches Herz zum Vorschein. Das ist doch ein trauriger Beruf; er ist überall nur zehn Tage und reist so in der ganzen Welt umher . . .“

„. . . Hast du denn Heimweh? Dein letzter Brief lautet so ein wenig kläglich und beweglich, und schlug übrigens bei mir verwandte Saiten an, denn bei mir war's heute morgen auch nicht kapitelfest . . . Der Heiland schenke uns beiden ein fröhliches, getrostes Herz, das sich recht von ihm ziehen und heiligen läßt . . . Daß die Kinder oft so traurig sind, hat mich tief bewegt. Sie spüren eben, wie ihres Papas Herz auch nach ihnen sich sehnt. Gott wolle sie behüten, die lieben, kleinen, süßen Schätze! O, wie bin ich Gott so dankbar, daß Du mir bis jetzt hast immer noch gute Nachrichten schicken können . . . Daß Du K. triffst und freundliche Gedanken für ihn bekommst, freut mich. Es ist mir hier immer mehr Wunsch geworden, mit allen Frieden zu haben. Ob ich's auch können werde? . . . Gestern vormittag machte ich einen herrlichen Gang nach Schloß Chate-lard; man hat von dort einen herrlichen Blick über den See und die Savoyer Alpen. Es war so köstlich warm, da droben auf der Schloßterrasse . . . Nachmittags war ich im Pfarrkränzchen. Reizend! Zuerst hatten wir eine Bibelbesprechung über 1. Petri

2, 1—7. Dann war gemütliches Kaffeetrinken. Es war zu heimelig dort . . .“

„ . . . daß die Kinder abends jetzt immer um ihren Papa weinen, ist mir so leid. Vielleicht hängt's doch damit zusammen, daß ich abends mich am meisten nach ihnen sehne. . . War auch wieder mit meinem Jongleur zusammen. Der Anblick eines Kirchhofs brachte uns auf Ewigkeit, Gericht und Auferstehungshoffnung; ich hoffe, daß doch manches haften bleibt . . .“

„ . . . Es ist kostbar, das Sprachengewirr am Tisch: Deutsch, Französisch, Holländisch, Englisch, zuweilen auch polnische Brocken. Die kleine vierjährige Daisy bleibt meine beste Freundin; die will auch immer wieder viel von meinen Kindern wissen, deren Bild sie fast täglich betrachtet. Man kann interessante Studien hier machen . . .“

„ . . . Wie mir der Kinder Brieflein Freude machten, kann ich Dir gar nicht sagen; ich kann die Schriftzüge gar nicht genug betrachten, stellte mir im Geiste vor, mit welchem Geschrei und welcher Wichtigkeit das alles entstanden ist . . .“

„ . . . Ich kann ja das Heimweh gut überwinden, aber zuweilen kommt's doch ganz furchtbar über mich. Gestern mittag sah ich auf der Straße an mir vorübertäppeln ein kleines, hellblondes Ding, fast ganz wie unser Lieselein. Da überkam mich fast die Wehmut, daß ich Dich und die Kinder so lange nicht sehen könne. Das legt sich dann aber gewöhnlich bald wieder. Es sind so besonders schöne Lofungen*) in diesen Tagen, — oder ich bin besonders empfänglich, kann auch sein! Ich möchte immer noch mehr am Heiland hangen und auch ganz von ihm mich segnen lassen . . .“

„ . . . Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß vor einigen Tagen eine alte Frau von F. ankam, ein armes Menschenkind, hat trotz ihrem Alter nur noch Vergnügungen im Kopf und bummelt so in der Welt umher. Ich sitze neben ihr und habe ihr schon manches gesagt. Sie tut mir aufrichtig leid; es ist doch schrecklich schwer, so ein nutzloses Leben führen zu müssen.“

*) Bibelworte aus dem Lofungsbüchlein der Brüdergemeine.

„ . . . Heute morgen erhielt ich Deinen lieben letzten Brief mit dem Tintenklex von Elisabeth. Dieser Klex machte mir übrigens riesige Freude als Gruß von meiner lieben Jüngsten. Ich kann mir lebhaft denken, was das für ein Kampf ist, wenn Du am Kinderzimmertisch sitzt und schreiben willst, und neben Dir sitzen alle vier Kinder spielend auf der Bank . . .“

„ . . . Gestern vormittag bin ich zweieinhalb Stunden ganz allein über die Berge gewandert und habe mich im Sehen an einem Schriftchen von Kähler („Die Herrlichkeit Jesu“) großartig erbauet. Das war leiblich und geistlich ein großer Genuß. Es war mir so wichtig, daß ein Christ, der noch hineinverklärt werden soll in das Bild dieses herrlichen Heilandes, eigentlich viel mehr die Lust an der Welt und der Sünde verlieren sollte. Es sollte uns viel leichter werden, die wir solch einen großen Herrn haben . . .“

„ . . . Es hat gar keinen Zweck, hier noch länger zu bleiben. Es ist kalt geworden, schneit sehr stark und geht ein heftiger Wind. Ich hatte einen recht netten Sonntag. Vormittags hörte ich eine recht gute Predigt über Phil. 2, die ersten Verse. Und nachher wanderte ich noch ein wenig allein am wildbrausenden See entlang. Das ist übrigens beim Sturm auch besonders schön; man sah die Berge und den See in so eigentümlicher Beleuchtung, wie ich's noch nie sah. Der Sturm war vorgestern so stark, daß der Dampfer nicht landen konnte, er wurde nach der gegenüberliegenden Seeseite getrieben. Es wird uns doch kein Sturm vom Ziel wegtreiben. Nachmittags hörte ich herrliche Musik; namentlich erfreuten mich zwei Stücke von Brahms, die ich schon so lange nicht mehr gehört hatte. Und dann wanderte ich noch nach meinem lieben Chillon. Das Steigen in die Höhe ist vorüber, man kann nicht mehr durch den Schnee.

Am Samstag abend hatte ich eine sehr scharfe Auseinandersetzung mit meiner Tischgesellschaft über Ewigkeitsdinge, die man ins Lächerliche ziehen wollte. Ich konnte, Gott sei Dank, ruhig bleiben, und habe, glaube ich, das rechte Wort gesagt, vielleicht zu deutsch . . .“

„ . . . Die Heimreise ist mir ein Lichtblick sondergleichen . . . “

„ . . . Ich kann Dir gar nicht sagen, wie fröhlich mein Herz ist, daß nun meine Verbannungszeit dem Ende entgegengeht und ich bald wieder in geordnete Arbeit komme . . . Ich ging gestern zum Arzt, weil ich nicht mehr hustete. Er untersuchte, untersuchte, horchte, klopfte — immer wieder, aber schließlich sagte er: „Das ist ja ganz wunderbar, ich finde nichts mehr.“ Und dann sagte er, er würde es für Unrecht halten, mich länger festzuhalten. Du kannst Dir meine frohe und dankbare Stimmung denken. Das hat Gott getan. „Vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ . . . “

„Komm herüber . . .“

Vater stand in der vollen Arbeit in Elberfeld. Ab und zu allerdings war er in innere Unruhe gebracht worden durch Rufe, die von da und dorthin an ihn ergangen waren. Eine Missionsgesellschaft wollte ihn als Leiter, ein andermal ein Diakonissenhaus. Dann kam eine große Jungmänner-Arbeit und bat, er möge die Führung übernehmen. Solche und viele andere ähnliche Bitten hatte Vater nach kürzerem oder längerem Schwanken stets abgelehnt. So hielt er es auch, als eines Tages von Frankfurt a. M. aus eine Bitte an ihn erging, eine freie Pfarrstelle zu übernehmen. „Ich habe ihnen geschrieben, daß ich keine Probepredigt halte; damit hielt ich die Sache für abgetan.“ Doch es kam anders.

An einem schönen Sonntage erschienen einige Herren von Frankfurt und hörten Vater in der Trinitatiskirche predigen. Nachher kam einer der Herren, Erzellenz Schmidt, in die Sakristei. Statt aller Begrüßung sagte er nur ganz eindringlich: „Komm herüber und hilf uns“ (nach Apg. 16, 9). Dies Wort ging Vater durchs Herz, und er begann zu merken, wohin sein Weg gehen sollte.

Nun soll Mutter weitererzählen, wie es nun wirklich so weit kam, daß man Elberfeld verließ.

„Vor der Trinitatiskirche traf ich mich ganz kurz mit meinem Manne. Er mußte schnell nach Kadevormwald zu einer Festpredigt. In aller Eile sagte er mir nur eben: „Es sind Herren da aus Frankfurt, die werden dich besuchen.“ Ich erwiderte: „Ach, die empfangen sie gar nicht. Wir gehen doch hoffentlich nicht hier weg.“ Auf dem Heimwege aber dachte ich: „Jetzt werden die Herren wohl kommen und mir alles aufs herrlichste

vorstellen, wie schön es in Frankfurt sei. Denen will ich aber deutlich sagen, wie lieb uns Elberfeld ist.“ Und im Geiste besann ich mich auf alle Schönheiten unserer Heimat. Aber als die Herren in unser herrliches Haus hereingeführt wurden und ich glaubte, sie werden mir großartig entgegenkommen, begrüßte mich ihr Wortführer, der so würdige, feine, alte Erzellenz Schmidt, ganz demütig bittend und werbend mit den Worten: „Sie werden wissen, was wir im Schilde führen. Allerdings ganz so schön, wie Sie es hier haben, können wir es Ihnen nicht bieten.“ Da war ich geschlagen. Das hatte ich nicht erwartet. Als ich nun noch einwandte, wie sehr mein Mann am Wuppertal hänge, wie stark er seine Heimat liebe und wir gar nicht daran denken könnten, alle die lieben Freunde und Verwandten zu verlassen, da sagte Erzellenz Schmidt in einer unbeschreiblichen Art: „Ich habe Gott gebeten, er möge uns den rechten Mann nach Frankfurt geben. Und Herr Pfarrer Busch ist der rechte.“ Da war ich im Gewissen so gepackt, daß ich nicht mehr dagegen sprach. Ich konnte mir nur noch die Tränen wischen.“

Es hat nur wenige Tage gedauert, da fuhr Vater nach Frankfurt, um sich die Gemeinde anzusehen. Erzellenz Schmidt holte ihn im Wagen ab nach seinem Hause. Dort hatte er einige Gemeindevertreter zu Tisch geladen. Vater hatte unterwegs in seiner inneren Unruhe ganz gegen seine sonstige Art mit Gott ein Zeichen ausgemacht. Er dachte, wenn es so weltlich zugeht, daß nicht einmal ein Tischgebet gesprochen wird, dann sage ich ab.“ Nun ging man zu Tisch. Und da hat der Hausherr nicht nur ein einfaches Tischgebet gesprochen, sondern er betete frei aus dem Herzen: Man sei zu einer so wichtigen Angelegenheit zusammengekommen. Gott möge alles nach seinem Willen lenken. Darauf sagte Vater entschlossen: „Ich komme.“

Es war eines Morgens früh. Wir Kinder waren gerade aufgewacht. Jubelnd wurde der Vater begrüßt, der spät in der Nacht von der Reise zurückgekehrt war, deren Sinn uns unbekannt war. Da schaute er uns so merkwürdig an und sagte in ganz eigentümlichem Tone: „Ihr kleinen Frankfurterle.“ Da ahnten

wir ganz dunkel, daß irgend etwas Schweres im Anzuge sei. Und wir haben's in den folgenden Tagen an unsern Eltern gemerkt, daß es etwas sehr Schweres ist uns Scheiden. Doch nun soll Mutter weitererzählen:

„Als er von Frankfurt heimkam, hatte ich erwartet, er werde, wie so manchesmal, allem ein Ende machen mit den Worten: „Ich kann nicht von Elberfeld fort.“ Wie groß war mein Schmerz, daß es nun wirklich nach Frankfurt gehen sollte! Wir sollten unser liebes Heim verlassen, das herrliche Wuppertal, all die lieben Menschen, eine teuer gewordene Arbeit, um ganz neu anzufangen. War's recht, alle die Armen, denen mein Mann so ein Vater war, zu verlassen? Mir war das Herz überschwer.

In der Gemeinde war alles ärgerlich, als es bekannt wurde, daß wir gingen. Als sie aber sahen, wie schwer es uns selbst wurde, verwandelte sich der anfängliche Zorn in größte Liebe, und alle überschütteten uns mit großer Güte. Frau Kalis, die arme Frau, die uns den ganzen Sommer jeden Samstag einen Feldblumenstrauß gebracht hatte, kam weinend und brachte zum Abschied unter Glas und Rahmen gestickte Blümlein, damit wir stets ihr Sträußchen hätten. Die Vereine ließen sich photographieren und brachten die Bilder, und ein Mädchenverein kam mit sieben kleinen Tassen an, auf denen Elberfelder Bilder waren. Für jedes der sieben Waiskinder war eine Tasse bestimmt. Noch lange Jahre haben uns diese rührenden Täßchen in Frankfurt an die Liebe der Elberfelder erinnert. Schön in Reih und Glied standen sie auf einem Bord, bis sie endlich dem „alles zerstörenden Zahn der Zeit“ zum Opfer fielen. „Die Liebe aber höret nimmer auf . . .“

Am 27. Mai 1906 hielt Vater seine Abschiedspredigt:

„Zu einer Abschiedsstunde sind wir heute zusammengekommen. . . . Es ist ein ernster Augenblick, wenn Hirte und Gemeinde sich nach fast zehnjährigem Verbundensein lösen und auseinandergehen, sich ins Auge schauen und der unausgesprochenen Gedanken und Fragen manche sich im Herzen regen und spürbar machen. So auch heute zwischen uns. Wie hat aus dir, liebe Gemeinde, in den letzten Wochen die Liebe gesprochen, so unverdient groß

und stark, daß Scheiden und Abschiednehmen ungeahnt herbe und bitter geworden ist! Und wie hat aus Mund und Herz immer wieder die Frage herausgeklungen, ob es denn recht sei, ob es denn wirklich Gottes Weg sei, der mich aus der großen, mir aufgetragenen Arbeit wegführe! Und wieviel regt sich heute in meinem Herzen in dieser Stunde, da wiederum mein Weg eine große Wendung nimmt und mich führt in eine große Arbeit hinein, zu der ich durch einen von mir gänzlich ungesuchten und unerwarteten Ruf berufen worden bin. Gerade dieses Gotteshaus erinnert mich an so manche wichtige Stunde meines Lebens. Hier unten saß ich manchmal in der frohen Jugendzeit, als wir droben im Rettungshause fröhlich aufwachsen durften unter treuer Eltern fürsorglicher Obhut. Vor dem Altar dieser Kirche stand ich nach dem gesegneten Unterricht eines treuen Hirten dieser Gemeinde, meinen Taufbund zu erneuern. Betrübt war mein Herz, verwundet von dem Heimgang des lieben Vaters, der kurz zuvor heimgegangen war. Und hinaus ging der Weg in die Fremde, ins Leben, ins Lernen. Und wieder durfte ich hier stehen zur Ordination, als mir der selige Superintendent Krummacher die Hände auflegte zum heiligen Amte. Aber größer noch war die Freude, als ich einkehren durfte in dieses Gotteshaus als berufener Pfarrer der Gemeinde. Seitdem sind zehn Jahre verstrichen, reich an Glück und Segen, trotz manchem Schweren: Segen in meinem Hause haben sie mir gebracht; der Hombüchel ist die Geburtsstätte fast aller meiner Kinder; Segen im persönlichen Leben, denn alte Bande der Liebe wurden erneuert und neue geknüpft; Segen in der Arbeit, denn ein Reichthum von Pflichten fiel mir in den Schoß, eine süße Gabe, deren Segen ich trotz manchen eigenen Versäumnissen und unter manchem Druck oft gespürt habe. Und nun stehe ich wieder hier als Scheidender, mit einem Herzen, das übertoll ist von Dankbarkeit gegen Gott und gegen dich, liebe Gemeinde; mit einem Herzen, das dich bittet, mir alle meine Fehler zu vergeben und mich auch ferner lieb zu behalten; mit einem Herzen, das tief innerlich bewegt ist unter dem Eindruck der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit des menschlichen Lebens. Aber, lieben Freunde,

ich täte unrecht, wenn ich hier an dieser Stätte, an der Gottes Wort verkündigt werden soll, länger reden wollte von mir und dem, was in dieser Stunde mein Herz bewegt. Laßt uns, wenn uns die Unbeständigkeit und Wandelbarkeit im äußeren Leben unserer Gemeinde so bewegt, unsere Augen richten auf das, was bleibt: auf den Herrn unserer Kirche und die Güter und Gaben, die er als bleibende seiner Gemeinde gegeben hat.

„Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen.“ (Joh. 15, 26. 27.)

Laßt uns nach Anleitung dieses Wortes Jesu an seine Jünger reden.

Von den bleibenden Gütern der Gemeinde Jesu:

Sie hat

1. einen treu um sie sorgenden Herrn;
2. einen unablässig unter ihr zeugenden Geist;
3. ein vollkommen ausreichendes Wort.

Frankfurt a. Main (1906—1921).

„Dribberbach“ sagen die Frankfurter und meinen den Stadtteil, der auf der Südseite des Mains, also jenseits des „Baches“ liegt. „Sachsenhausen“ hieß er offiziell. Aber der Name ist abgeschafft, und die heutige Zeit kennt nur noch Frankfurt-Süd. Aber was tut der Name? Schön ist's jedenfalls dort. Helle, luftige Straßen, Plätze und Anlagen. Unvergesslich ist der Blick von dem mit Platanen bepflanzten Kai am Main. Im Vordergrunde der Fluß, belebt durch die hin- und herfahrenden Schiffe, dahinter das Gewimmel der Häuser, überragt vom alten Kaiserdom. Prachtvoll die große Allee, die zum Stadtwald hinausführt mit ihrer vierfachen Baumreihe, den hübschen Villen, dem belebten Reitweg und der feinen Automobilstraße. Und nun erst der „Sachsenhäuser Berg“, eine flache Anhöhe vor der Stadt, auf der viel Obstgärten sind. Was ist das für eine Pracht und Herrlichkeit zur Zeit der Blüte!

Der Stadtteil hat in den Jahren vor dem Kriege eine fabelhafte Entwicklung erlebt. Als wir im Jahre 1906 nach Frankfurt kamen, stand unser Pfarrhaus mit seinem Nachbarhause noch recht allein. Ringsum waren Gemüsegärten und kleine Feldwege. Herrliche Gelegenheiten zum Spiel! Aber allmählich kam die Stadt, und heute bedecken vornehme Wohnhäuser und glatte Asphaltstraßen die Stätten unserer kindlichen Taten.

Water fand hier ein völlig anderes Arbeitsfeld vor als in Elberfeld. Arbeiter gab es kaum. Der Hauptteil seiner Gemeinde bestand aus Beamten, Lehrern, Akademikern. Dazu kam ein gut Teil der reichen Aristokratie Frankfurts, die am Main und in der schon genannten Forsthausstraße ihre prachtvollen Häuser besitzt.

Hier hielt nun Vater seinen Einzug. Sicherlich nicht ganz leichten Herzens. Oft kam noch das Heimweh nach den lieben Freunden und der Heimat, vor allem aber auch nach der lebendigen Gemeinde im Wuppertal. Ja, in geistlicher Beziehung sah es in der neuen Gemeinde ziemlich trostlos aus. Der Gemeindefaal hinter dem Pfarrhause reichte für die stets wachsende Gemeinde (bald nachdem Vater da war, hatte er 12 000 Gemeindeglieder zu versorgen) völlig aus. Hier fing Vater ganz klein an, in diesem Saale ohne Glocken und ohne die Schönheiten einer Kirche. „Heute war die Kirche gut besucht,“ sagten die Leute, wenn statt der zwanzig vielleicht dreißig Leute gekommen waren. — Als Vater starb, stand die herrliche Lukaskirche, die ihr frohes Geläute über Sachsenhausen erklingen ließ, bis der weite Raum sich gefüllt hatte. Zwischen diesem Anfang und Ende liegen 15 Jahre treuer Gemeindegearbeit, schwerer Kämpfe, unendlich vieler Geduld und fröhlichen Glaubens, daß Gott sein Reich baut.

Immerhin, als Vater kam, erwarteten ihn mit offenem Herzen viele liebe Menschen, mit denen er in Freundschaft fest verbunden wurde. Nur einige wenige sollen hier genannt werden.

Da war sein Vorgänger, der würdige Senior D. T e i c h m a n n. Es ist etwas Ergreifendes um den Brief, mit dem der scheidende Alte den kommenden Jungen begrüßt:

„Frankfurt a. M., 17. 4. 06.

Lieber Herr Kollege!

Sie haben mich durch teilnehmende Worte innig erfreut, ich danke Ihnen herzlich dafür. Ich nenne Sie auch jetzt schon „lieber Herr Kollege“, nachdem Sie mich durch Ihre Anrede Ihrer brüderlichen Liebe versichert haben. Seien Sie überzeugt: mein Herz schlägt Ihnen entgegen; Gott gab mir die Gewißheit, daß wir in Ihnen für die mir so teure Gemeinde den richtigen Mann gefunden. Ich sprach es auch in meiner Abschiedspredigt aus. Wie schwer mir diese wurde, kann ich nicht sagen. Gott gab mir einen starken Willen, und ich habe denselben stets betätigt. Selten überwältigt mich das Gefühl der Bewegung. Aber nun, da ich alt geworden und mein Gott

nach seiner Weisheit mir so viel Schweres auferlegte, bin ich weich geworden, und ich kann der inneren Ergriffenheit dann nicht Herr werden. Doch ging's in der Predigt so einigermaßen. Die Wahrheit rückt einem immer näher, und da fühlt man nur seinen Mangel und sein Nichts; man wirft sich in die Arme der ewigen Barmherzigkeit und findet da ganz allein Ruhe. So soll es ja auch sein, Gottes Leitung führt dahin. — Ob ich in Frankfurt sein werde, wenn Sie Ihren Einzug halten, weiß ich noch nicht genau. Ich bezweifle es. Wahrscheinlich gehe ich am 30. 4. fort und komme erst im Juli oder August zurück. Es ist auch gut, wenn ich zunächst nicht in die Versuchung komme, Ihnen dreinzureden. Raten ist zwar in bestimmten Fällen gut, in anderen aber zum Nachteil. Aber das darf ich Sie versichern, daß ich Ihr Tun und Eingreifen mit inniger Liebe, Gebet und Teilnahme begleite. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Gott Sie hierher rief und daß sein Wille Sie an diesen Platz gestellt und von Ihnen viel erwartet. Gottlob, das wissen wir, wir sollen nur seine Werkzeuge sein, er selbst will uns gebrauchen. Er selbst will durch uns handeln. — — —

*

Am Schaumainkai, dort, von wo man den herrlichen Blick auf den Main und die Frankfurter Altstadt hat, stand in einem großen Garten das Haus von *Erzellenz Schmidt*. Er war ein hochbedeutender Halsarzt. Es ist mir noch in Erinnerung, wie er uns einmal erzählte, auf welcher eigenartigen Weise er es geworden war. Als junger Assistent saß er einst in England im Vorzimmer irgendeines berühmten Arztes. Nun kommt ein anderer Arzt in dies Zimmer, der sich bald mit dem jungen Kollegen in ein Gespräch einläßt. Unter anderem fragt er ihn: „Was halten Sie von dem neuen Kehlkopfspiegel?“ „Ach,“ meint Schmidt, „das ist nichts,“ und erklärt, warum er nichts davon halte. „Ei,“ meint der Ältere, „ich glaube, Sie verstehen nicht damit umzugehen.“ Und schon bringt er solch einen Kehlkopfspiegel zum Vorschein und erklärt dem jungen Arzt die Sache, setzt ihm denselben ein, und er läßt ihn sich von ihm einsetzen.

Und als Schmidt weggeht, hat er etwas für sein Leben Entscheidendes gelernt. Erst später erfuhr er, daß sein geduldiger Lehrmeister der — Erfinder selbst gewesen war. Als einer der ersten, die mit der Sache vertraut waren, gewann er bald großen Ruf. Uns, die wir als Kinder oft in seinem Hause waren, erschien es immer als ganz besonders groß, daß er sogar zwei deutsche Kaiser behandelt hat, und mit großer Freude bestaunten wir immer das Bild, das den alten Herrn im Gespräch mit dem letzten Kaiser zeigt.

Wie war dieser hochbedeutende Mann einfach und demütig. Und so voll herzlicher Liebe. Das Pfarrhaus in der Gartenstraße bekam viel davon zu spüren: ob er nun unserer Mutter, als sie schweren Herzens in der Fremde die neue Wohnung einrichtete, eben einen Chrysanthemenstrauß mit einem aufmunternden Wort hereinreichte, ob er dem neuen Pfarrer als genauer Kenner der Frankfurter Verhältnisse mit Rat und Tat zur Seite stand, oder ob er uns Kinder zu sich in seinen herrlichen Garten holte: immer spürte man an ihm das: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

Ja, das war für die Pfarrerskinder eine große Herrlichkeit, wenn's zu „Exzellenz“ (wie die Kleinen sagten) ging. Da gab's immer ein fröhliches Schokoladetrinken unter den alten Bäumen im Park. Und dann wurde getollt und gespielt. Und der alte Herr ließ wohl manchmal unsern Vater im Stich und spielte mit uns. So weiß ich noch gut, wie er mir das „Stelzenlaufen“ beibrachte. Ja, da war alles so voll herzlicher Fröhlichkeit, daß wir Kinder fest überzeugt waren: wenn so manchmal der Kaiser oder irgendein hoher Herr hier in das Haus zu Besuch kommt, da freut man sich sicher nicht so, als wenn wir Buschkinder ankommen. Ein Hauptspass war zum Schluß solcher Nachmittage die Heimfahrt. Da fuhr dann der feine Kutscher mit den beiden schönen Pferden vor. Alles Volk wurde in die Kutsche geladen, und noch lange winkten unsere lieben Gastgeber, während wir uns schon wieder an der schönen Kutschenfahrt freuten.

Es ist hier nicht der Platz, zu reden von der Bedeutung, die Erzellenz Schmidt für das Leben der Frankfurter Kirche gehabt hat. Welch bedeutsame Stellung er im kirchlichen Leben hatte,

beweist der Umstand, daß ihm, dem Mediziner, der theologische Doktorgrad verliehen wurde.

Unserm Vater war er ein treuer Freund. Wieviel er ihm für sein inneres Leben gab, wird die Ewigkeit ausweisen. Sein war es, daß dann doch Sonntag für Sonntag der viel ältere in der Kirche saß und mit offenem Herzen die Predigt in sich aufnahm. Solche Presbyter braucht unsere Kirche, die andern etwas sein können, und die auch wieder hören können und aufnehmen aus Gottes Wort.

Schon einige Jahre vor seinem Tode sprach Erzellenz Schmidt mit Vater von seinem Sterben. „Wenn Sie mich zu Grabe geleiten, dann rühmen Sie nichts von mir. Machen Sie nur den Heiland groß, der mich durch mein Leben geführt hat.“

*

Ein anderer von den Getreuen war der Bankdirektor Robert Bansa. Unauslöschlich hat sich mir das Bild eingeprägt, wie ich ihn manchmal in den Abendgottesdiensten sah. Weil ihn, den Vielbeschäftigten, der Schlaf zu übermannen drohte während der Predigt, stand er auf und horchte so, während des ganzen Gottesdienstes stehend, auf das Wort Gottes. Das war bezeichnend für diesen ganzen Mann. Und ich verstehe, daß mein Vater an seinem Grabe über das Wort sprach: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage — nach dem vorgesteckten Ziel — nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu“ (Phil. 3, 13. 14.)

Als Mutter während des Umzuges nach Frankfurt bei Bansas wohnte und ihr die Größe dieses Mannes aufging, dachte sie: „Wenn unsere Häuser nur immer in Liebe zusammen verbunden blieben!“ Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Die Liebe zwischen beiden Familien wurde immer herzlicher und inniger. Man war auf demselben Felsengrund gegründet und verstand sich in allem. Herr Bansa war aus einer alten Frankfurter Familie. Zu seiner Ausbildung war er in seiner Jugend längere Zeit im Auslande. Wo er auch war, immer lebte in ihm das starke Verlangen: „Ich strecke mich nach dem, das da vorne ist.“ In den Weltstädten findet er die Prediger, die ihm Nahrung geben können für seine

Seele. In Paris führt ihn Gott zu dem Pfarrer, der in kleiner Gemeinschaft von dem Erweckungsprediger Ludwig Harms und seiner Missionsarbeit erzählt. Überall tun sich ihm die Kreise auf, die in der Stille dem Herrn dienen wollen. In Manchester kommt er in einen Kreis gleichgesinnter Kaufleute, mit denen er wöchentlich eine Bibelbesprechstunde hat. Auch in der weltlichen Stadt Frankfurt hat der Bankdirektor den Weg zu den kleinen Kreisen der „Stillen im Lande“ nicht verschmäht. Auch wenn er noch so müde war, war der Treue da und half und diente, wo er konnte.

Vater sagte von ihm in seiner Grabrede: „. . . der Mann mit dem leidenschaftlichen starken Eifer und mit dem zarten Gewissen, der eigentlich für uns alle ein wandelndes Gewissen war . . .“

„. . . Weil er dem Herrn Jesus nachfolgen wollte, war ihm das Dienen eine selbstverständliche Sache. In erster Linie gehörte seine Kraft seiner Familie und seinem Berufe, in dem ihn eine ganz besondere Gewissenhaftigkeit auszeichnete. Aber darüber hinaus gehörte seine Kraft jedem Hilfsbedürftigen, den Gott ihm in den Weg führte. Er war von Natur ein überaus gerader und aufrichtiger Mann, und nachdem ihm Gottes Reich zu dem einen Ziel seines Lebens geworden war, hatte er auch bei all seinem Dienst Gottes Reich vor allem im Auge. Bis zur Schroffheit konnte er sich wehren gegen Dinge, die ihm dieses Ziel zu verrücken schienen. Drum war er vielen kein bequemer Mann. Aber das dürfen wir von ihm sagen, daß er in allem, was er tat, in der Erziehung seiner Kinder, in seinem Beruf, Gottes Ehre mit lauterem Sinn hat suchen wollen. — Dienen war bei ihm keine Phrase und keine Redensart, sondern weil sein Herr ihn dienen hieß, so fühlte er sich gebunden, zu dienen, und sowohl sein Geld als seine Kraft sah er so an, daß er dem Herrn darüber Rechenschaft geben mußte . . .“

Dieser Mann hat einmal zu Mutter gesagt: „Die schönsten Stunden meines Lebens sind gegenwärtig Sonntags von 10 bis 11 Uhr. Was ich da genieße, kann ich nie vergelten.“ Es war gar nicht denkbar, daß er einmal im Gottesdienst gefehlt

hätte. Und weil er da reichen Segen empfangen durfte, wurde er dem Pfarrer ein treuer Freund. Hier wurde einer dem anderen zum Segen.

*

Und nun sei noch einer genannt von den getreuen Mitarbeitern Waters, der Küster Peter Hieronymus. Es ist für den Pfarrer ein wichtig Ding, welcher ein Mann sein Küster ist. Der ist sein allernächster Gehilfe. Schlimm für die Arbeit, wenn der etwa in heimlicher Opposition gegen den Pfarrer steht, oder wenn er in Gleichgültigkeit sein Amt versieht, und sein Herz ist nicht dabei. Nein, zu denen gehörte Peter Hieronymus nicht. Mit Leib und Seele verwaltete er sein Amt. Er dachte: Mein Pfarrer und ich, wir gehören zusammen als Diener an einem Werk. Bin ich nichts ohne ihn, so ist er nichts ohne mich. Und darum konnte er wohl sagen: „Wir taufen heute da und da“ oder „Heute beerdigen wir den und den“. Und treu vereint zogen sie zusammen los zu ihren Amtshandlungen. Es war ein seltsames Bild, die beiden. Die große, starke Gestalt Waters und daneben der kleine, zierliche, viel ältere Mann mit dem Talar über dem Arm.

Ein rechter Küster sollte dem Pfarrer sein, was die Gattin dem Manne ist: „Ein Gehilfe, der um ihn sei.“ Das war Hieronymus unserem Vater. Ob er ihn auf seinen Gängen begleitete, oder ob er ihm kunstreiche Kästen verfertigte, damit durch sie Ordnung in die mancherlei Formulare käme, ob er mit Liebe die Kirche für den Gottesdienst zurüstete oder mit einem guten Wort ihm in den Talar half, ob er sich mitfreute über das Wachstum der Arbeit in der Gemeinde oder mittrauerte über irgend etwas Betrübliches: Immer war er mit ganzer Seele dabei.

Zwei kleine, charakteristische Erlebnisse sind mir noch deutlich in Erinnerung.

Das eine war vor vielen Jahren, als das Autofahren noch eine seltene Sache war. Vater hatte nachmittags in Mainz einen Vortrag zu halten und sollte abends zur bestimmten Stunde wieder in Frankfurt reden. Um alles ausführen zu können, hatte

er ein Auto genommen. Den ganzen Nachmittag war der treue, alte Hieronymus in Sorge. „Wenn das nur gut geht mit dem Auto!“ Als es nun 8 Uhr ist, da ist seine Not groß. Unruhig läuft er vor dem Hause auf und ab, schaut und schaut, ob der Ersehnte nicht kommt. Und leise jammert er vor sich hin: „Wie kann man sein Leben nur so einem Chauffeur anvertrauen! Ich hab's ja gleich gesagt, daß das ein Unglück gibt.“ Da — faucht der Wagen heran, und mit unaussprechlicher Freude empfängt der Treue den ihm Neugeschenkten.

Es war wenige Tage nach Waters Tode. Hieronymus hatte auf einem kleinen Leiterwagen die Kirchenbücher und den Stempelkasten abgeholt und fuhr nun damit fort zum Nachfolger. Ich sah ihn, als er abzog. Es war erschütternder als der gewaltige Leichenzug bei der Beerdigung, wie er, gebeugt in wehmütigem Jammer, die Bücher seines toten Pfarrers wegbrachte. Es war, als sei das seine stille, traurige Totenklage.

Water wußte, was er an ihm hatte, und ich sehe noch, wie er fröhlich manchmal vor andern von seinem treuen Gehilfen sprach.

*

Ganz klein fing Water an in seinem Gemeindesaal. Das läßt sich nicht berichten, was alles zur Kleinarbeit eines treuen Pfarrers gehört: die Unterrichtsstunden, die Gottesdienst- und Bibelstunden, Hausbesuche und nochmals Hausbesuche, stilles, verborgenes Ringen um einzelne . . . Langsam wuchs die Arbeit. Es kam die Zeit, da für die Gottesdienste der Saal zu klein wurde, da Sonntag für Sonntag alle Stühle aus dem Pfarrhause hinüberwanderten, da beim Hinausgehen der schmale Zugang sich als zu eng erwies und jedesmal ein großes Gedränge entstand. Da gingen die Blicke oft begehrlieh nach dem eingezäunten, grasbewachsenen „Kirchplatz“. „Wann wird's denn endlich einmal so weit sein, daß sich hier eine Lukasirche erhebt?“

Es war an einem heißen Sommertage. Lange hatten wir auf Water gewartet mit dem Mittagessen. Nahm denn die Sitzung gar kein Ende? Da sieht ihn eins von ferne kommen. Der ganze Kindertrupp mit Gepolter die Treppe hinunter und zum Hause

hinaus. Aber als wir ihm in gewohnter Weise entgegenstürzen, sehen wir, daß er einige Herren bei sich hat. Wir zögern. Aber fröhlich winkt er: „Kinder, eben ist die Lukaskirche beschlossen worden.“ „Hurra!!“ Und schon läuft alles, der Mutter die frohe Nachricht zu bringen. —

Bald nachher ging's los. Der Bau brachte so viel Interessantes, daß wir Kinder es darüber leicht verschmerzten, daß wir nun unsern schönen Spielplatz verloren. Während für uns eine herrliche Zeit anbrach, in der wir mit den Maurern Freundschaft schlossen, in allen Gerüsten herumstiegen und voll Neugierde dem Geschehen zusahen, kam für Vater eine nicht ganz leichte Zeit. Zwei bedeutende Männer waren am Bau der Lukaskirche beteiligt. Der eine war der junge, geniale, leider später im Felde gefallene Architekt Leonhardt, nach dessen Plänen gebaut wurde. Sein Gedanke war, eine wirklich evangelische Kirche herzustellen, bei der „das Wort“ im Mittelpunkt stehe. Dazu brach er mit allen durch den katholischen Gottesdienst geforderten üblichen Kirchenstilen und ging neue Wege, die jetzt hier und da in Deutschland begangen werden. Der andere war der Maler Wilhelm Steinhäusen, der die Kirche ausmalen sollte. Wie es dazu kam? Nun, Vater hatte von einer Verehrerin Steinhäusenscher Kunst gehört, einem Fräulein Rose Livingstone, die sich mit dem Gedanken trage, eine Kapelle für Steinhäusenbilder zu bauen. Vater legte ihr nun den Gedanken nahe, sie möge doch die neue Lukaskirche für jene Kapelle nehmen und den Künstler diese ausmalen lassen. Sie ging darauf ein, und ihr verdankt heute die Lukaskirche dies herrliche Werk Steinhäusens.

Wenn auch Architekt und Maler, der junge und der alte Künstler, sich gut verstanden und jeder auf die Pläne des andern einging, so geschah es doch oft genug, daß ihre Wünsche auseinandergingen. Dann mußte Vater ins Mittel treten und ausgleichen und raten und auch mal Stürme aushalten und besänftigen. Wie oft ging in jenen Jahren des Baues sein Weg in des Architekten Arbeitsräume oder in des Malers Atelier im Städelmuseum! Und wenn dann so Steine aus dem Weg geräumt waren, dann nahm er uns Kinder wohl einmal mit zu

den Künstlern, damit wir uns mitfreuten an dem werdenden Werke.

Namentlich mit Steinhausen verband unsere Eltern bald herzliche Freundschaft. Manchmal kam er herein, der Alte, ein wenig müde. Dann ließ er sich in das große, rote Sofa fallen, das in Vaters Studierstube stand. „Nun sagen Sie mir etwas!“ Hungrig war er nach innerer Unregung. Da ging das Gespräch dann oft um die tiefsten Dinge des Glaubens, oder man sprach über die äußeren und inneren Nöte des Volkes und der Gemeinde. Plötzlich konnte er dann aufstehen und gehen. Er hatte etwas gefunden, was dann herrlich in seinen Bildern anschaulich wurde. Es ist ja so eigentümlich mit Steinhausens Kunst. Expressionist ist er im allermodernsten Sinne, als bei ihm das Gedankliche überwiegt. „Meine Bilder sind meine Gebete,“ sagte er uns einmal. Oder als wir ihn baten, uns eins der Bilder zu erklären, da meinte er: „Aus meinen Bildern soll jeder selber herauslesen, was sie ihm sagen wollen. Ich kann das nicht erklären.“ Und doch ist er nicht Expressionist wie die ganz Modernen, daß er andere Formen sucht. Er nimmt die Form des Lebens, das er sieht. Deshalb finden viel Oberflächliche zunächst nichts in seinen Bildern. Sie sehen Menschen darauf und verstehen nicht diese seltsamen Gruppierungen, Kontraste und Gestalten. Aber wer sich einmal offenen Herzens an sie hingibt, der erfährt: sie predigen; diese Bilder packen mich an. Sie wollen etwas von mir, nämlich ein Hingehen zu dem, der in diesen Bildern zu allermeist verherrlicht wird: Christus. Mitten in der Kirche mußte groß und gewaltig der Spruch stehen: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“ (Luk. 19, 10). Das meinte er mit dem großen Kreuzifixus, der in Holz geschnitzt über der Kanzel ragt, das meinte er, wenn er den Heiland darstellte auf den Armen des Simeon, oder mit den traurigen Emmausjüngern, bei der großen Sünderin oder gegenüber dem Besessenen. Das meinte er vor allem mit jenem herrlichen Bilde, das rechts und links Adam und Eva zeigt, in der Mitte aber den Menschen, der an der Brust Jesu liegt und den er deckt mit seinem blutroten Mantel.

Bei all den großen und kleinen Sorgen und Aufgaben, die solch ein Kirchbau bringt, war es für Vater eine Quelle der Erquickung, dies Zusammensein mit Steinhausen. Nachdem er ihn das erstemal gesprochen hat, schreibt er: „Es ist das für mich eine der größten, reinsten Freuden, mit diesem feinen, großen Mann nur zwei Jahre oder länger zusammen arbeiten zu dürfen.“

Es entstand ein reger Verkehr zwischen den beiden Männern, ja, auch zwischen den Häusern. Bei allen Familienfesten gehörte Steinhausen bald zu den ständigen Gästen. Aus dem Verkehr wurde ein gegenseitiges Nehmen und Geben. Fein spricht davon ein Brief Wilhelm Steinhausens an Vater:

Sehr lieber Herr Pfarrer!

Ich bin in einer Schuld, wenn ich daran denke, daß ich für so viele Dinge zu danken habe, aber es ist wohl nicht anders. Da, wo wir wahrhaft verpflichtet sind, bleiben wir in solcher Lage. Ich denke, ich will es auch bleiben, da es ja mit der großen Liebe zusammenhängt. Sie haben mir meine Aufgabe leicht und schwer gemacht, aber ich will davon nicht reden, was ich hätte tun sollen. Es bleibt für mich eine große Freude und ein tiefer Ernst, einer Verpflichtung nachzugehen und zu verfolgen, und wenn es nicht zu Ende kommen kann, so sei es für mich keine Schuld. Es ist mir eine große Sehnsucht, die mich zu Ende meines Lebens verfolgt und mahnt und mir ja auch den großen Wunsch gegeben hat. Der bleibt ja bis ans Ende und auch der Dank für Sie, der ihn weckt.

Nun bleibe es so wie eine Gabe, die nie verlischt.

Behalten Sie in Erinnerung, der gern manches gewollt und vieles beklagt. In Verehrung W. Steinhausen.

Inzwischen wurde die Lukaskirche fertig. Im Oktober 1913 wurde sie eingeweiht. Das war ein Freudentag für Vater. In dieser Kirche hat er gelehrt, gepredigt und von Christus gezeugt, bis sie ihn aus dieser Kirche hinausstrugen zur ewigen Ruhe.

*

Nicht nur die „Gemeinde“ wuchs. Auch der Bezirk nahm zu. In wenigen Jahren war der Lukas-Bezirk auf 16 000 Menschen

angewachsen. Das war zu viel für einen Pfarrer. So wurde eine zweite Pfarrstelle eingerichtet. Nun aber der Mann dafür! Es war dem Kirchenvorstand vor allem darum zu tun, entgegen dem in Frankfurt starken Liberalismus einen Mann zu finden, der wirklich das Evangelium in seiner ganzen Fülle verkündigte. Lange suchte man. Als aber eines Sonntags der badische Pfarrer Lic. Greiner gepredigt hatte über Phil. 3, 7. 8., „alles für Schaden erachten, um Christum zu gewinnen“, da war das Suchen zu Ende und Lic. Greiner zog als neuer Pfarrer in die Lukaskirche ein. Zwei grundverschiedene Männer arbeiteten nun zusammen an einem Werk. Grundverschieden! Und doch gehörten sie zusammen. Denn das, was beide innerlich verband, war ein doppeltes: die gleiche Quelle, aus der beide schöpften, die Heilige Schrift, und dieselbe Gemeinde, der beide in gleicher Liebe dienten. Ein ergreifendes Zeugnis hierfür war die Gedächtnispredigt, die Lic. Greiner bei der Beerdigung Vaters in der Lukaskirche hielt.*)

Der Abschnitt soll schließen mit Worten, die ein Gemeindeglied der Lukaskirche nach Vaters Tode in einem Nachruf schrieb: „. . . Die Tausende, die da am Grabe versammelt waren in ehrfurchtsvoller Trauer und heiligem Schmerz, sie waren in Wahrheit eine Gemeinschaft, eine Gemeinschaft im tiefsten Sinn, eine Gemeinschaft, die sich im höchsten und mächtigsten Lebensinhalt eins fühlte. Und diese Gemeinschaft war recht eigentlich sein Werk durch Gottes Gnade. Als er vor 16 Jahren zuerst das Banner Christi unter uns entfaltete, da war es nur eine kleine Zahl, die sich um ihn scharte. Aber sie wuchs von Jahr zu Jahr und schloß sich fester und inniger zusammen . . .“

*) „Pfarrer Busch zum Gedächtnis.“ Verlag der Lukaskirche in Frankfurt a. M., 1922.

Der Soldatenvater.

Wenn du im Herbst 1914 zu dem Pfarrhause in der Lukasgemeinde kamst, dann merktest du gleich, daß etwas Besonderes los sein mußte. Da war ja geflaggt. Aber sieh nur, die Fahne, die da herabhängt, ist nicht das Zeichen festlicher Freude, sondern das Symbol helfender Liebe, es ist das rote Kreuz im weißen Felde. Und nun kommst du in den kleinen Vorgarten, wo eben die letzten Rosen blühen. Da, wo sonst die Buschkinder tollten, liegen und sitzen nun verwundete Männer, Opfer des Weltkrieges, und freuen sich der warmen Herbstsonne. Und du gehst weiter, hinteres Pfarrhaus in den Gemeindesaal. Nicht wahr, den kennst du nicht wieder? Da, wo sonst in langen Stuhlreihen eine andächtige Gemeinde sang, betete und der Predigt zuhörte, da steht nun Bett neben Bett. Da, wo sonst eine lärmende fröhliche Konfirmandenschar einzog, da geht einer den letzten, schweren Gang in die Ewigkeit. Und dort in dem Nebenraum, wo fleißige Presbyter nach dem Gottesdienst die Kollekte zu zählen pflegten, da steht der Arzt, Herr Sanitätsrat Dr. Sanner mit der treuen Schwester Agnes. Und weil sie gerade so einen armen Stöhnenden auf dem Tisch liegen haben, fliehen wir lieber in die fröhlicheren Regionen des Galeriesaales. Wichtig, das ist ja der Saal, wo sonst, an langen Tischen sitzend, die Mädchen des Jungfrauen-Vereins geistliche Speise bekamen. Sieh, sie sind verschwunden, und an den Tischen sitzen jetzt Soldaten und erlaben sich an der leiblichen Speise, die immer wieder in großen Kesseln hereingetragen wird.

So, nun hast du dich orientiert und kennst das „Vereinslazarett Lukasgemeinde“. Aber nun bitte, geh mal mit ins Pfarrhaus und schau dort einen Augenblick hinter die Kulissen.

Wir gehen durch die Verbindungstür. Am Wohnzimmer unten gehe ruhig vorbei! Das sieht nicht so sehr hübsch aus, denn da tagt jetzt der aus dem Saal vertriebene Jungmänner-Verein. Nun, und zur Hebung des Raumes und zur Förderung seiner Schönheit dient bekanntlich so etwas nicht. Da im Studierzimmer des Vaters geht's natürlich nun lebhaft zu, weil hier die ganze zahlreiche Familie haust. Gut, daß Vater keine Nerven hat und im größten Getümmel an seinen Predigten und Vorträgen arbeiten kann. Aber in die Küche mußt du eben hineinschauen. Nur hineinschauen, denn hineingehen kannst du nicht. Du würdest in dem kleinen Raum sicher von einer der fleißigen Köchinnen umgerannt. Es ist auch keine Kleinigkeit, hier für 40 Soldaten zu kochen und daneben für eine zahlreiche Familie. Als das Lazarett eingerichtet wurde, da hatte einer der Herren gemeint: „Frau Pfarrer, wir kochen bei Ihnen. Der Krieg dauert ja höchstens sechs Wochen. Da lohnt es sich nicht, extra eine Küche einzurichten.“ Und dann hat sie vier Jahre aushalten müssen, die gute Küche. Sie sah nachher allerdings auch nach „Krieg“ aus. — Jetzt willst du hinauf nach den oberen Räumen. Warte einen Augenblick! Denn es kommen gerade die „Gemüseputzfrauen“ herunter und versperrten die Treppe mit ihren Lasten. Ja, da oben ist ein Zimmer, wo sich Tag für Tag fleißige Frauen versammeln, um Kartoffeln zu schälen, Gemüse zu putzen und all die vielen Handreichungen der Hausfrau zu tun, von denen der Mann keine Ahnung hat, wenn er sich an den gedeckten Tisch setzt. Soll ich dich nun noch in den Spülkeller führen? So, du hast genug, und willst lieber ein wenig hören und erfahren, wie das alles so entstand. Nun, ich brauche ja nicht ganz vorne anzufangen. Die Entstehung des Krieges kennst du. Und weil das Frankfurter Infanterie-Regiment 81 schon bald heftige Kämpfe zu bestehen hatte, war Frankfurt bald mit Verwundeten überschwemmt. „Wo sind Säle frei?“ hieß es. „Hier,“ rief der Kirchenvorstand und zeigte auf seinen Gemeindefaal. Und so kam's zum Lazarett.

Im Laufe der Zeit verschwanden nun wohl die kleineren Lazarette, aber die „Lukasgemeinde“ blieb. Denn es war be-

rühmt durch seinen fröhlichen Geist. Es dauerte nur ein paar Tage, dann bestand das lieblichste Verhältnis zwischen dem Lazarettvater Busch und seinen Soldatensöhnen. Es hat einmal ein Vater gefragt: „Wie machen Sie das, Herr Pfarrer, daß Sie gar keine Schwierigkeiten mit den Leuten haben?“ „Ich habe drei gute Rezepte,“ war die Entgegnung, „erstens: gute Behandlung; zweitens: gutes Essen; drittens: Gottes Wort.“ Das war's.

Unsere Eltern hatten es verstanden, den kalten Geist des Militärs aus dem Hause zu verbannen. Die Soldaten sollten Heimatluft atmen. Als einmal Mutter in den Saal rief: „Meine Herren, bitte zu Tisch!“, da kam der aufsichtsführende Feldwebel: „Aber Frau Pfarrer, das sind doch nicht „Herren“; da sagt man „Leute“. Und „bitte“ sagt man auch nicht beim Militär.“ Aber da hatte er sich böß verrechnet. „Was?? „Helden“ sind das, die uns den Feind vom Lande ferngehalten haben, denen wir nur dankbar sein können. *M e i n e H e r r e n*, bitte zu Tisch!“ Da schlich er davon, der Stolz, und verlegte seine Feldwebelwürde in sein Amtsstüblein. Aber schließlich hat er's auch verstanden, wie es gemeint war, er und seine Vorgänger und Nachfolger, und dann waren auch sie schließlich froh an der großen Familie. Ja, eine große Familie. Wie oft zog Vater mit seiner Kinderschar abends noch ein halbes Stündchen hinüber in den Speisesaal. Und dann wurde gesungen: Volkslieder und Soldatenlieder. Und wenn man dann schloß etwa mit dem Vers:

„Ein Tag, der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit. — — —“

dann war uns allen auch die ewige Heimat ganz nah gerückt.

Wie schön waren die Feste! Da war z. B. einmal das ganze Lazarett eingeladen bei reichen Gemeindegliedern. Wie fröhlich wurde im Park der Kaffee getrunken, und Krieg und Wunden und Schmerzen waren vergessen. Ein andermal hatte Vater die Festpredigt auf irgendeinem Missionsfest im Taunus. Da zog

einfach alles mit, was irgendwie laufen konnte. Für viele war's dann eine ganz neue Welt, in die sie dabei hineinschauen durften. Und die Geburtstage unserer Eltern! Da schlossen die Soldaten die Türen des Speisesaales ab. Heimlich wurde geschmückt. Die Eltern mußten im Pfarrhause bereitstehen, bis eine Abordnung sie feierlich einholte. Und dann wurden schwungvolle Reden gehalten und Lieder gesungen und Gedichte aufgesagt, wie etwa das folgende:

Herr Pfarrer Busch bedenklich frug:
Ist Pfarrer sein jetzt wohl genug?
Zwar ist es oft ein bißchen schwer,
Doch kann ich jetzt fürs Land noch mehr!
Drauf ging gar tief mit sich zu Rat er,
Ich hab's! Ich werde Herbergsvater!
Da nahm er sein Gemeindehaus
Und macht' ein Lazarett daraus.
Viel tapfre Leute legt' man drein,
Die sollen hier verzogen sein.
Die Schwester geht von Bett zu Bett
Und sorgt für alle fein undg nett.
Frau Pfarrer kocht und backt und brät,
Und was sie macht, ihr wohl gerät.
Herr Pfarrer tausend Dinge kann,
Er nimmt sie all' zu Söhnen an.
Er ist in Nöten ein Berater,
Ist der Soldaten Herbergsvater.
Er ist, wenn kommt die Nacht heran,
Noch unermüdblich auf dem Plan.
Er singt und spielt auf dem Klavier,
Erzählt Geschichten, trinkt gar Bier.
Und immer frisch und froh ist er,
Drum sind's auch alle um ihn her.
Sie alle werden's nicht vergessen,
Wie sie mit ihm zu Tisch gefessen,
Wie ihnen Gutes ward beschieden
In diesem frohen Herbergsfrieden. —
Heut' tritt ins neue Jahr er ein,
Es wird ein Jahr der Arbeit sein,
Doch denken wir, es ist ihm recht,

Zum Müßiggehen taugt er schlecht,
 Und Gott, der das Gelingen schafft,
 Erhalte ihm die Arbeitskraft,
 Erhalte ihm die Seele hell,
 Daß allen er ein Segensquell,
 Daß lang' noch wirkt mit Rat und Tat er.
 Hoch unser lieber Herbergsvater!"

Als die Revolution kam und das Lazarett geschlossen wurde, war der letzte Tag der erste Advent. Man hatte kleine Tannenzweige mit Lichtlein für jeden Platz auf den Tisch gestellt. Und als die Soldaten morgens ins Speisezimmer kamen, saß Vater am Klavier und sang mit den Seinen:

„O du mein Trost und süßes Hoffen,
 Laß mich nicht länger meiner Pein!
 Mein Herz und Seele sind dir offen,
 O Jesu, ziehe bei mir ein!
 Du Himmelsluft, du Erdenvonne,
 Du Gott und Mensch, du Morgenglanz,
 Ach komm, du teure Gnadensonne,
 Durchleuchte meine Seele ganz!"

Ein Junge sagte Gerolds Adventsgeicht: „Ich klopfe an . . .“ und Vater hielt eine Abschiedsrede, daß all die Männer aufs tiefste erfaßt waren. Ein Offizier, der gerade aus der Gefangenschaft kam und auch mitfeierte, meinte: „Ich habe schon viel Schönes gesehen und gehört, aber so etwas ergreifend Schönes wie diese Feier noch nie.“ Es war das Wehen des Geistes Gottes dabei. —

Zur guten Behandlung kam das gute Essen. Mit dem Lazarett bekam die Lukasgemeinde ihre besondere Aufgabe, die sie treu aufs Herz nahm. Das Lazarett lebte einige Jahre nur aus freien Beiträgen der Gemeinde, bis die Rationierung kam und man nichts mehr frei kaufen konnte. Da mußte dann die Militärverwaltung einspringen und für Verpflegung sorgen. Die Betten wurden freiwillig zusammengetragen, die Wäsche wurde umsonst von einer Wäscherei besorgt. Alle Hilfskräfte waren unbezahlt. Im Pfarrhause saßen die Gemüseputzfrauen, deren Männer oder Söhne auch im Felde waren. Sie hatten abwechselnd regel-

mäßigen Dienst. Andere kamen zum Essenausteilen oder zum Verbinden. Dann liefen sie auch wohl durch den Saal und nahmen Anteil an all den vielen Schmerzen, die auch in diesem kleinen Lazarett auszuhalten waren. Es kamen nicht nur die mit den blutenden Wunden, es kamen Männer aus den Karpathen mit erfrorenen Gliedern, denen die Zehen und Fingerspitzen abfielen. Es kamen Gasvergiftete, deren Haut wie verbrannt war. Es wurden Magenleidende gebracht und Verschnittete, deren Nerven stark mitgenommen waren. Es war ein stetes Kommen und Gehen. Und oft kamen die Neulinge überraschend. Als man eines Sonntags aus der Kirche ging, rückte ein neuer Transport an. Vorher war nichts gemeldet worden und daher auch nichts gerichtet. Aber da ging's: „Eischlein, deck dich!“ Die liebe alte Küstersfrau brachte ihre Sonntagsuppe, eine andere Frau lief und kam mit ihrem Braten an, der für ihre Familie bestimmt war, und so ging's weiter, bis alle satt waren. Mit großer Liebe wurden all die Jahre hindurch die Soldaten reichlich gespeist. Eine Dame schickte fast drei Jahre lang jeden Sonntag den fertigen Braten für die 30–40 Mann. Drei andere Familien stifteten für je einen Abend Fleisch oder Wurst. Firmen gaben freiwillig Waren oder Geld, und alte Mütterlein brachten etwa ein Gläschen Eingemachtes für die „lieben Soldaten“. Schulklassen kamen mit Obst, Blumen oder Tabak an.

Aber dann kam die Zeit der Brot- und Fleischmarken. Da wurde die Arbeit schwerer. Man mußte ganz genau sein, wenn man mit dem Zugeteilten auskommen und seine Soldaten sättigen wollte. Es wurde mit ganz besonderer Strenge darüber gewacht, daß die Soldaten das ihnen Zustehende bekamen. Es ist da in vielen Lazaretten gefündigt worden. Und das war vielfach der Grund für die unleidlichen Verhältnisse zwischen dem Lazarettpersonal und den Verwundeten: die Leute wurden nicht satt. Und andererseits war das eines der Hauptmittel, die fröhliche Stimmung in dem Lukasgemeinde-Lazarett zu erhalten, daß mit größter Genauigkeit für das Essen gesorgt wurde. So wurde z. B. trotz des beschränkten Raumes für die Familie immer besonders gekocht. Es war Vater ein Herzensanliegen, daß in

dieser Hungerzeit auch nicht ein Milligramm der besseren Kost, die die Soldaten erhielten, den Seinigen zugute käme. Das merkten jene und waren dankbar, und das gab fröhliche Gesichter.

Aber das Hauptmittel zur Leitung des Lazarett's war Gottes Wort. Jeden Morgen, wenn Vater in seiner Familie die Hausandacht gehalten hatte, ging er hinüber zu den Soldaten. Gerne nahm er dabei seine Frau oder ein paar Kinder mit hinüber, damit der Gesang gut ginge. Da wurde dann ein Choral angestimmt. Vater las ein Bibelwort, und dann betete er aus dem Herzen, warm und kindlich, wie es seine Art war. Ebenso hielt er jeden Abend eine Andacht mit den Verwundeten. So wurde er ihr Seelsorger. Sie kamen mit inneren und äußeren Anliegen zu ihm. Er war ihr Vater, der stets für sie eintrat und mit ihnen immer verkehrte in dem Bewußtsein, daß sie die Helden seien, die für ihn und die andern geblutet und gekämpft hätten. So wurden sie begrüßt, wenn sie todesmüde aus dem Felde kamen. Da wurde die dampfende Suppe hereingetragen und ein freundlich Wort des Dankes gesagt, daß sie für die Heimat so viel erlitten hätten. Wie gingen da die traurigen und oft so verbitterten Herzen auf und ergaben sich gerne dem Geiste, der im Hause herrschte. Ja, es war sonderbar, wie sehr bald sich alle zusammengehörig, ja, sich verantwortlich fühlten für den Geist des Ganzen. So gab's eigentlich nie Enttäuschungen, sondern nur gegenseitige Freude und Liebe. Es wurde täglich vor Tisch ein Gebet gesprochen. Willig legten all die Männer, ob evangelisch oder katholisch oder sonst einer Konfession angehörend, andächtig die Hände zusammen. Und niemals kam's vor, daß einer gelacht, gespottet oder sich widersetzt hätte.

Vor mir liegen eine Anzahl Briefe aus jener Zeit. Ein kleiner Auszug aus ihnen soll Einblick geben in das Leben im Lazarett. Da schreibt Mutter:

„. . . Ich hatte gestern nachmittag einen langen Besuch von einem Soldaten, der in Rumänien steht und zur Zeit Urlaub hat. Er sagte, wenn er es ganz schwer gehabt habe, habe er an die herrlichen Stunden gedacht, wo mein Mann in Bibelstunden

über das Johannisevangelium sprach. Das sei herrlich gewesen. Jetzt bete er viel für den Soldatenvater. Mein Mann habe immer Zeit für ihn gehabt . . .“

„. . . An Himmelfahrt nahm der Vater alles, was laufen konnte, und fünf Kinder mit zum Missionsfeste. Sie gingen so begeistert fort, schon tagelang hatten sie sich darauf gefreut. Noch viel seliger kamen sie heim. Ein Soldat meinte: „Herr Pfarrer, solch einen Tag gibt es gar nicht, wie es heute war.“

„Wir hatten den ganzen Morgen Butterbrote zum Mitnehmen gerichtet. 10 Uhr Mittagessen. Dann ging ich und dachte, die Bettlieder werden von der Schwester und ihren Hilfen gut versorgt. Immer hörte ich Verwundetenwagen rollen. Und das ist, als könnte ich's nicht mehr hören. Als ich herauskam, hörte ich verwundert, daß fünf „Neue“ angekommen seien. Direkt von Verdun. Therese und Fr. Roth meinten: das läßt sich nicht beschreiben, das muß gesehen sein: Gesicht voll Blut, auf einer Tragbahre, todesmüde, die personifizierte *M u t l o s i g k e i t*. Die armen Kerle können ja nichts dafür, daß sie so verlaust sind. Man badete einen um den andern, sie erhielten Mittagessen, wurden verbunden, bekamen ein weißes Bett, und dann schliefen sie, als wollten sie nicht mehr wach werden. Auch heute noch ist der Schlaf das Köstlichste für sie.

Wie die da saßen, ist zu schmerzlich. Und heute lachen sie und sagen, es gehe schon viel besser . . .“ „. . . Heute besuchte ein Hauptmann von E. seinen Burschen, der bei uns verwundet liegt. Mich hat's auch so arg gefreut, daß es so nette Hauptleute gibt, die so vollständig kameradschaftlich mit Soldaten verkehren. Dann besuchte uns ein Leutnant, der als gewöhnlicher Soldat Anno 1914 bei uns lag; nachher ein Württemberger, ein kleiner Fuhrmann, der gestern feierlich und mit Tränen Abschied nahm, heute aber schon wieder seinen ersten Urlaub zu uns benutzte von Offenbach aus . . .“

„. . . Heute ging der „Wenig-Esser“. Er bedankte sich so rührend, daß ich weinen mußte. Er sei wie zu Hause gewesen. Auch gingen „der Witwer“, „der Riese“ und „der Verschüttete“, dafür kamen drei „Neue“ . . .“ —

Ja, wenn es ans Abschiednehmen ging, dann gab's für Hauseltern und Soldaten immer eine schwere Stunde. Wie hatte man sich liebgewonnen, und nun sollte solch ein junges Blut oder so ein würdiger Familienvater wieder hinaus in den männermordenden Krieg. Da kamen die Scheidenden noch einmal ins Pfarrhaus. Hier gab's noch ein liebes Wort auf den Weg und einen Paßten Butterbrote auf die Reise. Auch ein Neues Testament steckte sich jeder mit Dank ein. Und dann ein Händedruck — lange standen die Eltern oft am Tor und winkten den scheidenden „Kindern“ ein letztes „Lebewohl“.

Die Verbindung allerdings zerriß nicht. Jeder Soldat, der einmal im Hause gewesen war, bekam wöchentlich ein Blättchen christlichen Inhaltes ins Feld geschickt. Das war die Aufgabe der jüngeren Buschkinder, auf all diese Soldatengrüße die Adressen zu schreiben. Gott der Herr allein weiß, ob sie ihren Dienst taten an den Herzen der Männer da draußen im Feld, diese Blätter. Manche erreichten ihr Ziel nicht. Die kamen zurück mit der Aufschrift „Gefallen!“.

Nicht alle zogen sie zurück ins Feld, die Scheidenden. Manch einer durfte nach Hause zurückkehren mit schwerer Verletzung. Einer hat auch vom Lazarett aus die letzte große Reise angetreten. Das war ein junger Katholik, dem sein Priester die letzte Nlung gegeben hatte. Aber als es nun zum Sterben ging, war von den Seinen niemand da. Da setzte sich Vater an sein Bett. Es war eine unvergeßliche Stunde. In dem großen Saale, in dem es sonst viel brausendes Leben, Lachen und Schwätzen gab, war's heute totenstill. Alle lagen oder saßen lautlos auf ihren Betten, und Vater war neben dem in Atemnot Kämpfenden. Immer wieder sagte er ihm langsam ein Bibelwort, lauter herrliche Gottesworte, die einem Sterbenden im letzten Kampf Stärke, Kraft und Halt geben können. So oft er eine Pause machte, sagte der Totkranke: „Jesus, Jesus,“ bis man ihn kaum mehr verstand. Und so starb er, mit „Jesus“ auf den Lippen. „. . . Wer so stirbt, der stirbt wohl . . .“

Der Seelsorger.

„Sein Lebensweg hat ihn weit in der Welt umhergeführt. Vom Rheinland, von Elberfeld, wo seine Wiege stand, kam er nach der Konfirmation auf das Gymnasium zu Lörrach im badischen Markgräflerland. Durch die zweite Ehe seiner Mutter ward ihm Mittelbaden zur zweiten Heimat. Der Student zog von Basel am Oberrhein an die Ostsee nach Greifswald und ins Herz Deutschlands, in das sächsische Halle. Und durch seine Eheschließung endlich ist er mit Württemberg so verwachsen, daß er vielen, die sein Leben nicht näher kannten, als Württemberger gegolten hat. In deutschen Landen viel gereist, hat er, dem als dem geborenen Seelsorger überall die Menschen die Hauptsache waren, davon die Gabe der Menschenkenntnis und die Kunst der Menschenbehandlung empfangen. Er verstand nicht nur die Dialekte der Sprache, besser noch die Dialekte des Herzens, die in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes gesprochen werden. Das war ein nicht unwesentliches Stück seiner Ausrüstung zum Großstadtpfarrer. Hier in unserer Gemeinde, wo Abkömmlinge fast aller deutschen Stämme sich zusammenfinden, konnte er darum den Norddeutschen ein Norddeutscher, den Süddeutschen ein Süddeutscher werden und einem jeglichen in seiner Sprache die großen Taten Gottes verkünden.“

So sagte Pfarrer Lic. Greiner in der Gedächtnispredigt von Vater. „Er verstand die Dialekte des Herzens.“ Und weil eigentlich jedes Herz seine eigene Sprache spricht, ist die letzte Ausrüstung zum Seelsorger durch kein Studium zu erlangen, sondern ist eine freie Gabe Gottes. Der erfährt recht sein Pfarramt, der um diese Gabe bittet. Und der ist recht Pfarrer, dem sie geschenkt wird. Vater hatte die Begabung zum Seelsorger in besonderer Weise. Davon wollen die folgenden Blätter reden.

Es ist der Anfang der Seelsorge, daß man den Menschen „zunehmen“ versteht. Wie köstlich Vater das konnte, beweist ein Erlebnis aus seiner Anfangszeit als Hilfsprediger in Barmen. Da wurde er einmal von einigen Leuten aus seiner Gemeinde gebeten, mit ihnen eine regelmäßige Bibelstunde anzufangen. Er ging natürlich gerne darauf ein. Nun waren aber in jenem Stadtteil viele, die von Christentum und Kirche nichts wissen wollten. Als die von dem Vorhaben erfuhren, dachten sie: „Wir wollen diese Pietisten mit ihrem Pfarrer gründlich heimschicken,“ und arbeiteten einen Kriegsplan aus. Als die Stunde zum erstenmal gehalten werden sollte, da fand sich draußen auf der Straße eine große Menschenmenge zusammen. Die johlten und schrien und machten einen Spektakel mit Trompeten und allerlei Instrumenten. Das Tollste aber war, daß gerade über dem Versammlungslokal fortwährend mit einem schweren Hammer auf den Fußboden geklopft wurde. Das tat ganz fürchterlich: bum, bum! Vater sang mit seinen Leutlein — es waren nur zwei Männer und ein paar ängstliche Weiblein — zunächst einen Vers. Das wollte aber nicht so recht klingen. Dann hielt er mit ihnen die Bibelstunde, etwas kürzer, als er sich's vorgenommen hatte. Als er fertig war, hatten die Leute nicht recht den Mut zum Heimgehen, denn die Demonstration da draußen dauerte immer noch an. Da ging Vater mit ihnen bis an die Haustür und rief laut in die Menge hinein: „Macht doch Platz; ihr seht doch, daß die Leute heimgehen wollen!“ Da waren sie etwas verdukt, und es bildete sich richtig eine Gasse, so daß seine Schäflein durch die lärmende Menge durchdringen konnten und unverfehrt nach Hause kamen. Nun ging Vater aber hinauf zum Klopfer. Der klopfte noch immer mit seinem schweren Hammer. Aber man merkte ihm an, daß sein Arm allmählich müde geworden war. Als er Vater bemerkte, hielt er inne und schaute ihn verwundert an. „Guten Abend,“ sagte der, „ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß wir jetzt fertig sind.“ Da machte der Mann noch größere Augen. „Hören Sie,“ fragte ihn Vater, „was kostet denn gegenwärtig eine Überstunde bei dem Arbeiter?“ „Eine halbe Mark,“ war die verlegene Antwort. „Schön, dann

will ich Ihnen das bezahlen, damit Sie nicht umsonst gearbeitet haben.“ Mit diesen Worten zog Vater seine Portemonnaie und legte ihm 50 Pfg. auf den Tisch. „Guten Abend,“ sagte er, drückte ihm die Hand und ging.

Als die Bibelstunde zum zweitenmal gehalten wurde, war kein Klopfen mehr zu vernehmen. Auf der Straße hatten sich zwar noch einmal einige Radaubröder zusammengesunden. Aber denen sagte Vater gleich zu Anfang in aller Harmlosigkeit: „Kinder, geht heim und macht den Radau zu Hause, das ist viel netter.“ Da zogen sie auch wirklich allmählich ab, und von da an ließen sie sich nicht mehr blicken. Aus jenem kleinen Kreis aber entstand im Laufe der Zeit eine lebendige, blühende Gemeinschaft. —

Eine Zeitlang liebten es die Arbeiter, ihrer sozialdemokratischen Überzeugung durch das Tragen von roten Schleifen Ausdruck zu geben. Die Elberfelder Pfarrer hatten damals ausgemacht, sie wollten sich entfernen überall da, wo solche roten Schleifen getragen würden. Nun kam Vater einmal in ein Haus, wo ein Arbeiter gestorben war. Auf der Brust des Toten lag die große rote Schleife. Was sollte er tun? Weggehen wollte er nicht. Er sagte zu den Leuten: „Ich freue mich über die rote Schleife. Denn Rot ist meine Lieblingsfarbe; es ist die Farbe der Liebe.“ Dann las er den Spruch: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde,“ und sagte darüber einige Worte. — Als er am Abend wiederkam, war die rote Schleife verschwunden. —

Ja, so war es, wie einer einst Vaters Arbeit trefflich charakterisierte: Er ging meist in der Linie des stärksten Widerstandes vor. Dazu noch ein Erlebnis:

Da war in Elberfeld ein Arbeiter, der gesagt hatte: wenn zu mir ein Pfaffe kommt, dem schlage ich die Knochen kaput. Als die silberne Hochzeit des Mannes kam, — die kirchliche Einsegnung derselben war ziemlich allgemeine Sitte im Wuppertal — ging Vater zu ihm. Er saß allein in der Stube, Vater grüßte und streckte ihm die Hand hin. Er aber hielt die Hände auf dem Rücken. Da sagte Vater: „Meine Hand ist frisch ge-

waschen, die dürfen Sie ruhig anfassen.“ Da gab er ihm denn doch seine Hand, aber einen Stuhl bot er ihm nicht an, sondern ließ ihn einfach stehen. „Nun hören Sie,“ sagte Vater, „ich habe bisher immer geglaubt, die Sozialdemokraten seien anständige Kerls, die auch wissen, was sich gehört!“ „Sie können sich ja dort in der Ecke einen Stuhl holen,“ brummte der Gastgeber. „Nein,“ entgegnete Vater, „den müssen Sie mir schon selber holen.“ Jetzt holte er den Stuhl herbei, beide setzten sich und kamen allmählich ins Gespräch. Nach einer Weile fragte er: „Was wollen Sie eigentlich von mir?“ Vater antwortete: „Ach, ich mache so riesig gern Hochzeiten mit. Nun habe ich gehört, daß Sie bald Silberhochzeit haben . . .“ „Sie können ja meinetwegen ein bißchen dazukommen,“ meinte er. „Nein, so geht das nicht,“ sagte Vater ihm, „wenn ich kommen soll, müssen Sie mich auch richtig dazu einladen.“ — Das geschah am nächsten Tag im schönsten Staat. — Bei der Hochzeit selbst — „wir waren recht vergnügt beieinander“ — hatte Vater eine schöne Einfegnungsfeier vorbereitet. In dem Augenblick, wo er sich erhob, fuhr in der Nähe ein Eisenbahnzug vorüber. Er warf seine Rede um und knüpfte daran an. „Von all den Leuten, die in dem Zug sitzen, der eben vorbei fuhr, sieht keiner den Zugführer, der vorne in der Lokomotive steht. Und doch sind alle auf den einen angewiesen und von ihm abhängig. Wie töricht wäre es, wenn einer von den Reisenden sagen wollte: ich sehe keinen Zugführer, also ist auch keiner da. So sind auch wir auf unserer Reise durchs Leben auf die Leitung unseres Gottes angewiesen. Wir sehen ihn nicht, aber wir wissen trotzdem, daß er unser Führer ist.“ Der Mann weinte wie ein Kind. Nachher soll er gesagt haben. „Wenn dem Pfarrer einer was zuleide tut, dem schlage ich die Knochen kaput.“

Wir sehen in der absichtlich breit wiedergegebenen Anekdote verschiedene Merkmale seiner offensiven Seelsorge: Erfrischende Deutlichkeit, aber ohne jede Spur der Empfindlichkeit. — Achten auf Kleinigkeiten, damit nicht eine von vornherein ungünstige Position die unbefangene Annahme des Angebotenen unmöglich macht (die Einladung mußte von dem Mann ausgehen); —

dann die geistesgegenwärtige Benützung eines von Gott selbst gegebenen Moments (Eisenbahnzug), die freilich etwas Unwiederholbares an sich hat.

Es war weiter gerade die oft verblüffende Offenheit, die Waters Art kennzeichnete. Eine kranke Dame schwelgte in Selbstlob, was sie alles Gutes getan und den Himmel damit verdient habe. Water, der wußte, in welchem Punkt es nicht stimmte, sagte ganz ruhig: „In meiner Bibel steht: Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.“ Dies schneidende Wort gab den Anfang zu einer ernststen seelsorgerlichen Unterredung. Das Eis war gebrochen. — Und das Merkwürdige war immer, zu beobachten, daß dieser Offenheit gegenüber, die er wie eine erfrischende Luft überallhin mitbrachte, die Menschen sich unwillkürlich gaben, wie sie waren, und aus dem gewohnten konventionellen Versteck herauskamen, oft ehe er nur etwas gesagt hatte. „Sie sind gekommen, mich an meine Sünden zu erinnern,“ schrie ihm einer verzweifelt zu, ehe Water den Mund aufgetan hatte.

Einmal hatte er in seiner reichen Lufasgemeinde über den „Mammon“ gepredigt und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Das Thema seiner sehr ernststen Predigt war: „Gerettet oder verloren.“ Und die Worte wurden gleichsam unterstrichen durch die Steinhäusenbilder, die rechts und links vom Altar in gewaltiger Größe den geretteten und den verlorenen Schwächer am Kreuz darstellen, gleichsam als Typen der Menschheit. Nachher kam in die Sakristei eine gebildete und wohlhabende Dame, die schon manche von Waters Predigten gehört hatte. Man merkte ihr an, wie aufgereggt sie war. Aber, sich beherrschend, fragte sie: „Herr Pastor, glauben Sie wirklich, daß ich verloren gehen soll, wenn ich nicht ein anderer Mensch werde?“ Er antwortete ganz offen: „Das sage nicht allein ich Ihnen, gnädige Frau, das sagt Ihnen die Bibel, und dazu bezeugt es Ihr eigenes Gewissen.“ Da sprang sie auf und rief, alle Höflichkeit vergessend: „Ich will das nicht mehr hören! Ich kann auch die Bilder vom Gericht nicht sehen, mit denen der Maler unsere Kirchenwände bemalt hat. Der steht wohl mit Ihnen im Komplott? Diese Ideen kann ich nicht vertragen!“ „Und ich kann Ihnen

nur wiederholen," erwiderte Vater, „wenn Sie sich nicht bekehren, dann gehen Sie verloren.“ Da eilte sie zur Tür hinaus. Seitdem kam sie nicht mehr zu Vaters Predigten, sondern ging zu einem modernen Prediger. „Der wird sie ja wohl beruhigen und einseifen," sagte Vater bitter, als er davon hörte. Und als er gefragt wurde, warum er denn so hart und offen gesprochen habe, entgegnete er: „Diese Frau hat die Erkenntnis der Wahrheit. Aber sie will ihr nicht gehorchen.“

Auch den Amtsbrüdern gegenüber verkehrte er mit dieser geraden Offenheit. Ein Generalsuperintendent K. hatte in einer Unterredung mit einem bekannten Gemeinschaftsführer die amtliche Würde geflissentlich und gereizt zur Schau getragen, ihn nicht einmal sitzen heißen. Nachher traf er Vater bei einer Tagung und erzählte ihm von der Begegnung, natürlich, ohne Näheres über sein eigenes Verhalten zu erzählen. „Da haben Sie den Bruder Y. recht den Christen K. kennen lernen lassen?" war die zarte und doch ins Zentrum treffende Gewissensfrage. — Bei einem Kongress hatte im Volksabend ein Stadtmissionsmann alle Register der Rührung spielen lassen bei der Schilderung, wie die Kurrende „So nimm denn meine Hände" singe usw. Vaters Kritik lautete: „Herr Bruder, Sie müssen Ihr Gefühl mehr an die Kette legen!“, und die Antwort des Kritisierten: „Darf ich Du zu Ihnen sagen?“ „Die Weisheit läßt sich sagen!“

Auf einer Pfarrerkonferenz beklagte sich einer der Kollegen darüber, daß ihm ein Gemeinschaftsmann geschrieben habe, er, der Herr Pastor, sei nicht recht bekehrt. Er sagte, er empfinde das als eine Beleidigung. Vater entgegnete: „Das ist unnötig, daß Sie sich gekränkt fühlen; denn wenn Sie bekehrt sind, so trifft Sie der Vorwurf ja gar nicht. Im übrigen würde ich es wunderschön finden, wenn wir Pfarrer uns alle miteinander recht von Herzen bekehrten.“ —

Es war auf einer großen Konferenz. Da hatte einer einen Vortrag gehalten. Um recht Eindruck zu machen, hatte er sehr pathetisch gesprochen und gewaltig geschauspielert. Nachher saßen die leitenden Männer zusammen und sprachen in abfälligen Wor-

ten davon, waren wohl auch betrübt darüber, daß jener so gesegnete Mann in solch unnatürliches, gemachtes Wesen hineinkomme. Da ergriff Vater das Wort: „Brüder, nun habt Ihr aber auch die Pflicht, jenem es selbst zu sagen.“ Das war zuerst allen unbehaglich. Aber Vater ruhte nicht, bis einer den Auftrag bekam, mit dem Manne zu sprechen und ihn auf die Gefahr solchen Wesens aufmerksam zu machen. Und der hat's dankbar angenommen. Übrigens bestand Vaters Dienst, den er an seinen Amtsbrüdern tun durfte, nicht allein in gelegentlichen Bemerkungen und Erlebnissen. Es wuchs ihm richtig ein seelsorgerlicher Dienst an Seelsorgern zu. Durch seine Evangelisationsreisen war er hier und da mit Pfarrern in Berührung gekommen. Da hatte sich allmählich ein Kreis von etwa 20 Männern gebildet, der sich allvierteljährlich im Lukas-Pfarrhause in Frankfurt versammelte. Es waren ganz besonders schöne Tage, wenn diese so verschiedenartigen Menschen zusammen zu Tische saßen und die Nöte und Freuden ihres Amtes austauschten und sich um das Wort Gottes vereinten. Einer der Teilnehmer erzählt davon:

„Ich war dem Bruder Busch sehr dankbar, daß er mich zu der in seinem Hause zusammenkommenden Pfarrergemeinschaft einlud. Hier bin ich ihm näher getreten und habe von ihm viel Segen empfangen. Hier wurde er mir der ältere Freund, der mein volles Vertrauen gewann und zu dem ich am liebsten mit meinen Fragen und Anliegen Rat suchend ging. Wie fein verstand er es, in diesen Zusammenkünften aus seiner Erfahrung und tiefen, reichen Schriftkenntnis und -erkenntnis zu dienen. Ich erinnere mich, wie er einmal die Situation rettete: ein lieber Bruder, ein ganz „gelehrtes Haus“, hatte das einleitende Referat gehalten, sehr lang, sehr wissenschaftlich und reichlich unklar. Da griff Bruder Busch ein und wandte mit ein paar Worten die besprochene Bibelstelle praktisch an auf des Pfarrers Leben und Dienen, so daß wir alle viel davon hatten. Mancher Amtsbruder aus diesem Kreise — meist waren es Hessen — hat meinen Eindruck bestätigt, daß der treue Bruder ganz besonders befähigt war zur „Seelsorge an Seelsorgern“. Es war bei der

vorletzten Pfarrergemeinschaft, als er uns in stiller Weihestunde auf unsern spontan geäußerten Wunsch in seiner Lukaskirche das Heilige Abendmahl reichete. Es war eine der schönsten und gesegnetsten Feiern, die ich erlebt habe. — In den letzten Jahren hörte ich ihn öfters aus seiner reichen, seelsorgerlichen Erfahrung als Großstadtpfarrer und Evangelist zu Pfarrern reden; und jedesmal gab er uns für's eigene Leben und für unsern Dienst sehr viel. Einst sprach er auf dem Lehrgang für Volksmission im Hause Ziemendorff in Wiesbaden über „Die Evangelisation im Unterschied von der Pfarramtlichen Wortverkündigung.“ Wie warm befürwortete der selbst so oft als Evangelist Begehrte die Berechtigung und Notwendigkeit der Evangelisation neben der pfarramtlichen Wortverkündigung. Typisch war ein Beispiel und die Bemerkung dazu. Er erzählte von einem Pfarrer, der sich rühmte, in 30 Jahren nicht vertreten worden zu sein; diesem habe sein Generalsuperintendent geantwortet: „Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern ist, die Gemeinde oder Sie.“ Hierzu die Bemerkung des Referenten: „Eine Hausfrau, die andere nicht mal an die Arbeit dranlassen kann, ist ein Papst.“ Vorbildlich war die Klarheit und Mäßigkeit in seinem Urteil über die Evangelisationspraxis. Er erzählte dabei von einem Bekenntnis, das ihm in seiner Jugend durch Suggestion abgenötigt worden sei, und das ihn sehr mißtrauisch gemacht habe gegen abgezwungene Bekenntnisse. Mit großem Nachdruck betonte er, der gläubige Väter, die Macht des Gebets.

Einmal diente er uns bei einer Konferenz des Pastoren-Gebetsbundes in Marburg a. d. L. mit einem Referat über das Thema: „Unsere wichtigste Aufgabe“ im Anschluß an 1. Petri 2, 1 ff. Er bezeichnete als unsere wichtigste Aufgabe des Pfarrers Arbeit an sich selbst. Mit großem Ernst sprach er es aus, daß vieles an kirchlicher und gemeindlicher Not den Pfarrerstand anklage. Er hatte das Recht, es zu sagen, da er bei seinen Evangelisationen selbst in viel Not und Schuld im Leben und Wirken vieler Pfarrer hineingeschaut hatte, ihm auch so mancher Amtsbruder seine Not gestanden und geklagt hatte. Und auch deshalb durfte er davon reden, weil er es nicht vom hohen

Richterstuhl aus sagte, sondern als einer, der aus Liebe zu seiner Kirche, zu den Seelen in den Gemeinden und zu den Amtsbrüdern mit an all dem Jammer trug, und der durch seine traurigen Erfahrungen seine Zuhörer zur Selbstbesinnung bringen und sie und damit deren Gemeinden vor solchem Elend bewahren helfen wollte. Man spürte ihm die innere Erschütterung an, wenn er von jenem Pfarrer redete, der 42 Jahre lang ohne Heilsgewißheit auf der Kanzel gestanden hatte. Man spürte es ihm aber auch an, daß es ihm selbst ganz undenkbar war, ohne Heilsgewißheit im Pfarramt zu stehen. Sein weites Herz und weiter Reichsgottesblick sprach aus der Betonung des Glaubens an die Realität des Leibes Christi, der Gesamtgemeinde Christi. Busch war frei von kirchlicher Engherzigkeit. Er sagte geradezu: der Glaube an die Realität des Leibes Christi sei der Tod pastoraler Amtswürde. Wer ihn kannte, amtieren sah, reden hörte, der weiß, daß ihm die Karikatur gemachter salbungsvoller Würde völlig fremd war, bei ihm war alles ursprünglich, echt, natürlich, frisch und lebendig. Er sprach auf Kanzel und Katheder, wie im gewöhnlichen Verkehr von Mensch zu Mensch. Auch bei diesem zuletzt erwähnten Referat kam er ganz ungesucht, wie selbstverständlich auf sein — vielleicht darf ich's so nennen — Lieblingsthema: des Pfarrers Familienleben. Er trat aus persönlicher Erfahrung und Überzeugung für seinen Erziehungsgrundsatz ein: Freude im Hause und Freiheit in reiner Luft! Unter den Dingen, die wir Pfarrer ablegen und nicht bei uns dulden dürften, nannte er die Feindschaft zwischen Kollegen. Hier erzählte er, wie ihn in Elberfeld einst jemand, wohl auf einen Seufzer über einen Kollegen hin, gesagt habe: „Haben Sie auch schon in Liebe für diesen Kollegen gebetet?“ Warm empfahl er aus eigener Übung, Gottes Wort fleißig zur eigenen Seelsorge, nicht nur mit wissenschaftlich exegetischem oder homiletischem Interesse zu lesen. Des Pfarrers Arbeit an sich selbst war ihm Voraussetzung für Erfüllung der Aufgaben an andern.

Besonders dankbar denke ich heute, wo er uns, auch mir, fehlt, an die letzte Pfarrergemeinschaft zurück. Es waren nur wenige gekommen, und diese eilten alsbald nach der Besprechung fort.

Ausnahmsweise war er am Nachmittag frei. Er wußte, daß ich mich zum Bleiben gerichtet hatte und ließ mich nicht fort. So hatte ich ihn diesmal so recht für mich. Auf seinen Vorschlag machten wir beide einen Gang durch die Forsthausstraße und hatten so kostbare Gelegenheit zu brüderlicher Aussprache über das, was uns im Amtsleben bewegte. Dies war meine schönste Pfarrergemeinschaft bei und mit ihm . . .“

Der Segen seiner Arbeit an den Pfarrern hat sich weiter ergossen. Nach Vaters Tode schrieb uns ein hessischer Pfarrer: „. . . Seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß hier in unserer Gegend der kleine Pfarrerbibelkranz zu Stande kam, an dem ich mit Freuden teilnehme. Er ist vielen unter uns Pfarrern ein Seelsorger gewesen, und wie nötig hat man solche Persönlichkeiten . . .“

*

Seelsorger im eigentlichen Sinne war Vater auch auf der Kanzel, als Evangelist oder bei irgendwelchen anderen Ansprachen. Denn auch seine Wortverkündigung trug so ganz das Gepräge einer persönlich gemeinten, warmen, herzwinnenden Einladung. Ein früherer Mitarbeiter erzählt ein Beispiel, wie sehr sie von seelsorgerlichen Gesichtspunkten bestimmt war: „Eines Abends vor der Bibelstunde standen wir im Studierzimmer und sahen die Bibelstundenbesucher vorbeigehen dem Gemeindesaal zu. Ich wußte, daß er im Rahmen einer Darlegung des Heilswegs diesmal über den Zorn Gottes zu reden gedachte und hatte ihm abgefühlt, wie sehr ihn der Gegenstand beschäftigt hatte den Tag über. Da machte ich ihn auf zwei alte Fräulein aufmerksam, die sich schon lange nimmer im Gotteshaus eingefunden hatten. „Wenn die kommen, darf ich nicht gerade über den Zorn Gottes predigen, sonst kommen sie nicht mehr,“ sagte V. mit großem Ernst, wählte in wenigen Minuten einen neuen Text und sprach in Form eines Rückblicks über das Bisherige herrlich über die befreiende Gnade. — Ja, wer so handelte, hatte ein Recht zu sagen, daß zum Das-Lebenlassen für die Schafe auch gehöre, daß man im Predigtkonzept Stellen streiche, die man nur sich selbst zulieb hineingesetzt habe.“

In dasselbe Gebiet einer seelsorgerlichen Wortverkündigung gehört, was ein Vater nahestehender Pfarrer erzählt:

„Den teuren Freund und Bruder lernte ich zuerst kennen bei Gelegenheit eines Missionskursus in Frankfurt a. M. im Herbst 1911. Am 31. Oktober waren wir Kursusteilnehmer in das Gemeindehaus der Lukasgemeinde zu einem Gemeindeabend eingeladen. Br. Busch hielt die einleitende Begrüßungsansprache über Ps. 98. Auf mich machte seine schlichte Art zu reden gleich einen gewinnenden Eindruck. Ich fühlte es deutlich: der Mann will nicht reden, sondern aus warmem Herzen, reichem Innenleben heraus wirklich den Hörenden etwas geben. An diesem Abend ergab sich aber noch keine persönliche Berührung. Wir wurden bekannt, wenn ich nicht irre, im Kriege bei Gelegenheit einer Frauenhilferversammlung in Limburg, bei welcher wir nebeneinander saßen und uns als Bundesbrüder grüßten. Br. B. vertrat die Frankfurter Frauenhilfe und diente mit einem Referat. Unvergeßlich ist mir in Erinnerung geblieben ein Beispiel, das er aus seiner Praxis anführte, um den Gedanken zu illustrieren und zu unterstreichen, „das Nächstliegende tun und nicht über allerlei außerordentlichen Leistungen die nächsten Pflichten versäumen“. Er erzählte von einer Mutter, die zusammenbrach, weil ihre erwachsene Tochter, statt ihr zu Hause beizustehen, in einem Lazarett pflegte. Bei diesem Referate wie bei manch anderem, das ich von ihm hörte, sprach er — wie wenige dazu berufen — als Zeuge für den Segen christlichen Familienlebens. Dabei klang tief und warm der Grundton eigenen Erlebens in seinem reichen gesegneten Familienleben hindurch . . .“

Gerade bei äußerlich unscheinbaren Anlässen konnte Vater in seiner Wortverkündigung in besonders herzlicher Art manchen seelsorgerlichen Rat geben. Um nur eines zu nennen: Er hat jahrelang in einem großen christlichen Hospiz die Morgenandacht gehalten. Eines Tages im Kriege hatte Vater gesprochen über das Wort aus dem 5. Buch Mose: „Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen.“ Kurze Zeit nachher schrieb ihm ein hoher Offizier, der eine Armee führte, einen Brief etwa folgenden Inhaltes:

„Ich habe an jenem Morgen mit den Dienstmädchen und Kellnern Ihre Worte gehört. Sie haben mich so bewegt, daß ich, als ich wenige Tage später bei einem Offiziersessen im „Frankfurter Hof“ eine Rede halten mußte, diese Worte von der „Zuflucht unter den ewigen Armen“ zugrunde legte. Wohl gab's erstaunte Gesichter, denn das war nicht üblich. Aber dies Wort ist jetzt in unserm Stabe lebendig . . .“

*

Vater vergaß in seiner Seelsorge nicht, daß manchen Fällen nicht mit Worten beizukommen ist. Eine vornehme Dame, die in einer herrlichen Villa wohnte, war Witwe geworden und untröstlich. Vater sagte zu ihr, sie müsse sich einen fröhlichen Tag machen, sonst würde sie noch schwermütig. Ja, gestern sei sie den ganzen Tag im Taunus gewesen und niedergestimmt nach Hause zurückgekehrt. Vater setzte ihr auseinander, wie er den fröhlichen Tag meine. Auf seinen Rat lud sie (erst etwas zögernd) die Kellner vom Kellnerheim in ihren Park, bewirtete die Vielgeheften, ließ sie singen, deklamieren, aus ihrem oft bewegten Leben erzählen, und zwar so, daß sie selbst bei ihnen blieb und sich persönlich um sie annahm. Am nächsten Tag streckte sie dem sie besuchenden Pfarrer Busch beide Hände entgegen: zum erstenmal seit ihres Mannes Tod habe sie sich wieder freuen können. Solcher Rat, zuerst unbequem, kam auch aus der Liebe, nicht bloß aus der zu den Kellnern, denen Vater wie den Schaffnern auf der Eisenbahn besondere Liebe entgegenbrachte.

Aber die tiefste Wirkung in seiner Seelsorge ging doch davon aus, daß Vater sich selbst unter das Wort stellte, das er ändern brachte. Dafür noch ein Beispiel aus der letzten Zeit seines Wirkens. In der Zeit, in der er infolge eines leichten Schlaganfalls sich oft elend fühlte, wurde er zu einer Schwerekranken gerufen, ihr das Abendmahl zu reichen. Sie gestand auf eine Frage offen, daß ihr nicht so viel an dem Besuch liege, sie habe für Pfarrerbesuche wenig Sinn; aber ihre Angehörigen hätten es gewünscht, und weil er nun einmal da sei, könne er ihr ja das Abendmahl geben. Ohne eine Spur von Empfindlich-

feit, trotz des weiten Weges (es war in einem anderen Bezirk, den Vater nur zur Vertretung übernommen hatte) antwortete er: „So kann ich's Ihnen nicht geben; sagen Sie mir lieber, warum Sie keine Pfarrersbesuche wollen.“ Die Kranke erwiderte, sie habe früher ein weltliches Leben geführt, und da sei manches nicht in Ordnung. Sie denke, solche Dinge wollten die Pfarrer herauskriegen und dann „jaache se die Leut so herum“, — das könne sie nicht brauchen. Vater setzt sich zu ihr und sagt: Wir beide sind in ganz ähnlicher Lage. Ich bin kränklich und niemand kann wissen, wer von uns zuerst stirbt. Und wenn ich mein Leben überlege, so finde ich so viele Versäumnisse, alte Schulden wachen in schlaflosen Nächten auf und machen mir zu schaffen.“ Wie mag sich die Frau gewundert haben, daß der gefeierte Pfarrer mit ihr sich so gleichstellte! „Aber in einem,“ fuhr er fort, „ist doch ein Unterschied. Ich kenne den, der alles in Ordnung gebracht hat und mir Vergebung schenkt durch sein Blut. Den möchte ich Ihnen auch zeigen, dazu bin ich gekommen, aus keinem andern Grund.“ Sie wurde tief ergriffen und sagte nach einer Weile: „Geben Sie mir bitte das Heilige Abendmahl.“ „Warum bitten Sie jetzt darum?“ „Weil ich auch den brauche, der alles ins Reine bringt zwischen Gott und mir.“ Das gab eine ernste, gesegnete Feier! Als Vater von ihr Abschied nahm, fragte er: „Habe ich Sie jetzt geplagt und „herumgejaacht“?“ — „Nein, Herr Pastor, Sie haben mir das Beste gebracht, was ich in der ganzen Welt nicht gefunden hatte.“ Der heimkehrende Mann konnte sich nicht genug wundern, welche Veränderung mit seiner Frau vorgegangen sei, und ihr Friede blieb, bis sie selig heimging.

Vaters Wirken war durchaus nicht bloß individuell eingestellt, wie es nach diesen Bildern scheinen möchte. Wie lebte er im Krieg die Not seines Volkes mit, und schon in den Jahren vorher rühmte ein aufmerksamer Beobachter, das sei eigentlich das Größte an ihm, wie ihn der „Schaden Josefs“ bewege und ins Gebet treibe. Dies Mitunterstehen unter der Gesamtlast und -schuld gab seinem seelsorgerlichen Wirken, bei allem Eingehen auf den einzelnen, eine große Linie.“

Vater machte in seiner Gemeinde viel Hausbesuche. Wie oft hat er da oder dort ein Stündchen herausgespart, um in die Häuser zu gehen. Er wußte aber wohl, daß seine Besuche bei dem Riesenumfang seiner Gemeinde immer nur einen kleinen Teil der Gemeindeglieder erfahnten. Deshalb betete er, wenn er in die Gemeinde ging, Gott möge ihm die Familien zeigen, wo er hineingehen solle. Und oft durfte er erfahren, daß Gott ihn führte.

Gingen wir da einmal zufällig durch eine Straße und kamen am Hause einer bekannten Familie vorbei. Schon halb vorüber, kehrte unser Vater plötzlich um. „Ich muß doch schnell mal sehen, wie es F.ens geht,“ und geht hinein. Und was findet er? Eine Familie in furchtbarster Not; Krankheit, Berufslosigkeit, verschämte Armut, all das hatte die Leute an den Rand der Verzweiflung gebracht, und gerade an dem Tag war das Elend aufs Höchste gestiegen, und alle waren in der Versuchung, Schritte in tiefes Dunkel zu tun. — Wie von Gott gesandt, erscheint ihnen unser Vater: ein Mensch, dem man einmal den Jammer sagen kann; ein Vater, der die Bitterkeit im Herzen des verzweifeltsten Hausvaters versteht; ein Seelsorger, der mit linder Hand die Wunden der Seele verbindet, und ein Mann, der ihnen wirklich helfen kann und alles unternimmt, um ihnen auch äußerlich wieder aufzuhelfen. Es ist ihm mit Gottes Hilfe gelungen. —

So ließ er sich von Gott treiben und konnte und durfte oft Gottes Handlanger sein.

Vor einiger Zeit sagte eine Verwandte ganz vorwurfsvoll zu uns: „Jetzt bin ich halt ganz einsam, seit Euer Vater nimmer lebt; er war der einzige, der mich immer wieder besucht hat.“

Das gleiche Heimweh klang wieder aus den Worten einer jungen Frau, die aus Vaters Lukasgemeinde in einen andern Stadtteil Frankfurts gezogen war. „Ach, hier bin ich so allein den ganzen Tag, und so oft muß ich denken, wenn nur der Herr Pfarrer Busch noch lebte; das weiß ich aber ganz gewiß, der hätte mich jedesmal besucht, wenn er in die Gegend gekommen wäre.“ Und sie hatte sicher recht. Unser Vater fühlte sich ver-

antwortlich für jeden Menschen, der ihm begegnete. Es war ihm da nichts zu viel. Er opferte gerne eine Nachtfahrt, um eine halbe Stunde einen einsamen Bruder aufzusuchen, er machte gern einen anstrengenden, weiten Fußmarsch, um liebe Freunde oder Verwandte zu grüßen.

Es war uns oft erstaunlich, wie treu da sein Gedächtnis war: Wohin wir auch auf Reisen mit ihm kamen, überall fiel ihm jemand ein, „nach dem er mal geschwind gucken mußte“. Wir verstanden das „Muß“ nicht immer; aber Gott hat da seinen treuen Diener oft legitimiert und es wunderbar herausgestellt, daß die oft nur kurzen Besuche nötig und ein Segen waren.

Gottes Handlanger konnte er nicht nur sein, weil er denen, die ihm auf seinem Wege begegneten, nicht nur persönlich Liebe erweisen wollte, sondern immer und überall göttlichen Samen austreute. Keinen Kranken verließ er, ohne ihm ein Gotteswort zu lesen und mit ihm zu beten. Kein Gast weilte an seinem Tisch, ohne eine Andacht mitzuerleben. Erst vor einigen Tagen traf ich eine befreundete Familie, die mit Wehmut von unserm lieben Vater sprach. Und was war den Leuten das Größte an ihm? Sie hatten ihn einmal besucht im Kriege. Ihr Sohn lag krank in seinem Lazarett. In aller Frühe, als alles noch schlief, mußten sie abreisen. Aber unser Vater war aufgestanden und las ihnen noch beim Frühstück die Losung des Tages vor, die das Herz der sorgenden Eltern ergriff und ihnen wohlthat und sie stärkte. Diesen Dienst haben sie ihm nie vergessen, dies war ihnen wichtiger und unvergeßlicher als alles sonst, was sie bei ihm Schönes erleben durften; denn aller Menschen innerstes Sehnen und Sinnen geht auf die Ewigkeit, und wer ihnen dazu hilft, ist ihr wahrer Freund und Seelsorger.

Vater wußte sich als Seelsorger immer im Dienst, wo er auch war. Als er als kranker Mann in die Schweiz reiste, ließ er sich mit einem Varietékünstler in ein Gespräch ein, und als er dessen innere Not entdeckt hatte, ging er ihm in Montreux immer wieder nach.

Als er einst auf einer Reise zu einer Verwandten kam, äußerte diese im Gespräch: sie habe oft Sorge, ob sie in Ver-

folgungszeiten auch treu bleiben könne. Da gab Vater ihr das erlösende Wort: „J e t t r e u sein.“

Eines Abends hatten wir ihn an die Bahn gebracht. Er mußte die Nacht durchfahren zu irgendeiner Konferenz. Glücklicherweise fand er ein leeres Abteil, richtete sich häuslich ein und stand dann noch am Fenster: „Jetzt will ich aber einmal fest schlafen. Ich bin todmüde.“ Da, im letzten Augenblick, kam noch einer an: „Ah, Herr Pfarrer, Sie fahren auch mit! Da will ich mich gleich zu Ihnen setzen.“ — Der Zug fuhr ab, und seufzend dachten wir beim Nachhausegehen: „Ach, daß er aber auch nie Ruhe hat!“ — Später stellte sich uns einmal ein Kellner — eben jener Mann — vor und erzählte: „Als innerlich zerissener, zweifelnder Mensch bin ich in jener Nacht in den Zug gestiegen. Aber Ihr Vater hat nicht umsonst seine Nachtruhe geopfert. Als ich in Stuttgart ausstieg, war in meinem Leben leuchtend die Sonne Jesus Christus aufgegangen.“

Es ist etwas Großes, wenn so einer dem andern helfen kann. Nicht immer gelang es. Vater hat auch die verschlossenen Türen und die E n t t ä u s c h u n g e n erlebt. Einst traf er auf der Straße einen jungen Arbeiter, einen ehemaligen Konfirmanden, jetzt war er Maurergeselle. „Wie geht es dir? Warum besuchst du mich denn gar nicht mehr? Man sieht dich auch in der Kirche und in der Bibelstunde nie. Komm auch einmal wieder!“ Der lachte: „Ja, so sagen die Pfarrer alle. Mir geht's gut auch ohne das. Jetzt will ich das Leben genießen, solange ich jung bin. Später vielleicht . . .“ Damit ging er weiter.

Eine Stunde später kam ein Zug Menschen die Straße herauf. Sie trugen eine Bahre. Darauf lag der junge Mensch, mit dem Vater kurz vorher gesprochen hatte. Er war tot. Bei der Arbeit verunglückt.

Auch ein anderes Erlebnis hat Vater tief erschüttert. Ein Herr war auf der Reise plötzlich schwer erkrankt und verlangte nach einem Pfarrer. Vater wurde geholt und eilte hin. Da lag der Mann in den besten Jahren, allein in der Fremde, sterbend. Nun kam der Tod, und er hatte keine Hoffnung des ewigen Lebens. Sein irdisches Leben hatte er vergeudet, und alle Dinge,

an denen er seine Lust gehabt hatte, standen Bild für Bild vor seiner Seele und trieben ihn zur Verzweiflung. Er war verheiratet, lebte aber mit einer andern Frau zusammen. Diese und andere Sünden kamen ihm nun in der Todesstunde mit furchtbarer Wucht und Schauerlichkeit zum Bewußtsein. Es war gräßlich, diese Angst, mit unreiner Seele vor Gottes Richterstuhl zu treten. Er schrie und bat um Hilfe in seiner Seelennot. Vater sagte ihm die frohe Botschaft: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Aber er konnte es nicht mehr fassen und starb in Verzweiflung.

Wie köstlich sind gegenüber solchen Schrecken die Erfahrungen, wo es dem Seelsorger gelingt, Menschen in die Freiheit in Christo zu führen. Von solch schönen Erlebnissen sollen zu den genannten noch einige berichtet werden.

Als Vater einst in einem kleinen Städtchen evangelisierte, kam ein Herr zu ihm in die Sprechstunde und klagte, er könne sich mit seiner Frau nicht mehr vertragen. Früher hätten sie sich so gut verstanden, aber jetzt sei ihr Zusammenleben so schwierig. Vater sagte ihm: „Das ist ganz einfach. Dagegen gibt's nur ein Mittel, nämlich, daß ihr euch beide bekehrt.“ Er ging dann mit ihm in sein Haus, sprach mit den beiden Eheleuten. Die machten ernst mit der Bekehrung, versöhnten sich miteinander und wurden glückliche Leute. —

Es war eine vornehme Hochzeit. Hundert oder mehr Gäste in herrlichster Kleidung. Vater hielt eine einfache Traureden, in der das Evangelium gepriesen wurde. Da kommt nach dem Festessen ein Offizier auf Vater zu: „Herr Pfarrer, heute habe ich zum erstenmal verstanden, daß das Christentum eine Sache ist, die immer bei uns sein kann.“ Und dann gab's inmitten des festlichen Trubels ein ernstes Gespräch über das Seligwerden. —

Da kommt ein Bote: „Der Herr Pfarrer soll mal ins Siechenhaus kommen.“ Vater geht und findet eine alte Frau, die nach ihm verlangt. Auf seine Frage, was sie wolle, antwortete sie im Sachsenhäuser Dialekt: „Was werr ich wolle! Daß Se mer de Heiland bringe!“ Das gab dann auch eine gesegnete Aussprache, wo das Herz so verlangend war. —

In Frankfurt kam eines Tages ein Mann zu Besuch, dessen Kommen Verwunderung, aber noch mehr Freude hervorrief. Es war ein Katholik, der einst bei einer Taufe zugegen war, die Vater noch in Elberfeld hielt. Damals war er während der Rede hinausgelaufen. Vater hatte geglaubt, ihm fehle etwas. Deshalb war er ihm nach der Taufe nachgegangen. Da hatte der Mann draußen gestanden und Vater angefahren: „Ja, bei einem solchen Gerede kann es einem schon schlecht werden.“ Da hatte es gegolten, um Fassung zu ringen. Es war gelungen. Ja, es war sogar zu einem ernstern Gespräch gekommen, das auf den Mann tiefen Eindruck gemacht hatte, so daß er den Seelsorger nach Jahren in Frankfurt wieder aufsuchte. —

Ein Kind hatte auf der Straße gespielt und war von einem Automobil überfahren worden. Vater ging ins Haus der Eltern, um zu kondolieren. Er erfuhr dort, daß die Leute Gegner der Kirche seien und das Kind ungetauft geblieben war. Sein Besuch machte aber solchen Eindruck, daß, als er gehen wollte, die Frau ihn bat: „Halten Sie uns eine Leichenfeier!“ Vater sagte zu und sprach am Sarge des Kindes über das Heilandswort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“ Die Eltern hätten wohl schon viel Lasten getragen bei der Kinderschar. Doch sei diese Last für Eltern ja nur eine Freude. Aber der schreckliche Tod dieses Kindes, das sei eine so schwere Last, daß alle Mittrauer sie nicht abnehmen könne. Das könne nur der Eine, der gesagt habe: „Kommet her, Ihr Mühseligen . . .“ Da zeigte ein fester Händedruck des ganz veränderten Mannes, daß die Herzen aufgegangen waren für die „frohe Botschaft.“ —

Da war die alte Frau Dr. E., die sich selbst für sehr fromm hielt. Aber eines Tages berührte das Wort Gottes so ihr Herz, daß sie in innere Qual und Seelenkämpfe geriet. Eine Jugendsünde, die andere vielleicht für gar kein Unrecht hielten, stand so vor ihrer Seele, daß sie keinen Blick mehr zum Heiland erheben konnte. In Verzweiflung hieß es: „Meine Sünde ist immer vor mir.“ Vater hatte oft versucht, ihr Jesu Gnade anzubieten in allerlei Form. Aber es half nichts. Es hieß bei ihr: „Meine

Seele ist sehr erschrocken“ (Ps. 6, 4). Sie fühlte nur Gottes Zorn über sich und sah ein, daß sie ihn verdient habe.

Da kam Vater eines Tages zu ihr: „Frau Doktor, ich habe die Bibel schon oft durchgelesen. Da fand ich wohl: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden . . .“ Oder: „Gott will, daß alle Menschen geholfen werde . . .“ Aber das Wort „ . . . alle, außer Frau Dr. F.“, das habe ich nirgendwo gelesen.“ Das Wort half ihr, daß sie die Vergebung dankbar annehmen und eine fröhliche Christin werden konnte. —

Drei Jahre nach Vaters Tode kam eine Frau und erzählte, sie müsse einmal sagen, wie ihr unser Vater geholfen habe. Als ihr Mann in den Krieg mußte, fiel es ihr auf ihre Seele, daß etwas zwischen ihr und ihrem Mann war. Der Mann war schon fort, sie hatte es ihm nicht mehr sagen können und konnte es ihm nicht schreiben. Da lief sie in ihrer Not zu Pfarrer Busch. „Schon nach einigen Sätzen verstand er mich, schrieb meinem Mann, und da war es gerade, als ob Gott selbst den Brief diktiert habe. Mit diesem einen Brief von Pfarrer Busch war alles in Ordnung. Wissen Sie, Herr Pfarrer war so ein Pfarrer für die Männer. Er hatte solchen Einfluß auf die Männer, weil er selbst ein ganzer Mann war.“

Bezeichnend für Vaters feine seelsorgerliche Art ist eine Stelle aus dem Briefe, den er an Mutter schrieb, als diese den Sohn, der nach einer schweren Verwundung wieder ins Feld zog, zum Abschied besuchte:

„ . . . So mußt du denn unserm lieben Kriegsmann unser aller Liebe insgesamt präsentieren und ihn damit erfreuen, und das kannst Du von uns allen am besten. Gott mache Euch beide stark, wenn es zum Abschied kommt, und lasse uns alle miteinander bei Jesu stehen im Glauben, daß wir eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben . . .“

*

Für einen Seelsorger vor allem gilt das Wort aus dem 1. Korinther-Brief:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engeltzungen redete, und

hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weisagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht,

sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu,

sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit,

sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Dies Wort hat zu unserm Vater klar und deutlich gesprochen. Und er hat's aufgenommen und Ernst gemacht mit dem andern Wort: „Strebet nach der Liebe.“ Das war die tiefste Wurzel, und darin lag das eigentliche Recht seiner großen seelsorgerlichen Tätigkeit.

*

Zum Schluß dieses Abschnittes noch einige Sätze aus einem Vortrag, den Vater in einem Pfarrerkreis hielt über das Thema: „Wie finden wir in unserer Zeit am besten Fühlung mit dem modernen Menschen?“

„. . . Wir müssen etwas wollen, wenn wir zu unserer Gemeinde kommen. Wir müssen zu Gott führen wollen. Ohne dies Wollen bleibt unsere Arbeit Spiegelfechtere . . .“

„. . . Unsere Predigt und unser Unterricht, die im besten Sinne des Wortes modern sein wollen, müssen einfach und schlicht in der Form sein (bei allem berechtigten Achten auf Schönheit der Form). Dem Inhalt nach müssen sie als Evangeliumsverkündigung klar und deutlich aus dem Wirrwar der modernen Lebens weisen, zu den großen, alten Fragen der Mensch-

heit, die heute noch gerade so, wie von alters, ungelöst vor den suchenden, sorgenden Menschen stehen; sie müssen zeugen von der Lösung, welche diese Probleme für den Glauben im Evangelium von der Erlösung durch Christum finden; sie müssen sich wenden vor allem an den Willen des Menschen. Der Prediger und Katechet muß selbst als ein Suchender, ein Kämpfender und ein immer wieder fröhlich Findender sich manifestieren . . .“

„. . . In unserer Seelsorge müssen wir lernen, mit unermüdblichem Fleiß die uns gegebenen Gelegenheiten benützend, wirklich uns selbst einzusetzen für das Ganze.

Seelsorge ist eine schwere Sache, aber sie ist das Allerheiligste unseres Amtes, — viel verlangend, aber auch viel gebend. Es ist ein Unding, wenn allerlei andere, viel unwichtigere Dinge die Seelsorge verdrängen; z. B. komme ich viel glücklicher heim, wenn ich ein paar Einsamen oder Kranken einen Trost gebracht habe, als wenn ich mich in einer Sitzung über vertrödelte Zeit geärgert habe . . .“

„. . . Zuletzt wird das all unserer Arbeit zu allermeist Eingang schaffen, wenn wir selbst rechte Christen werden, die in Christo ihres Lebens Halt und Kraft gefunden haben, und die dadurch ihr Leben bestimmen lassen.

Dazu habe ich nichts zu sagen als das eine, daß ich diese Bedingung für die „*conditio sine qua non*“ (für die unumgänglich nötige Bedingung) einer gesegneten, pfarramtlichen Tätigkeit halte . . .“

Die Gemeinschaft.

„Von seinem Lehrer Kähler wird erzählt, daß er mit seinen Studenten immer wieder gebetet habe: Herr, führe uns aus den Begriffen und Gedanken in die Erfahrung und ins Leben hinein! Auch das hat sich an dem entschlafenen Bruder herrlich erfüllt. Im Hardthause bei Karlsruhe, wo sein Stiefvater als Hausvater und Führer der Badischen Gemeinschaftsbewegung waltete, trat ihm das gelebte Christentum des Pietismus eindrücklich und überzeugend entgegen. Und als ihm der Herzenswunsch, daß Gott ihm eine fromme Frau schenken wolle, erfüllt ward, und er diese Frau fand in der Tochter eines Mannes, dessen Name in den württembergischen alt-pietistischen Gemeinschaftskreisen im Segen weiterlebt, da hat seine Seele im gesunden Pietismus ihre geistige Heimat auf Erden gefunden. Hier lernte er, was er sein Leben lang nicht mehr aus den Augen verloren hat, daß nicht die klugen und gelehrten Köpfe, sondern die reinen Herzen, die durch die vergebende Gnade Christi gereinigten Herzen, Gott und die Herrlichkeit seines Eingeborenen schauen. Hier hat er den Segen glauben-stärkender, liebe-entzündender und hoffnung-befestigender christlich-brüderlicher Gemeinschaft so tief erfahren, daß er bis zum Ende ein Gemeinschaftsmann geblieben und ein Führer der Gemeinschaftsbewegung in deutschen Landen geworden ist, daß auch sein kirchliches Gemeindeideal, an dessen Verwirklichung er in allen seinen Gemeinden gearbeitet hat, von da aus bestimmt wurde und ihm die in Glauben und Liebe lebendige Gemeinde als höchstes Ziel der pfarramtlichen Tätigkeit vor der Seele stand . . .“

So sagte Lic. Greiner in der Gedächtnispredigt. Ja, Gemeinschaftsmann war Vater im allertiefsten Sinne. Er hat einmal

in einem Vortrag ausgesprochen: „So wie der Herr bei der Schaffung der neuen geistlichen Persönlichkeit den Menschen ausschließt, so hat es ihm auch gefallen, bei der Schaffung der „Gemeinde“ des Menschen Hand auszuschließen. Sobald der Mensch zum Glauben kommt, weiß er sich nicht als Einzelindividuum, sondern als Glied der „Gemeinde“. Sie können Gemeinschaften gründen und Kirchen. Aber immer steht dahinter die „Gemeinde“ als etwas Größeres, in der zusammengefaßt ist Himmel und Erde. Zu ihr zählen Vollendete und Unvollendete. Sie ist Gegenstand des Glaubens und wird erst am Ende geschaut werden. Wo ist diese „Gemeinde“ oder „Kirche“? Wo Gläubige sind und wo Glauben ist. Oder nach der Confessio Augustana: „Die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Evangelium stiftungsgemäß gelehrt und die Sacramente stiftungsgemäß verwaltet werden.“

Er war also weit davon entfernt, in irgendwelcher Organisation, etwa im Verband der Gemeinschaften oder einer Kirche, das „Reich Gottes“ zu sehen. Das war ihm nach der Schrift Gegenstand des Glaubens. „Die Gläubigen schließen sich nicht zusammen zur „Darstellung des Leibes Christi“. — „Aber“ — und da lag für ihn die Bedeutung eines engen Zusammenschlusses derer, die mit Ernst Christen sein wollen — „wir müssen uns zusammenfinden zur Stärkung, zur Erbauung, zur Zucht und zur Arbeit.“

Weil es ihm mit diesem Zuletztgenannten sehr ernst war, deshalb glaubte er an die „Gemeinschaft der Heiligen“ nicht nur, sondern er suchte sie. Als wir einmal mit ihm von seiner Evangelisationstätigkeit sprachen, sagte er: „Ich bin immer froh, wenn ich da den Kreis finde, der mit mir beten kann.“ Und einmal, als er mit mir über meine zukünftigen Aufgaben als Pfarrer sprach, gab er mit unauslöschlichem Nachdruck den Rat weiter, der ihm einst gegeben worden war: „Halte dich immer zu den „Stillen im Lande“. Da wirst du Stärkung und Rückhalt finden.“ Und dann zeigte er dem Sohne, daß man an den ernstesten Christen wohl oft allerlei auszufehen finde, weil ja die Welt deren Fehler besonders scharf sehe und richte; daß manche gläu-

bigen Kreise wohl auch oft sonderbare Angewohnheiten hätten, die meist herkämen aus dem Kampf, in dem sie ständen. Aber er solle sich durch all dies nicht abhalten lassen zu sehen, wo wirklicher Ernst vorhanden sei, in der Nachfolge Jesu zu stehen. Und wo der vorhanden sei, wo man das Kreuz Jesu preise und in seinem Dienst zu stehen begehre, da solle er immer denken: Hier ist mein Plaß. Zu denen will ich mich halten! Oftmals hat er den jungen Theologen den Rat gegeben: „Ihr müßt immermehr lernen, durch Dick und Dünn mit dem Volke Gottes zu gehen.“ Er hat diesen Rat nicht nur gegeben, sondern auch selbst befolgt. Das brachte ihm manchen Kampf. Oft blieb er dabei unverstanden. Aber das war ihm gleichgültig. Denn viel größer war der Segen, den er davon hatte.

Die Gemeinschaft der Heiligen war Vaters bester Halt durch sein ganzes Leben. Drum suchte er sie, wo er nur konnte. Und seinem aufrichtigen Suchen schenkte Gott auch immer ein fröhliches, reiches Finden. In Stadt und Land, in der Öffentlichkeit und in der verborgenen Stille fand er Kreise, die sich um Gottes Wort scharten, die aus ihm und aus dem gemeinsamen Gebet Kraft schöpften. Unser Vater fragte da nicht nach hoch und gering; es war ihm gleich wohl in der armen, niederen Wandwerkerstube wie in dem feinen Salon des Bankiers, wenn er nur bei Gotteskindern sein durfte. Er fragte auch nicht nach Richtungsunterschieden und Kirchenangehörigkeit, wenn er nur unter „Brüdern im Herrn“ war. Er klagte auch nie, daß er aus Zeitmangel nicht die Kinder Gottes da und dort aufsuchen könne. Weil er wußte, „die Gemeinschaft der Heiligen ist mein Halt“, meine Kraftquelle, darum machte er es möglich, darum hatte er einfach Zeit. Und er hatte nach solcher Stärkung im Kreise der Brüder nur noch mehr Zeit und Kraft für all seine andern Aufgaben.

So versammelte er z. B. jede Woche einmal die Führer der Gemeinschaften von Groß-Frankfurt in seinem Hause zu Aussprache und Gebet. Da konnte es denn wohl vorkommen, daß er zu ihnen sagte: „Brüder, am Sonntag habe ich über den und den Text zu predigen. Wie würdet Ihr das anfassen?“ So

war er wirklich begierig zu empfangen, trotzdem er meist der Gebende war.

Uns Kindern wird es unvergeßlich sein, wie wir uns oft in den Ferien mitten auf einer fröhlichen Wanderung plötzlich in einer niedrigen, engen Bauernstube fanden in einem Kreis von Menschen, die wir und auch unser Vater — das wußten wir — noch nie gesehen hatten. Und dann — es ging immer wie eine Beruhigung über unsere Herzen — sahen wir, wie diese fremden Leute, die oft einen uns unverständlichen Dialekt sprachen, gleich sich mit unserm Vater verstanden, gleich gut Freund mit ihm zu sein schienen. Sie setzten sich gemeinsam um den Tisch, und sie hörten andächtig dem zu, was er sagte, und er lauschte dankbar dem, was sie aus ihrer Erfahrung redeten. Sie sprachen ja von einem gemeinsamen Gut, ihrem kostbarsten Schatz: Jesus Christus. — Als wir klein waren, verstanden wir wohl nicht viel von dem, was sie besprachen, aber es war uns wohl und feierlich dabei, wir spürten heiligste Ewigkeitslust. Aber erst später wurde uns klar, daß unser Vater in diese „Stunden“ nicht aus Versehen geraten war, sondern daß er sie bewußt aufsuchte, weil er wußte, daß sie Kraftquellen für ihn bedeuteten. —

Da war das „de Neufville-Stündle“. Herr Karl de Neufville, aus einer angesehenen Hugenottenfamilie stammend, war einst als junger Mann zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach Amerika gegangen. Dort wurde er von dem Evangelium so erfaßt, daß er, als er nach Frankfurt zurückkehrte, „ganz Frankfurt aus den Angeln heben wollte“. Allen wollte er seine Freude und sein Glück gönnen, wie es im Lied heißt:

„Wüßtens doch die Leute,
Wie's beim Heiland ist,
Sicher würde heute
Jeder noch ein Christ . . .“

Aus diesem Eifer für das Reich Gottes entstand damals das bekannte Vereinshaus „Nordost“ in Frankfurt. In seiner eigenen Villa hat Herr de Neufville auf Anregung von Elias Schrenk eine Stunde des Gebets eingerichtet für alle, die solche Gemeinschaft lieben. Es wird erst gesungen, gebetet, dann liest der

Hausherr einen Bibelabschnitt. Man spricht ein wenig dazu, und zum Schluß vereinigt man sich zum Gebet. Dieser Kreis war für Vater eine Oase im Arbeitsgetriebe der Großstadt-pfarrei. So oft er konnte, ging er hin, oft viel zu spät, wenn er aufgehalten wurde. Manchmal reichte es nur, wie er scherzend sagte, zu einem „gesegneten Amen“. Er brauchte die Gemeinschaft. Oft holte er Mutter aus der Küche, auch wenn sie „unabkömmlich“ war. Denn er wußte, wie nötig es sei, aus allem Irdischen in eine andere Welt zu treten, „daß uns werde klein das Kleine, und das Große groß erscheine“.

Auch in seiner eigenen Gemeinde hatte Vater einen kleinen Gemeinschaftskreis. Jeden Sonntag nachmittag kam man zusammen und sprach sich aus über Gottes Wort. Wer etwas zu sagen hatte, ergriff das Wort, der Pfarrer und der Küster, der Besuch, der gerade im Pfarrhause war und mitgenommen wurde, dieser oder jener aus der Gemeinde, dem es um Vertiefung zu tun war. Es ging einem jeden wie dem Paulus nach Röm. 1, 12: „. . . das ist, daß ich samt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir untereinander haben.“ Es kam da in dieser Stunde nicht darauf an, ob viele oder wenig teilnahmen. Aber das war uns allen wichtig, daß wir etwas spürten „von der Gemeinschaft des heiligen Geistes“.

Erfrischend war es für Vater dann aber auch wieder, wenn ihn seine Arbeit in großes und blühendes Gemeinschaftsleben hineinführte. Ich denke an das Wuppertal, den Niederrhein oder auch an Tage wie die Zersteegensruh-Konferenz in Essen und Mülheim, bei der Vater kurz vor seinem Tode sprach. Wie strömen die Menschen zusammen im Dilltal zu den großen Gemeinschaftsfeften! Von fern und nah kommen sie zusammen zu den großen Missionsfeften in Bünde im gesegneten Ravensberger Lande.

Besonders lebendig ist nach der Seite hin das Siegerland. Mit viel Freude erzählte Vater ein kleines Erlebnis von dort. Irgendwo in einem kleinen siegerländischen Städtchen ist Missionsfest. Vater, der die Festpredigt zu halten hat, kommt spät

in der Nacht mit dem letzten Zuge an und geht in ein Gasthaus, dessen Portier er an der Bahn entdeckt hat. Er ist todmüde und will recht ausschlafen. Aber um 7 Uhr wird an die Tür geklopft: „Aufstehen!“ Er denkt: „Das muß wohl eine Verwechslung sein,“ dreht sich um und will weiterschlafen. Aber es gibt kein Erbarmen. Immer und immer wieder heißt's „Aufstehen!“ Etwas ärgerlich erhebt er sich, zieht sich an und geht in die Gaststube. „Na, was ist denn bei Ihnen los? Warum darf ich denn nicht ausschlafen?“ „Ja, wissen Sie, heute ist hier Missionsfest. Da darf alles mitgehen, wir, die Wirtsleute, die Kellner, die Zimmermädchen und der Portier. Deshalb müssen heute ausnahmsweise die Gäste das Opfer bringen und früher aufstehen, damit wir bis zum Gottesdienst fertig werden.“ Da hat sich Vater gefreut über solchen Geist, und dann hat er gelacht und gesagt: „Ja, von dem Fest weiß ich wohl. Ich bin nämlich der Festprediger.“ Da war das Erstaunen und die Freude auf Seiten der Wirtsleute, und sie haben ihn gepflegt, „wie einen Engel Gottes“. Ja, wenn sie gekonnt hätten, hätten sie ihm den gestörten Schlaf ersetzt. —

Ganz besonders lieb war unserm Vater seine zweite Heimat, das schwäbische Land. Nicht nur um seiner äußeren Schönheit willen — wie wundersam herrlich sind sie doch, die weiten Wälder, die hohen Berge mit ihren Ruinen, die tiefen, einsamen Täler und die Felsen mit dem weiten Blick ins Land —, sondern vor allem um des lebendigen Gemeinschaftslebens willen, das hier pulsiert. Davon einige Bilder:

Wir haben einen Tag lang Wald und Feld und Sonne genossen. Nun kehren wir ins Dorf zurück. Überall sind fleißige Hände beschäftigt, die Straßen zu fegen und alles schön zu machen, denn morgen ist Sonntag. Wir gehen hinein ins alte Schulhaus. Während wir oben beim Abendbrot sitzen, geht unten immer wieder die Tür in dem Schulsaal. Da kommen sie herein zur „Stunde“, alte, gebückte Weiblein mit dem schwarzen Kopftuch und junge, kräftige Mädchen, Männer mit blondem und braunem Haar und alte, schon Ergraute. Und dann fängt die Stunde an. Wir haben uns auch in die etwas

engen Schulbänke gezwängt. Vorn auf dem Katheder sitzt der Leiter der Versammlung, ein älterer Bauersmann, um ihn die führenden Männer. Unter sie hat sich nun Vater gesetzt. Die Stunde beginnt. Der Leiter liest das Lied vor, und kräftig singen's alle nach. Ein einfaches, kindliches Gebet. Und dann wird der Bibelabschnitt vorgelesen, der besprochen werden soll. Der Leiter gibt das Wort bald an Vater weiter, und aller Augen glänzen. Das sind für sie alle Festtage, wenn er unter ihnen ist und in seiner einfachen, natürlichen Art wie zu seinen Geschwistern oder Kindern spricht. Aber dann bittet er die andern, weiterzumachen. Und wie sie ihm zuhörten, so hört nun er dem zu, was die Brüder herzubringen an Auslegung, an Erfahrungen, an Ermahnungen.

Ein andermal heißt es: Morgen ist Monatsstunde in Würtingen. Morgens in aller Frühe fährt ein Leiterwagen vor, und im Nu ist er besetzt: die ganze Familie, Große und Kleine, einige Männer und Frauen, die auch mitwollen, ein paar Tanten oder Onkel, wenn sie sich freimachen können. Und nun die köstliche Fahrt in den lachenden Sommertag. Durch grünen Wald die steile Steige hinab, durch das saubere Städtchen Urach, wieder hinaus auf die weiße Chaussee. Langsam beginnt die Straße zu steigen. „Das wird den Pferden zu viel,“ sagt Vater und steigt ab, und ihm nach alles, was laufen kann. Da geht's denn durch herrliche Waldwege bergan, die Vögel singen, der Himmel über uns strahlt: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Oben treffen wir wieder den Wagen, und in fröhlichem Trab geht's weiter. Jetzt wird tüchtig gesungen, und schon kommt Würtingen in Sicht. Am Dorfeingang stehen sie schon, die uns mit Freuden erwarten: der Bauer soundso, das Dorle, Frau Witwe N. und wie sie alle heißen. „Geht auch mit uns!“ heißt's dann von allen Seiten, und vor lauter Gastfreundschaft kommt man recht in Not, wo man nun hin soll. Da wird das Heer geteilt: „Ihr geht dahin, ihr dorthin, und ihr zu jenen“ usw., und freudestrahlend ziehen die Gastgeber mit ihren Gästen ins Haus, wo in der niedrigen Wohnstube auf dem Tisch die gute Muddelsuppe dampft. Da sitzen auch schon andere liebe Gäste, die

von Neutlingen, von Holzelfingen und von allen möglichen -ingen und Himmelsrichtungen kommen. —

Es ist ein Uhr. Heiß brennt die Sonne. Aber in der Kirche ist's schön kühl. Hier kommt nun alles zusammen. Bald sind sämtliche Plätze besetzt. Unten die Frauen, oben die Männer und vorn auf den Altarstufen auf Stühlen die leitenden Brüder. Die zwei Stunden gehen im Fluge herum, denn jeder redet kurz und packend in seiner Mundart. Da werden nicht leere Worte gemacht, da spricht man von den Wirklichkeiten unseres Glaubens. Oft ist's dann aus dem Herzen gesungen:

„Halleluja, welche Höhen,
Welche Tiefen reicher Gnad',
Daß wir dem ins Herze sehen,
Der uns so geliebet hat . . .“

Von einem ganz besonders schönen und gesegneten Tag erzählt eine unserer Schwestern:

Ein Volksfest besonderer Art ist der Kirchweihmontag in Hülben. Nicht auf buntgeschmücktem Festplatz sammeln sich die Scharen; in der schlichten Dorfkirche kommt man da zusammen. Nicht schmetternde Fanfaren und lustige Tanzmusik ertönt; ernste, herzerquickende Choräle ziehen dein Herz himmelan. Nicht in einen wirren Strudel von schwächenden, lachenden und schreienden Burschen und Mädels, Kindern und Alten kommst du. In kleinen Gruppen pilgern still und geordnet Frauen und junge Mädchen zum Gotteshaus. Die da kommen, wollen auch nicht laute Lust und rauschendes Vergnügen. Sie wollen Freude, die sie stärkt, ihnen Kraft gibt für ihr Leben, für ihr Arbeiten und Schaffen, für ihr Sorgen und Leiden, ihr Tragen und Überwinden. Drum suchen sie das Gotteshaus, weil sie wissen: „Die Freude am Herrn ist meine Stärke.“ Aber was finden sie an jenem Tag im Gotteshaus?

Vor vielen Jahren richtete ein Vater Kullen eine große „Stunde“ an diesem Tage ein. Er sah, wie andere am Kirchweihfest alles aufboten, um die Leute zu erfreuen. Da wollte er den jungen Mädchen und Frauen, die bei diesem bunten

Treiben nicht mittun wollten, auch einen Festtag bereiten. Viel liebe „Brüder“ des Landes sollten an diesem Tag zusammenkommen und zu den Frauen aus dem Schaß ihrer Erfahrung heraus, aus Gottes Wort und seinem Reichtum reden und sie einen Blick hineintun lassen in eine Herrlichkeit, die himmelhoch über irdischer Lust und Freude steht. Und viele waren dankbar dafür. Alljährlich kamen mehr, und nun füllen sie an diesem Tage die Kirche bis auf den letzten Platz.

In dieser „Stunde“ war auch unser lieber Vater in seinem Element. Da war er ein „Bruder“ unter „Brüdern“, ein Vater der Jugend, ein Seelsorger der Frauen.

Unvergeßlich wird mir der 20. Oktober 1919 sein, an dem ich auch einmal dabei sein durfte. Schon allein die Gastfreundschaft im „Alten Schulhause“ war Erbauung. 78 Mittagsgäste hatten sie, und beim Kaffee hörte ich mit Zählen auf, als einmal die Hundert überschritten war. Und für diese Menschenströme trug man Stühle und Tische herbei, deckte immer wieder aufs neue, trug ihnen auf, bis sie satt waren, redete sogar mit jedem einzelnen, kurz, erwies ihnen alle Liebe, soviel als nur möglich war in der kurzen Zeit. Ein rechter Gottesdienst. Da sah ich aber auch, wie lieb alle unseren Vater hatten.

An jenem Tage leitete er die Stunde. Wie alljährlich wurde zuerst das Lied aufgesagt, das im Vorjahre zum freiwilligen Lernen aufgegeben war. Diesmal war's das Lied:

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' Gottes, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet,
Gott weiß es, und Gott schüzet,
Er schüzet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh' ich die Welt noch sah,
Eh' ich mich selbst noch kannte,
Eh' ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hilfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden,
Die Lust der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig wie mein Geist besteht.

Was dieses Glück vermehret,
Sei mir von Dir gewähret;
Gott! Du gewährst es gern.
Was dieses Glück verlehet,
Wenn's alle Welt auch schähet,
Sei, Herr, mein Gott, mir ewig fern.

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott,
So harr' ich und bin stille
Zu Gott, denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur gescheh', o Gott.

Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich. (Gellert.)

Ehe dann das Jahreskapitel aus der Bibel an die Reihe kam, fügte Vater noch ein paar Worte ein, lebte er doch immer in einer Überfülle geistlicher Gedanken. Er erzählte, ein chinesischer Christ habe einmal gesagt: „Wenn ich am Sonntag im Gottesdienst bin und Gottes Wort höre und mit der Gemeinde singe und bete, dann ist mein Herz so groß wie eine Kirche; daheim aber, bei meiner Arbeit und in der Unruhe des Werktags ist's

so klein wie ein Körnlein Reis.“ Darum laßt uns Gott bitten, daß es bei uns nicht so sei. Er gebe uns Kraft, dies Lied, das wir eben gehört haben, auch d a h e i m zu singen.

Dann forderte Vater die Mädchen auf, das ausgemachte Kapitel aus der Bibel (Psalm 73) aufzusagen, an das er dann seine Katechese angeschlossen, deren Grundzüge mir noch im Gedächtnis geblieben sind und die ich, soweit mir's möglich ist, hier wiedergeben möchte:

„Zweimal kommt in diesem Bibelabschnitt ein Wort vor, das zwar klein ist, aber doch dem ganzen Plan das Gepräge gibt: das kleine Wörtchen „dennoch“. Wir kennen's alle und wissen, wie man's im Eigensinn gebrauchen kann, wie auch Gott gegenüber in unserem Herzen solch ein Wort des Trostes aufsteigen kann. (Beispiel aus der Bibel: Jona, Pharao, Petrus usw.) Aber es tut nicht gut, ihr lieben Frauen und Mädchen, aus eigener Erfahrung kann ich euch sagen, daß wir uns unseren Lebensweg am schwierigsten und für uns am schwersten gestalten, wo wir solch trotziges „dennoch“ sagen. Wir ersparen uns manchen Umweg und viel Leid, ohne dies „dennoch“ der Auflehnung und des Eigenwillens. Aber hier im Psalm bedeutet dies Wort etwas ganz anderes. Hier ist es ein Ausdruck des Glaubens und des festen Willens, sich an Gott zu halten und bei Gott zu bleiben.

In welchen Fällen kommt ein Christ dazu, dies gläubige „dennoch“ zu sagen? Wenn er in der Anfechtung ist und Zweifel seine Seele bedrängen, dann kann dies „dennoch“ seine Erlösung sein, seine Hilfe aus der Not und sein Halt werden. Aber wer kann nun solch „dennoch“ sagen? Wer reines Herzens ist. Was versteht der Psalmist unter einem reinen Herzen? Ein Herz, in dem der Geist Gottes regiert, ein Herz, das ganz auf Gott gerichtet ist (das Herz des Zöllners z. B.). Freilich, wenn wir auch Gott in unser Herz haben einziehen lassen, geht es nicht ohne Flecken, ohne Fehlwege ab, aber doch — wenn es auf Gott gerichtet ist, haben wir die Kraft zu sagen: „Dennoch habe ich Gott zum Trost.“ (Hiob, drei Männer im Feuerofen, Paulus, Luther.)

Was für Zweifel bedrücken den Psalmisten in unserem Kapitel? Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes. Geht's uns nicht auch so? Steigt nicht auch in unseren Herzen oft die Frage auf: Wie kann Gott dies oder das zulassen?

Aber sehen wir, wie der Psalmist von seinem Zweifel befreit wurde! „Er ging ins Heiligtum.“ Laßt uns doch das auch tun, und hören wir auf die Stimme eines Lersteegen, der es auch bezeugt: „Ins Heiligtum gehen ist der einzige Weg, um über seinen Zweifel Herr zu werden.“ Aber wie oft suchen wir auf andere Weise den drückenden Zweifel loszuwerden. Wir reden überall davon, wir reden mit anderen Menschen darüber. Aber davon wird uns das Herz nicht leicht, im Gegenteil, es geht uns so, wie wenn man in einer Pfütze rührt. Alles wird nur noch trüber und undurchsichtiger.

Laßt uns doch ins Heiligtum gehen! Was heißt das aber? Vor Gott treten! „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, laß mich so, still und froh, deine Strahlen fassen und dich wirken lassen.“ Allerdings, man muß das Gotteslicht ertragen können. Da sieht man in seinem Strahl all seine Flecken und Fehler. Da wird man klein, aber auch in seiner Gegenwart froh, daß man weiß: „daß ich einen Heiland habe, der vom Krippelein bis zum Grabe, bis zum Thron, da man Ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört“. „Im Heiligtum, in der Gegenwart Gottes wächst das schöne: „Dennoch bleibe ich stets an dir,“ auch bei allem Kreuz heißt's dann: „Du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele versmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ —

Das war wohl in Kürze das, was unser lieber Vater sagte. Aber es waren nicht nur Worte, es war Kraft, die Jahre hindurch die Probe hielt und sich je länger je mehr bewährte, weil sie aus Gott kam und zu Gott führte. Das sollte ich erst viel später erfahren. Im Sommer 1922 machte meine liebe Mutter einen Besuch bei einem Weiblein in Hülben. Angst war's ihr auf

den Besuch, denn nichts als Not erwartete sie zu finden; denn sie wußte es ja, die arme Seele ist krank, gelähmt, mittellos, einsam, fast ohne Hilfe. Aber was findet sie? Bei allem äußeren Elend ein strahlendes Menschenkind, dem Gottes Friede aus den glücklichen Augen leuchtet. Und dankbaren Herzens sagt sie's meiner Mutter, daß der größte Halt in ihren Sorgen, die immer wieder neue Hilfe in ihren Nöten, die stets sichere Stütze für ihr Herz dies „dennoch“ ist, das ihr damals unser Vater ins Herz hineinrief, und das dort auf guten Boden fiel und seither lebte und köstliche Früchte trug. — Was Wunder, daß meiner lieben Mutter die Angst verging und auch ihr Herz von Freude und dem köstlichen Trost erfüllt wurde: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir Aleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“

*

Bezeichnend nicht nur für Vaters Beziehungen zu jenen „Stillen im Lande“, sondern auch für den feinen Geist, der unter diesen Leuten herrscht, ist ein köstliches Erlebnis, das dieselbe Schwester erzählt:

Auf dem Bahnhof in Meßingen stand ich. Da kommt ein Bauersmann auf mich zu — er ist im Sonntagsstaat — und zieht den Hut und sagt: „Grüß Gott. Se sind doch die Tochter vom Herr Pfarrer Busch?“ — Du glaubst nicht, wie wohl es tat, auf dem fremden Bahnhof seine strahlenden Augen zu sehen, die deutlich sagten: „Ich bin froh, daß ich dich sehe!“ Aber die Augen redeten jetzt nicht weiter, nun mußte sein Mund, so schwer es ihm offenbar fiel, weitersprechen. Stockend langsam kam's heraus: „Des hat mir der liebe Gott geschenkt, des, daß i Sie heut seh — i — i — bin — mei Schwiegervater hat me neulich begrabe in W... , und do ist der Herr Pfarrer Busch bei der Leich gwese, Sie und — und des hat mi so arg gfreut, und i han denkt, und i möcht halt und's wär mer recht — i tät so gern dem Herre a Freud mache. Jetzt saget Se et au, i möcht Se bloß froga — meinest Se et au, i könnt — I han an paar Pfündle Bohne daheim, die tät i em so gern gebe,

tät er die vielleicht annehme?“ Annehmen! Welche Frage! Natürlich, er ahnt nicht, welch Festmahl eine richtige Bohnensuppe für uns Städter ist. (Es war während der Hungerzeit im Kriege.) Aber solch Geschenk ist zu üppig: Es ist Sommer vor der Ernte, er hat Kinder — er brauchts selbst! Nein, es geht nicht; ich weiß, daß ich's nicht annehmen darf und versuche, nach Kräften ihm zu danken und das Geschenk abzuwehren. Aber nein, er wußte, was er wollte: „Möget Se Bohne oder net?“ Da mußte ich schon Farbe bekennen. „Also no krieget Se se! Und wenn Se se net holet im Vorbeigehe, no muß i se halt bringe! Adjö!“ Ganz glücklich erzähle ich mein Erlebnis im Schulhaus, und im hohen Rat der Familie wird die Sache beredet und endgültig beschlossen: Mädi fährt morgen nach Neuhausen und holt die Bohnen, denn 's ist offenbar, daß der Bruder sie uns geben will. Also gut! Erledigt! Ich werde gehen, und ich freue mich darauf.

Aber am nächsten Morgen, als die Fahrt losgehen soll, da ist von der Freude nicht mehr viel da, allerhand Sorgen bedrücken mein Herz: Ist es nicht unverschämt, den Leuten ins Haus zu fallen? Was soll ich mit ihnen reden? Wie vor allem soll ich sie finden, weiß ich ja weder, wo der Mann wohnt, noch wie er heißt, nur daß sein Schwiegervater von W. . . . ist und er ein Stundenmann, nicht wahr, ein bißle sehr wenig zum Finden? — Aber wie ich ins Tal wandere, geht eine um die andere Sorge ganz heimlich und leise weg, und das Herz ist auf einmal wieder voll Freude. Es kann ja aber auch gar nicht anders sein, wenn man so Schönes um sich sieht. Ich gehe durch einen herrlichen, grünen Wald dem Tal zu auf einem breiten Wege, der „Uracher Steig“. Wie oft ich da wohl schon gegangen bin? Nicht zu zählen ist's. Drum ist's auch kein Wunder, wenn fast jeder Baum, jedes Gesträuch mich wie ein Bekannter grüßt, ich habe alles schon so oft geschaut: Wenn wir in die Ferien kamen und müde nach der langen Bahnfahrt in Urach ausstiegen, war es allemal helles Glück, wenn wir auf die „Steig“ kamen. Da sahen die hungrigen Städteraugen sich satt an grünen Wiesen, an hohen Buchenwäldern, an Obstbäumen. Da sahen sie die

hohen Berge, auf denen sie das Paradies Hülben wußten. Wie eilte man da hinauf und bejubelte jeden bekannten Fleck, der einem halt immer wieder sagte: „Jetzt ist's schon wieder ein Stückle näher an Hülben,“ die Steinquetsche, dann die junge Lannenschonung, in der wir immer so gern „Water-, Mutter- und Kinderstämmchen“, je nach Größe, unterschieden. Rechts biegt der steile Richtweg, der „Bubeteich“ ab, auf dem die Arbeiter morgens herunterspringen der harten Arbeit zu. Jetzt kommen die vielen Windungen, und da guckt ja schon das kleine Fußwegle heraus, jetzt ist's nimmer weit. Noch einmal rafft man alle Kraft zusammen zum letzten anstrengenden Marsch, faßt die Kleinen an der Hand, und dann ist's gewonnen, und wir sind auf der Höhe. Jetzt sieht man das erste Haus, da kommt der Schulhauskirschbaum, und immer mehr häufen sich die bekannten Dinge, bis du vor dem Schulhaus stehst.

Und wieder hat uns die Steig gesehen, wenn wir am frühen Morgen zu weiter Wanderung auszogen. Da sah sie die große Geschwisterschar Arm in Arm dahergehen. Sie sangen mit den Vögeln in der Morgenfrühe um die Wette: „Wer recht in Freuden wandern will . . .“ „Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . .“ und vieles mehr. Sie sah den Glanz in unseren Augen, die weit sich öffneten für all die Morgenherrlichkeit, für das Tal, über dem noch feiner, weicher Nebel lag, für die Bergspitzen, hinter denen sich langsam ein rosiger Schimmer hob, und für die Grashälmlin auch, die königlich geschmückt mit funkelnden Tautropfen dastanden.

Die Steig sah uns auch wieder zurückkommen: Verschwunden ist die Marschordnung, die einen, die noch viel Kraft haben, laufen voran, andere müde Leute kommen langsam hinterdrein. Singen hört man auch nicht mehr, so viele Lieder sind heute schon in Feld und Wald ertönt. Reden und Plänemachen hat auch aufgehört. Der Tag mit all seinen Erlebnissen liegt ja hinter uns. Nur der Glanz in den Augen ist noch da, denn was haben die Augen nicht alles gesehen an solchem Tag, und was schauen sie jetzt noch beim hereinbrechenden Abend! Nebel ziehen herauf, füllen das Tal, bedecken die Wiesen, dunkel und groß

liegt der Wald da, und wenn man auf die Höhe kommt, bleibt man gerade stehen bei der leuchtenden Pracht des Sonnenuntergangs.

Und wieder sah uns die Steig auf dem Gang nach Urach zu dem lustigen Einkauf in den kleinstädtischen Läden, wo der Kaufmann schier vergeht, wenn er nicht weiß, wer man ist, und hunderterlei Fragen stellt, bis er alles weiß, was er wissen möchte — oder an heißen Tagen, wo man zur Schwimmanstalt in der Erms schlenderte und nachher so wonnig erfrischt bergauf sprang.

Oft hat sie uns gesehen, die alte Steig, bei Regen und Sonnenschein, Wind und drückender Hitze. Drum haben wir sie auch so lieb, und es ist uns bei ihr so, wie das Lied sagt: „Kein Bäumchen war, kein Heckchen, das nicht voll Träume hing. Wo nur ein Blümchen blühte, da blühten gleich sie mit, und alles sang und blühte mir zu bei jedem Schritt.“

Kannst du dir nun denken, daß mich auf der Steig an jenem Tage die Sorge verlassen hat? Bald sehe ich im Zug, und gar schnell ist der Ort da, wo's für mich „aussteigen“ heißt. Und nun? Wie jene Sarazenenfrau etwa kam ich mir vor, die „mit zwei Worten“ den geliebten Mann suchte und fand. Ich wußte auch nicht viel mehr zu sagen! „Ein Stundenmann ist er und sein Schwiegervater ist von W. . .“,“ damit wollte ich meinen Freund finden. Es ist Mittagszeit. Die staubigen, grell beschienenen Straßen sind vollständig verlassen und einsam. Aus den Häusern hört man ab und zu Stimmen und Geschirrkloppern — alles ist zu Mittag! Schon ein Lichtpunkt: Sie werden also wenigstens zu Hause sein, und gleich kommt noch ein zweiter Lichtpunkt hinzu in Gestalt eines alten Weibleins. Das kann ich um Auskunft bitten. Aber ich habe mich geirrt, kein bißchen Licht finde ich, nur dunklen Schatten. Wie ich auf sie zukomme und sie grüße, fährt sie gleich feindselig auf: „Lasset Se me in Ruh, i will gar nix wisse, i schwäk heut mit niemand!“ Und ging so schnell wie möglich weiter. Böse konnte man ihr nicht sein, der armen alten Frau, nur sehr, sehr leid tat sie mir, daß sie bei all der Arbeit und der Last ihrer Jahre noch so verärgert sein mußte.

Sicher hatte sie am Morgen Kummer erlebt, oder, wer weiß, hatte sie noch nicht zu Mittag gegessen, und mit leerem Magen freundlich sein, ist auch nicht so einfach. Was bleibt mir anders übrig, als weiter die Dorfstraße entlangzugehen? Da kam ein kleines Mädchen hinter mir hergesprungen. Es hatte mein Erlebnis beobachtet und fragte nun: „Was suchet Se, Freilein?“ und war ganz betrübt, als es mir nicht helfen konnte, aber mit dem wenigen, was ich wußte, konnte es auch nichts machen. Aber weiter, immer weiter! Das Ziel werde ich unbedingt finden! Das wurde mir bei allen Hindernissen merkwürdigerweise immer klarer. — Aber daß ein Dorf so ausgestorben sein kann! Gar nirgends ist jemand zu erblicken! Doch da in jenem Hofe regt sich was. Schnell gehe ich hin und richtig, eine Frau ist's, die offenbar Hausputz hält; denn um sie herum steht ihr ganzer Hausrat: Schränke, Schüsseln, Betten und Stühle, alles hat sie herausgetan. Sogar die Fensterscheiben hat sie ausgehängt und putzt sie eben eifrig. Sie hat sicher kaum gegessen der vielen Arbeit wegen, und ich traue mich kaum zu ihr hin. Aber wieder fand ich's: Frauen, die sehr viel zu tun haben, finden am meisten Zeit für andere. Voll Hilfsbereitschaft besann sie sich und — fand's heraus: „Des kann nur der N. N. in der Urachersträß sei! Do ganget se no hin. Rosale kom g'schwind und zeig dem Freilein 's Haus vom N. N. in der Urachersträß.“ Und ein kleines, frisches Bauernmädchen zeigte mir's. Nun war ich ja da! Voll Freude stieg ich dunkle, enge Treppen hinauf und hörte eine gleichmäßige tiefe Stimme. Fast auf der obersten Stufe konnte ich in die Stube sehen und erblickte ein solch wunderschönes Bild, daß ich am liebsten mäuschenstill stehen geblieben wäre, um es lange zu haben:

Denk dir eine rechte, echte Bauernstube, ziemlich niedrig ist die getäfelte Decke. In der einen Ecke steht ein riesiger Ofen, daneben ein wachstuchbezogenes Sofa, darauf sitzt er, mein Freund, der Bauer, hemdsärmelig. Man sieht's ihm an, er steht mitten in drängender Arbeit. Die Hacke lehnt neben ihm am Ofen. Aber jetzt spürt man nichts davon, jetzt hat er sich Zeit genommen, jetzt sitzt er da in heiligster Ruhe, auf dem Schoße liegt ein

dicke Buch, die harten, rauhen Hände halten es behutsam und sicher, daraus liest er vor. Und gegenüber in der Fensterecke, an der herum eine Wandbank läuft, sitzt sein Weib und seine Kinder am Tisch. Andächtig sind die Hände gefaltet und Aug' und Ohr auf den Vater gerichtet. Ist das nicht schön, wenn solch ein Mann Hauspriester sein kann und den Seinen und sich selbst solche Augenblicke des ruhigen Friedens und der Erquickung verschaffen kann? — Nun hat er mich leider gehört und steht auf und bittet mich, hereinzukommen. Wie leid tut es mir, Störung zu bringen, aber wie froh bin ich, als ich sehe, daß er sich nicht stören läßt und fortfährt, und daß ich nun dabei sein darf. Von den zehn Jungfrauen liest er vor. — Nun ist er fertig. Das Buch wird umständlich zugemacht, in den Schrank gelegt, und dann erhebt sich die ganze Hausgemeinde zum Gebet. Etwas Schöneres läßt sich kaum denken: Der Vater spricht ein Dankgebet, die Mutter sagt ein anderes, der älteste Sohn schließt sich ihr mit einem Dankspruch an, so geht's weiter von einem zum andern bis herunter zum kleinsten Mädele, das mit seinem hohen Stimmlein ein ganz kurzes Sprüchlein betet. Jedes hat ein anderes Wort aus dem reichen Schatz der Bibel gesagt, aber alle waren eins in dem Dank für Speise und Trank und Gottes gütige Erhaltung. Nun verstehe ich, daß das Leute sind, die verschenken können, weil sie alles, was sie haben, als Gnadengeschenk Gottes empfinden und es mit Dank bewahren.

Jetzt war die Andacht zu Ende, und ich wurde begrüßt über alle Maßen rührend. Die Frau sprang gleich in die Küche und brachte Kaffee und Brot und Apfel und fragte nach diesem und jenem. Inzwischen ging der Bauer weg und kam wieder mit einem großen Korb, stellte sich feierlich vor mich hin und fing an: „Jetzt muß i Ihne etwas sage. Vor me Jahr hot mei Bruder Hochzeit g'habt, no han i g'meint, i sollt ihm an Mehl spare und han a paar Saß Korn wegg'stellt und aufg'hobe, daß man mahle könnt zu de Hochzeitslaib. No ist d' neue Ernt komme, und i han g'meint, i hätt viel Saß, aber wie wir mahle wollet, sind lauter Würmle in dem Korn und immer mehr hänt die sich ausbreitet. I han mit Apothekersaß ausgspritzt und alles mög-

liche, aber nix hat g'holfe. Da han i mei Bibel g'nommen und die Stell im dritte Mose g'funde: „Wenn das Neue kommt, sollst du das Firne wegtun.“ Do han i mei Sach g'hätt. Also net Sorge hätte i solle und net des alt Sach aufhebe. Am selbe Tag no ist mers von der Bühne komme, und glei hat's mit de Würmle aufg'hört und an der Hochzeit hot au alles g'langt. Sehet Se, so isch mers gange. Und drum geb i die Bohne her, weil jekt die neue kommet. Aber net, daß Se meinet, i verschenks bloß, daß des Sach weg wäre, da könnt i's ja gut verkaufe. Daß i se dem Herr Pfarrer verschenk, sell ist no a andre G'schicht.“

Jekt machte er eine Pause und ging schnell hinaus, wie um sich zu erholen für die „ander' G'schicht“, und mich bewegte es, wie doch diese Leute in der Bibel und auch in äußeren kleinen Dingen nach der Bibel leben und so sehr glücklich dabei sind. —

Da kam er schon wieder, mein Freund, und brachte die „ander G'schicht“. „Sehet Se, wie mei Schwiegervater g'storbe ist, bin i em zur Leich. Und i bin gar net auf dem rechte Weg g'wese, wisset Se, innerlich mein i. I han g'meint, Gott hätt's doch da au anders mache könne und i han g'hadert alleweil. No wie i in der Stund de Herr Pfarrer Busch g'sehe han, han i so a Freud g'hätt, daß so a Herr komme ischt. Und wie er no g'sproche hat, ist mer's wieder ganz anders worde, ganz auf de rechte Weg bin i wieder komme. In han's grad so g'schickt nehme könne, was er g'sagt hat. Daheim no han ich in der Bibel g'lese: „Der aber unterrichtet wird mit dem Wort, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet“ (Gal. 6, 6). Drum geb i dem Herr Pfarrer meine Bohne.“ Und er stellte eine große Schüssel vor mich hin. Ich war ganz überwältigt von dem, was er gesagt hatte und schenkte. „S ist viel zu viel,“ kam es über meine Lippen, da war ganz ruhig die Antwort: „I han viel mehr empfangen,“ und daß ihm das Wahrheit war, sagten seine leuchtenden Augen. Wie im Traum bin ich zur Bahn gegangen und heimgekommen, immer sah ich den Mann vor mir, dem ein großes Glück aus den Augen schaut, wohl,

weil sein Herz in Gottes Wort lebt und seine Füße deshalb
sichere Tritte in der Welt tun.

Glaubst du, daß ich einen solchen Nachmittag nicht vergesse?

*

Der liebe Leser soll einen recht lebendigen Eindruck bekommen von dem gesunden, gesegneten Gemeinschaftsleben im Württemberger Lande. Darum möchte ich ihn bitten, mit mir noch eine „Stunde“ zu besuchen. Es ist ein besonderer Anlaß, der die vielen Stundenleute am 6. Juni 1921 zusammenführt in unserm Großelternhause in Hülben. Heute trägt man die liebe Großmutter Kullen zu Grabe. 15 Jahre lang war sie nach dem Tode ihres Mannes die Seele des Schulhauses. Das ist sehr seltsam. Denn sie war die letzten Jahre eine alte, blinde, gebrechliche Frau, die meist in ihrem Sessel saß und sich am alten Spinnrocken zu schaffen machte. Aber es erfüllte sich an ihr das Wort Jesu: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Nun hat sie nach schwerem Leiden der Herr heimgeholt. Da sind nun viele, viele herbeigekommen, die sie lieb hatten, und die von ihr Segen empfangen. Keiner aber von all den Brüdern hat sie so lieb gehabt wie ihr Schwiegersohn, unser Vater. Darum muß er die Stunde leiten, die sich an die Beerdigung anschließt. Man muß heute der vielen Gäste wegen in die Kirche gehen, denn der Schulsaal ist zu klein, die vielen zu fassen:

**Aus dem Gedächtnis nachgeschriebene Gedanken aus der Stunde
nach der Beerdigung von Großmutter Kullen.**

L i e d.

Der Hirt', am Kreuz gestorben,
hat Fried' und Heil erworben;
Nun heißt bei seinen Schafen
Das Sterben ein Entschlafen.
Ohn' Angst vor ew'gem Jammer
Sehn sie in ihre Kammer,
Zur Ruh' sich zu begeben
Auf frohes Wiederleben.

Sie legen ihre Glieder
In Ruhebettlein nieder,
Sie fallen ohne Kummer,
Wie Kinder, in den Schlummer.

Auf göttliches Erbarmen,
In des Erlösers Armen,
Versiegelt zu dem Erben,
Läßt sich's gar sanft hinsterben.

O Jesu, deine Gnade
Macht, daß kein Sterben schade;
Laß auf dein Blutvergießen
Mich einst die Augen schließen!

Laß mir auf dein Versprechen
Mein Herz im Glauben brechen;
Bewahre mein Gebeine,
Bis ich vor dir erscheine.

Dann laß mich froh erwachen,
Mach' meinen Mund voll Lachen,
Und laß mein neu Kleid glänzen,
Wie Lilien in den Lenzten!

Hiller.

Textverlesung: Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan werden. Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen (Jes. 35).

Lösung am Sterbetag: Ps. 40, 11; Apg. 4, 29. Text: 2. Kor. 5, 1–4: Wir wissen aber, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Und darüber sehnen wir uns auch nach unserer Behausung, die vom Himmel ist, und uns verlangt, daß wir damit überkleidet werden; so doch, wo wir bekleidet und nicht bloß erfunden werden. Denn dieweil wir in der Hütte sind, sehnen wir uns und sind beschweret; sintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern

überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben.“

P f a r r e r B u s c h : Ich möchte zunächst drei Dinge unterstreichen aus diesen großen, herrlichen Worten. Der Apostel hat darin ein wenig den Vorhang gelüftet und läßt uns einen kleinen Blick hineintun in das Land der Ewigkeit. Unsere liebe, entschlafene Mutter hat auch von Jugend auf diesen Blick in die Ewigkeit gehabt, verbunden mit der Sehnsucht nach dem neuen Leben dort. Und da ist es so groß, wie hier der Apostel schreibt: 1. „wir wissen“. Es handelt sich also nicht um ein Vermuten und ein leeres Hoffen, sondern um ein festes Wissen, wie es auch unsere Mutter gehabt hat. Ich muß es bis zum Schwören gewiß wissen, daß der Heiland mir gehört, und daß ich einmal Bürger des himmlischen Jerusalems werden darf. In allen schwierigen Verhältnissen ihres Lebens hat sich die liebe Entschlafene entschieden zum Heiland gehalten, nicht viel von sich selbst, aber vom Herrn alles gehalten, das ist echte Christenart. 2. Das ernste Wörtchen „entkleidet“ möchte ich noch besonders herausheben. Wie wurde unsere liebe Mutter, diese tätige, energische Frau, zuletzt von allem entkleidet. Wenn wir an so manches schwere Kreuz in ihrem reichen, glücklichen Ehestand denken, vor allem, daß ihr ältester Sohn den Weg des Leidens gehen mußte! Und daß schon vor 15 Jahren ihr Gatte von ihr ging, was schließt solch ein langer Witwenstand in sich! Zuletzt, als es dann an ihren Leib ging und sie erblindete! Stellen wir uns hinein, was das für solch ein fleißiges Menschenkind bedeutete! Und diese hilflose Leidenstiefe, wo sie sich heben und tragen lassen mußte in den letzten Monaten! Schließlich steigerten sich die Schmerzen so, daß ihr die jublierende Glaubensfreudigkeit verdeckt wurde, und ihr nur noch der Schrei zum barmherzigen Gott und Heiland blieb. Unwillkürlich mußte man es als Qual für sie empfinden! Tat das Gott, um sie zu quälen? Nein, um sie zu erziehen, daß sie immer reifer herauswachsen möchte für die Ewigkeit und allein abhängig würde von der Gnade und dem Erbarmen Gottes. 3. Unsere Wallfahrt nach der Heimat soll erfüllt sein von dem Begehren, „I h m w o h l -

zugefallen". Das konnte man bei der lieben Mutter spüren, sie lebte nicht, Menschen zu gefallen, das Wohlgefallen Gottes ging ihr über alles. Sie fürchtete sich darum auch nicht, den Menschen gründlich die Wahrheit zu sagen. Wenn etwa faule Menschen ihr begegneten, da hörte bei ihr alle Gemütlichkeit auf. Dieser innerste Herzenswunsch, Gott zu gefallen, machte sie so treu in allen Dingen, bis ins äußerste Verhalten und Verwalten hinein, im Dienst an so vielen Brüdern und Schwestern, die ins Haus kamen, an den Armen und Kranken und vor allem auch im Dienste der eigenen Familie. Unser Hülbenener Schulhaus wäre im letzten Jahrhundert nicht das gewesen, wenn nicht solch eine Mutter mit dem ernststen, klaren Sinn, „Ihm wohlzugefallen“, darin gewaltet hätte. Möchte uns ein gleiches Begehren und eine gleiche Glaubensgewißheit zuteil werden.

Inspektor Luz: Mir ist heute das „Wir freuen uns“ zu Anfang des Einsegnungsgebetes so groß geworden. Ach, teure Geschwister, ist es nicht herrlich, wenn man das am Sarge einer Mutter vor Gott sagen kann, und die Kinder haben's selber gesagt im Gedanken an das: „wir wissen“. Diese selige Gewißheit war auch so erhebend ausgedrückt in dem Lied: „Tod, mein Hüttlein . . . meine Schulden sind gebüßt!“. Wir Gemeinschaftsleute möchten auch einstimmen in den Dank gegen Gott über das, was die liebe Mutter Kullen nicht nur ihren Kindern und Kindeskindern, sondern auch uns allen gewesen ist. Die Mutter eines Gemeinschaftshauses ist heimgegangen, deren Herzpunkt war, Ihm wohlzugefallen, die den Blick stetig auf den Heiland gerichtet hatte. Worin lag das Geheimnis ihrer Liebe und Freundlichkeit? Weil sie in der Gnade und Rechtfertigung ihres Heilandes froh war.

Und wie vielen hat sie mit ihrem Licht geleuchtet. Da war keine Trennung zwischen Wort und Dienst. Wie viele hat sie mit ihrer Liebe getröstet, aufgerichtet und zurechtgewiesen mit echt seelsorgerlichem Verständnis. Daran fehlt's oft bei uns. Und das Schulhaus hatte eine Mutter und Priesterin.

Lied.

„Himmelan, nur himmelan
Soll der Wandel gehn.
Was die Frommen wünschen,
Kann dort erst ganz gescheh'n;
Auf Erden nicht.
Freude wechselt hier mit Leid;
Nicht' hinauf zur Herrlichkeit
Dein Angesicht.“

Adolf Bader von Unterhausen: Ich bin gerade in den letzten Tagen viel mit der Verstorbenen umgegangen, bis ich die Karte bekam, daß sie heimgeholt worden ist. — Mir ist's in den 20 Jahren, in denen ich hierher kam, tief zum Eindruck worden, wie ruhig und getrost die liebe Mutter immer war, und wie sie stets ein ermunterndes Wort bereit hatte. Ich bin einmal nach längerem Leiden noch elend nach Hülben gekommen, da hat die liebe Mutter Kullen zu mir gesagt: „Ach, 's wird wieder besser!“ Solch ein Zuspruch kann einen auf dem halben Lebensweg begleiten. Wie hat er mir damals so wohlgetan! Wir wollen's uns recht merken, vom eigenen Leiden wegsehen und anderen zusprechen. —

Das „wir wissen“ ist mir noch so wichtig, jeder Tag bringt uns also näher zur Heimat. Und wer weiß, wo er eine Heimat hat, der wird sich auch viel mit dem Gedanken an sie beschäftigen, und da gibt's dann allemal wieder einen Lichtblick, eine Öffnung, und so brauchen wir nie hoffnungslos, freudlos, friedlos oder ruhelos zu sein. Unsere Beschwerden nimmt uns freilich unser Heiland nicht immer weg. Deshalb wächst die Sehnsucht nach drüben. Und dann beten wir darüber, so werden wir ruhig und können's aushalten. Es ist ein köstliches Wörtle in dem Vers:

Indeß ist abgemessen
Die Last, die uns soll pressen,
Auf daß wir werden klein.
Was aber nicht zu tragen,
Darf sich an uns nicht wagen,
Und soll's auch noch so wenig sein.

So hat der Heiland unserer lieben Frau Kullen in ihrem großen Haushalt immer wieder durchgeholfen. Einmal war's an einer Konferenz, daß ich einen besonders tiefen Eindruck mitnahm; es war am gleichen Morgen ein großes Unglück im Stall passiert. Aber niemand von all den Gästen hat etwas davon merken dürfen, so ruhig und geordnet ging alles seinen Gang. Da mußte ich beim Heimgehen sagen: heute haben wir wieder etwas gelernt, bloß beim Durchlaufen durch solch ein gottgeweihtes Haus merkt man's halt, daß es vom Frieden Gottes regiert wird. — Und wenn's zulezt auch ganz dunkel um die liebe Frau Kullen geworden ist, es ist ihr doch gegangen wie dem Bergmann, der über seinen dunklen Schacht hinaussieht und über den Wolken die Sterne entdeckt, die ihn ruhig und getrost machen.

Andreas Klein von Owen: Wie ich die Karte bekam, habe ich denken müssen, jetzt hat der Herr wieder einer Seele auszuweichen dürfen zu seinem himmlischen Reich, ihm sei Ehre in Ewigkeit. Aber uns ist eine Mutter in Israel genommen. Viel Liebe hab' ich von ihr in den 40 Jahren, wo ich ins Haus kam, erfahren dürfen. Ihr oft schweres Kreuz hat sie in die Gnade hineingeführt, und sie hat Gott mit sich machen lassen. Darin hat sie Ihm wohlgefallen, daß sie ihm ganz folgsam war.

Sie war die Trägerin unserer Gemeinschaften und Konferenzen. 'S war ihr immer ein Schmerz, wenn sie so schwach besucht waren, und sie hat sich bei jedem so herzlich bedankt, der gekommen ist. Wir wollen dieses Erbe unserer Väter hochschätzen und nicht aussterben lassen. Zwinget euch auch zum Kommen! Ich bin noch nie ohne einen rechten Segen heim. Wenn wir uns der Gnade aufschließen und dem alten Menschen nicht so viel Gehör schenken, so kann Gott uns segnen und treu machen.

Ludwig Neusch: Wer will uns diese Mutter ersetzen? Sie hat auf priesterlichem Herzen ihre eigenen Kinder und die ganze Gemeinschaft getragen. Wer will in die Lücke treten? Sie war eine Königstochter. Übernehmt etwas von ihrem Priesterstand. Bei der Beerdigung vom alten Herrn Kullen

sagte Herr Liebendörfer, er möchte auch einen Anteil an dem Erbe, das er hinterlassen habe, von seiner Liebe! Mit der lieben Mutter Kullen geht viel. Ich möchte euch aufmuntern, nehmet von ihrem Priestererbe mit!

L a u r m a n n , Dettingen u./Teck: Wenn uns der Herr in die Demut führt und so ganz auszieht, so wollen wir uns auch einverstanden zeigen, nicht jammern, Klagen, sondern uns den Erziehungsstand hier gefallen lassen. Eine 40 Jahre bettlägerig kranke Sichtsleidende hat kürzlich zu mir gesagt: „Mein Freund hat mich königlich ausbezahlt.“

C h r i s t n e r aus Holzelsingen: „Gott Lob und Dank“ dürfen wir sagen, daß wieder eins hinübergerettet ist. Es ist etwas Großes, wenn das Glauben ins Schauen verwandelt wird. Wir möchten doch auch zu denen gehören, die einen Bau, von Gott erbauet, zu erwarten haben, und es ist ein Glück, daß wir ihn nicht selber aufbauen müssen, sondern daß Gott der Baumeister ist. Aber dabei sein müssen wir, und es soll uns ein täglicher Gebetsgegenstand sein, daß wir dieser Hoffnung gewiß sein dürfen.

Himmelan walt neben dir
Alles Volk des Herrn.
Trägt im Himmelsvorschmack hier
Seine Lasten gern.
O schließ' dich an!
Kämpfe drauf, wie sich's gebührt!
Denke, nur durch Leiden führt
Die Himmelsbahn.

S t a d t p f a r r e r L a n g : Der Apostel korrigiert sich selber, wenn er schreibt: „Uns verlangt, daß wir damit überkleidet werden, so doch, wo wir bekleidet und nicht bloß erfunden werden.“ Er empfindet den Wunsch, von dem Lichtkleid überkleidet zu werden ohne Ausziehen des Sterblichen als zu weich mit sich selber. Das war auch ein besonders hervortretender Zug an der lieben Heimgegangenen, daß sie gegen sich in keiner Weise weich war. Ihrem Dienst gehörte sie ganz, und wie viele Liebe hat sie dabei flüchtig gemacht. Wenn ich nun denke an uns Seminaristen, die wir doch oft als schwankendes Rohr zu ihr kamen.

Wie hat sie uns mit ihrer Liebe umfaßt! Jede Rücksichtnahme auf sich selbst trat bei ihr ganz zurück, und das konnte sie, weil sie Ihm ihr Kreuz nachtrug. Und so kam in allen Lagen ihr Herz voll Liebe zum Vorschein. Ich möchte bei ihr, trotzdem sie eine Frau war, von einem männlichen Glauben reden. — Ein Wort von ihr ist mir auch noch geblieben: „Kinder, sterben ist nicht schwer, aber leben!“ Sie meinte damit, der Führung Gottes nachgehen, wenn der Weg so klar vorgezeichnet ist wie beim Sterben, ist leichter, als schwere Entscheidungen treffen, die uns selber auferlegt werden. Da ist es so tröstlich, daß uns Gotteskinder der Blick in die Herrlichkeit offensteht, und daß wir hier schon das Pfand, den Geist, haben für das Erbe, das uns dort erwartet. Hier wandeln wir noch im Glauben. Aber wir haben Mittel an der Hand, und die hat die liebe Mutter fleißig benützt: Aus der Bibel und den alten Vätern hat sie die weise Urteilskraft geschöpft, die sie so ganz besonders auszeichnete. Wenn wir Seminaristen oft von allerhand modernen, wohl ernstesten, guten Büchern begeistert waren, die aufs Gefühl so großen Wert legten, so führte sie uns aufs einfache Hausbrot der Bibel zurück. Das war ihre Lebensspeise, davon zehrte und nährte sie sich. Darin sollen wir auch von ihrem Erbe antreten. Sie tat das nicht mit viel frommen Worten, aber in kurzen, klaren Urteilen traf sie oft den Nagel auf den Kopf. So war es ganz merkwürdig, daß sie, die in dem kleinen Hülben lebte, solch feines Verständnis zeigte für den Strom des Großstadtlebens in Frankfurt. Das kam daher, weil sie immer im Zentrum des Wortes Gottes stand, und ihr das Pfand — Gottes Geist — geschenkt war.

Kirschmann, Stuttgart: Mir ist das Wort „bereiten lassen“ im Hinblick auf den Lebensgang der lieben Heimgegangenen so groß. Die Trauer um dieses letzte Glied der alten Generation wollte mich zunächst mächtig ergreifen, aber daneben muß doch auch der Dank Platz haben. So zog's mich sehr nach Hülben herauf heute, denn beim Sterben eines solchen Gotteskinds sieht man ein Stückle Himmel offen, und von diesem Herrlichkeitsblick möchte ich mit heimnehmen in unser oft schweres

Leben. Und wenn solch eine Lücke entsteht, möchte ich den jungen Müttern ans Herz legen, sie möchten sich doch auch so zubereiten lassen zum Dienst in hingebender Liebe und Gastfreundschaft.

Hauptlehrer Maier, Münsingen: Unsere liebe Mutter Kullen ist nun versammelt zu ihrem Volk. Im letzten halben Jahr hatte ich oft den Eindruck, sie war mehr drüben bei ihren heimgegangenen Lieben als bei uns. Ich möchte die Frage euch anheimgeben: Worüber wird sie drüben nun am meisten danken? Ich glaube für ihr Kreuz. Das Zerbrochenwerden unserer Hütte ist eine ernste Sache. Sie war eine stille Kreuzträgerin. Und dabei so fröhlich, nicht wie jener Bruder, der sein mürrisches Gesicht damit entschuldigte: „Ich kann doch nicht lachen, wenn ich gerade sterbe.“ Sie ist viel gestorben, aber man hat sie immer fröhlich getroffen. Das Verzichten bringen wir wohl manchmal fertig; aber zum nächsten Schritt, dem fröhlichen Glauben und Kreuztragen, kommt's nicht. Ich möchte etwas von diesem ihrem Kreuzerbe mitnehmen, das die Auszeichnung der Kinder Gottes ist. Alles, was nicht durch Sterben geht, hat keinen Wert, auch die guten Naturgaben müssen durchs Feuer der Verleugnung, wie bei unserer lieben Frau Kullen es gegangen ist.

Vöhringer, Münsingen: Ich habe denken müssen, was kann doch der Heiland für Leute machen! Aus seinen Menschenkindern — Gotteskinder. Es ist eine herrliche Hoffnung, die uns heute zugerufen worden ist. Wir haben eine lebendige Hoffnung, herausgeboren aus dem Glauben, das gibt der Liebe Kraft zu seligem Wirken.

Pfarrer Busch zum Schluß: Pastor Bodelschwingh sagte mir einmal, als ich ihm besondere Anfechtungen klagte: „Brüderchen, alles Elend kommt von unseren dummen Augen.“ Aber wenn nun diese Augen wie bei unserer lieben Mutter vom Ewigkeitslicht durchleuchtet sind, dann sehen sie alles ganz anders an. So hat sie auch immer wieder Gott gedankt, daß er sie in dieses schlichte Schulhaus hereingeführt hat. Gott schenke uns auch solch kluge Augen. — Eines möchte ich noch anfügen: Es liegt eine tiefe Wehmut darin, daß nun dieses reiche Leben vor-

über ist. Wie waren doch die Zeiten so schön, als ihr erstes Enkelkind, das heute als Mutter unter uns ist, zur Welt kam, und die Großeltern beide in ihres Herzens Freude zu uns ins Rheinland reisten und die Schönheiten der Reise genossen! Nun hat dies so reich teilnehmende Mutterherz aufgehört, für uns zu schlagen. Wenn die Wehmut uns übermannen will, ist es nicht herrlich, daß wir wissen, daß der Heiland uns bleibt, und mit ihm unser Erbe: „Ihr werdet euch freuen mit unaussprechlicher Freude und eures Glaubens Ende davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit . . .“

*

Hier bei seinen lieben schwäbischen Gemeinschaftsleuten hat sich Vater die Kraft zum Sterben geholt. Als er, schwer krank, Bedenken hatte, ob er durch seine letzte Evangelisation in dem an sich so gesegneten und darum seiner Arbeit nicht so bedürftigen Württemberg seiner Familie nicht sein Leben verkürzt habe, tröstete er sich selbst: „Gott hat mir dort eine Gemeinschaft des Glaubens gegeben; bei diesen frommen Menschen habe ich mir meine Sterbensfreudigkeit holen dürfen.“

*

So stand Vater gebend und nehmend in der Gemeinschaftsbewegung. Und ganz von selbst wuchs er in eine Führerstellung hinein. Man sah zu ihm auf und nahm auch mit Dank ein offenes Wort an, das er zur rechten Zeit zu sagen mußte. Ein Beispiel dafür bietet der Vortrag, den er im August 1921 auf einer Brüderkonferenz in Korntal hielt:

„Was bedürfen wir, um unsern Gemeinschaften in der rechten, fruchtbringenden Weise dienen zu können?“)

Im Anschluß an 1. Petri 2, 1–3 legte uns der Redner u. a. folgendes ans Herz:

I. Von entscheidender Bedeutung ist es, daß wir uns über die **Grundstellung** klar sind, die wir als Christen einnehmen sollen:

*) Mitgeteilt nach dem Auszug, der in der Oktobernummer 1920 des Gemeinschaftsblattes der altpietistischen Gemeinschaften Württembergs erschien.

1. Wir müssen („als geborene Kindlein“) in der erfahrenen Rechtfertigungsgnade stehen. Ist denn das für einen Stundenhalter nicht etwas ganz Selbstverständliches? Ich stand einst am Bett eines todkranken Mannes, der 22 Jahre lang eine Gemeinschaft geleitet hatte. In furchtbarer Seelenangst rief er mir zu: „Was ich zu haben glaubte, ist lauter Täuschung. Ich habe mich nie wirklich bekehrt.“ Wie ist so etwas zu erklären? Bei uns wird alles in gewisse Formen gebracht, und nun gibt es Leute, die sich diese Formen aneignen, ohne den Geist zu haben. So gibt es nur ein frommes Fleisch. Begnügen vielleicht nicht auch wir uns mit Worten und haben das Wesen, die Rechtfertigungsgnade, nicht?

2. In der Stellung zur Kirche begeht man oft den Fehler, daß man unter Kirche nur den Pfarrer versteht, während doch unsere Gemeinschaften bis jetzt auch noch einen Teil der Kirche bilden. Vor Jahrzehnten waren einst im Siegerland einige Brüder beisammen, um über kirchliche Fragen zu sprechen. Da rief ein junger Mann: „Wir müssen hinaus aus diesem Babel (Kirche)!“ Ein alter Bruder erwiderte: „Das wäre dir natürlich geschickt, wenn du davonlaufen könntest, um das, was du an der Kirche versäumt hast, andern zu überlassen.“ Doch sollten auch die Pfarrer, nicht nur aus Liebe, sondern auch aus Klugheit, sich bemühen, eine Front mit den Gemeinschaften zu bilden. — In Bezug auf die Stellung zu unserem Volk wollen wir bedenken, daß zur Zeit in demselben noch viele Seelen sind, die ein Verlangen nach Gott haben: Wollen wir nicht Mitleid haben mit solchen Leuten und alles tun, um sie herauszuführen in das Licht?

3. Wir müssen glauben an die Wirklichkeit und an den Organismus des Leibes Christi. An menschlichem Treiben und Machen in den Gemeinschaften sieht man viel. In manchem Bruderkreis streitet man sich um die Macht. Da ist natürlich kein Glaube an den Leib Christi, wo er alles macht und lenkt.

II. Erst wenn wir die richtige Grundstellung einnehmen, vermögen wir unsere Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen. Petrus sagt uns, daß wir zunehmen sollen. Ja, durch inneres

Wachstum der einzelnen Glieder wäre unseren Gemeinschaften am besten gedient; aber viele Geschwister schauen zu sehr aufeinander in pharisaischer Kritisiertucht. Wenn wir unsere Aufgabe, zu wachsen, erkannt haben, blicken wir nur auf das Bild des verherrlichten Christus und sorgen für die Vollendung seiner Gemeinde, indem wir alles ablegen, was unser Wachstum hindern und alles annehmen, was dasselbe fördern kann:

1. „Leget ab!“ Wir müssen also in die Heiligungsgnade hineinkommen und zunächst im eigenen Christenstand alles Hindernde ablegen. In erster Linie gilt es da, dem Geist des Schlafs abzusagen, der zu bequem ist, sich für die Sache des Herrn einzusetzen und nur immer erbaut sein will, und zwar so, daß man bei dieser Erbauung ja nicht geweckt und im Gewissen aufgerüttelt wird. Auch unvergebene und geheime Sünden, Feindschaften, Rücksichtslosigkeit gegen Schwache im Glauben und manche andere Dinge stören das Wachstum. Der Herr möge jedem von uns den Mut geben, den notwendigen Schnitt zu machen. Und wie sieht's in unserer Ehe aus? Etwa so, wie bei dem Bruder, dessen Frau zu mir sagte: „Alle Welt erbaut sich an ihm, und mich quält er!“ Manche üben in ihrer Familie nicht einmal das A-B-C der Selbstverleugnung, während doch das Haus des Stundenhalters eine Brunnenstube sein soll, wo alle Gemeinschaftsglieder holen können, was sie an Anregung für ihr inneres Wachstum brauchen. Im Gemeinschaftsleben müssen wir dann besonders alle Gleichgültigkeit und Unpünktlichkeit, alles Kämpfen um die Macht, alle Empfindlichkeit und allen Nichtgeist ablegen.

2. Petrus weist uns aber auch auf das hin, was das Wachstum fördert: „Seid begierig nach der lauterer Milch!“ Also den Hunger nach dem Wort Gottes will er in uns erwecken. Es genügt nicht, wenn man dasselbe zur gewohnten Stunde hört, liest oder darüber redet. Wer wachsen will, muß vielmehr die „lautere Milch“ mit heißer Begierde in sich aufnehmen. Wo der Leiter diesen Hunger hat, wird die „Stunde“ nicht langweilig sein. — Die Liebe zum Wort Gottes bewahrt uns auch vor der Neuerungssucht, die im Alten immer ärmer wird. — Der Herr möge nur das ganz aus uns machen, was

seinem heiligen Willen entspricht. Möge es den Gemeinschaften nicht gehen wie Saul, der verworfen wurde, weil er sich nicht zubereiten ließ für seine Aufgabe! Wir wollen uns ausrüsten lassen für den Dienst, den der Herr in der Endzeit für uns bestimmt hat.

Br. Andr. Klein (Owen): Diesmal hat der liebe Herr Pfarrer den „Hausstier“ genommen. Jeder wird etwas gefunden haben, was ihn trifft. Was tun wir damit? Der alte Bockerle sagte oft: „Die Sünde muß man arretieren und zum Heiland unters Kreuz bringen. Wenn man sie aber entschuldigt, wird sie über einen Herr.“ —

*

Weil Vater überall und immer die Gemeinschaft mit Gläubigen suchte, wurde er natürlicherweise auch ein Freund der evangelischen Allianz, d. h. der Vereinigung der Christen innerhalb und außerhalb der Landeskirche. Als einst von Gliedern seiner Gemeinde die Rede war, die sich zu einer außerkirchlichen Gemeinschaft hielten, sagte er in seiner Weitherzigkeit: „Mir ist es gleich, wo sie den Heiland finden.“ Sein Kirchenbegriff war nicht eng begrenzt. Das Reich Jesu Christi stand ihm am höchsten. Unvergesslich werden vielen die Predigten sein, die er mehrmals vor einer großen Zuhörerschaft beim Abendmahlsgottesdienst zum Schluß der Allianz-Gebetswoche in der Christuskirche zu Frankfurt hielt, wo er denn auch in Gemeinschaft mit den Vertretern aus verschiedenen Denominationen das heilige Mahl austeilte. Er hat seine Stellung zu den Freikirchen einmal so gezeichnet: Die Westfälischen Bauernhöfe sind voneinander durch hohe Hecken gesondert, damit die Hühner nicht hinüber und herüber fliegen. Aber in der Hecke ist ein Pförtlein, damit man nach Feierabend sich auch einmal besuchen und aussprechen kann. So soll man es zwischen Landeskirche und Freikirche auch halten.

Die Kirche war ihm also keineswegs gleichgültig. Im Gegenteil. Als z. B. bei einer Gemeinschaftskonferenz in D. ein leitender Bruder in häßlicher Weise über die Kirche loszog, da hat Vater in so geistesmächtiger Rede das geschichtliche Recht

der Kirche betont, daß er die große Versammlung widerspruchslos mit fortrif. Worum es ihm zu tun war, hat er einmal in einem Brief ausgesprochen. „. . . Ich möchte mithelfen, daß die Kraft, die in den Gemeinschaften liegt, der Kirche erhalten bleibe.“ Und in dem von ihm redigierten „Sonntagsgruß“ sagt er: „. . . Wir sind in der ganzen Frage des Verhältnisses der Kirche und der Gemeinschaft der festen Überzeugung, daß ein sehr zartes und feines Aufmerken auf Gottes Führung geboten ist. . . Wenn Gott es uns jetzt noch möglich macht, im weiten Raum der Volkskirche zu bleiben und zu arbeiten, so ist das seine Gnade und Gabe, für die wir danken wollen. Es soll nur unsere aufrichtige Sorge sein, daß wir alles eigene, fleischliche Wesen ablegen und wirklich ein Salz und Licht werden in dem Herrn.“ In diesem Sinne trat er dann entschlossen für das Recht der Gemeinschaften ein. Z. B. auf dem Dresdener Kirchentag, wo er für den Minoritätenschutz sprach. Er hat in diesem Zusammenhang einmal das harte, aber treffende Wort gesagt: „Es ist ein Jammer der Kirche, daß so viele ihrer Vertreter Angst haben vor der Mündigkeit ihrer Gemeindeglieder.“

Wir sind damit bei der wichtigen Frage des Verhältnisses von Kirche und Gemeinschaftsbewegung angekommen. Darüber hat sich Vater im Jahre 1918 bei einer Konferenz ausgesprochen. Da der Vortrag die Frage in ihrer ganzen Bedeutung aufrollt, sei er zum Schluß dieses Abschnittes angefügt. Was Vater wollte und heiß erstrebte, zeigt schon das Thema:

„Gegenseitige Befruchtung von Gemeinschaft und Kirche.“*)

Es ist uns allen klar, daß die neue Zeit auch für alle, welche das Reich Jesu Christi lieb haben, und welche wünschen und mitarbeiten, daß sein Name in der Welt geehrt werde, schwere Prüfungen und harte Aufgaben bringen wird. Sollte es da nicht auch selbstverständlich sein, daß man auf der einen Seite um des Heilandes willen, nach dessen Willen alle die Seinen eins sein sollen, auf der anderen Seite um der großen Not der Zeit

*) Vortrag, gehalten auf der 4. Glaubenskonferenz für Hamburg und Norddeutschland am 30. April 1918.

willen alle verfügbaren Kräfte zusammenfügt und zusammenruft zu gemeinsamem Handeln und zu gegenseitiger dienender Bruderverliebe? Wir haben wirklich auf religiösem Gebiet genug Zeit und Kraft verbraucht, um dasjenige, was die verschiedenen Lager trennt, hervorzuheben und zum Gegenstand unerquicklicher und unerfreulicher Streitigkeiten zu machen. Es ist jetzt wahrhaftig an der Zeit, daß jeder, der irgendwie dem Herrn Jesu dienen will, sich darauf besinne, wie er den andern helfen kann zur Förderung und zur Besserung.

Wenn ich unter diesem Gesichtspunkt meinen Gegenstand behandle, so ist es viel verständlicher, wenn ich davon absehe, eine lange, wissenschaftliche Abhandlung zu geben über das, was Kirche und Gemeinschaft ist, und wie ihr gegenseitiges Verhältnis ist; wenn ich auch darauf verzichte, einen vielleicht ganz interessanten Überblick zu geben, wie sich in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinschaft gestaltet hat; sondern wenn ich ganz praktisch versuche, darzulegen, wie Kirche und Gemeinschaft sich gegenseitig dienen und sich gegenseitig befruchten können. Allerdings muß ich dann doch eine Voraussetzung nennen, von der wir ausgehen müssen, wenn wir uns überhaupt verständigen wollen. Ich nehme an, daß wir alle eins sind in der Überzeugung, daß die Gemeinschaften ein Recht in der Kirche haben. Man sollte ja eigentlich denken, daß kein Mensch auf den rückständigen Gedanken kommen könnte, daß in der Kirche diejenigen, die das Bedürfnis danach haben, sich gegenseitig außer den großen Gemeindegottesdiensten zu erbauen, dazu das Recht nicht haben sollten. Man sollte auch meinen, daß diejenigen, die das Bedürfnis nicht haben, denen, die es empfinden, die Freiheit ließen, ihr Gemeinschaftsbedürfnis zu befriedigen. Leider aber sind wir in unserer Kirche immer noch nicht so weit, daß das allgemein anerkannt wird, obgleich die Gemeinschaftsbewegung ein mächtiger Faktor geworden ist, mit dem unsere Kirche rechnen muß. Darum muß ich ausdrücklich sagen, daß ich hier mit solchen verhandle, welche das Recht der Gemeinschaft anerkennen. Wiederum setze ich voraus, daß wir einig sind in der Über-

zeugung von dem Recht der Kirche. Die Kirche ist eine geschichtlich gewordene Größe. Ich gehöre nicht zu denen, welche das Reich Gottes und die Kirche in eine Linie stellen, so daß die Kirche das Reich Gottes auf Erden wäre. Diese römische Anschauung weisen wir selbstverständlich ab. Ich bin mir aber auch sehr wohl bewußt, daß die Kirche, wie sie sich in den verschiedenen Landeskirchen ausgestaltet hat, mancherlei menschliche Fehler und Gebrechen in sich trägt; aber noch wird in ihr das Evangelium von Jesu Christo, dem Weltheiland, gepredigt, noch wird in ihr das Sakrament nach dem Willen Gottes verwaltet, noch bedient sich Gott ihrer als eines Werkzeuges, um Sein Reich auf Erden zu bauen, und darum hat die Kirche ein Recht ihrer Arbeit. Zudem halte ich es überhaupt für verkehrt, Kirche und Gemeinschaft immer in einem so bestimmt ausgeprägten Gegensatz zueinander hinzustellen. Die Gemeinschaften sind auch ein Stück der Kirche, nicht die geistlichen und offiziellen Vertreter der Kirche allein. Es geht nicht an, daß die Gemeinschaftsleute in dem Augenblick, in dem ihnen die Augen über sich und die Schäden der Kirche vor dem Angesichte Gottes aufgehen, die Verantwortung für die Kirche von sich schieben, und so tun, als ob sie das alles nichts mehr angehe. Sie haben in ihrem Weilandzustand in der Kirche gesündigt, sind gleichgültig gegen Gottes Wort gewesen und haben darum auch ihr Teil beigetragen zum Schaden der Kirche. Darum sollen sie jetzt helfen beten und drüber nachdenken, wie dem Schaden der Kirche gesteuert werden kann.

Wenn von einer gegenseitigen Befruchtung von Gemeinschaft und Kirche die Rede ist, so ist eine solche Befruchtung natürlich nur möglich, wenn beide Teile ernstlich suchen, in den rechten Stand zu kommen. Was ist aber der rechte Stand für Kirche und Gemeinschaft? Wenn sie beide ihren Grund, ihr Ziel und ihre Aufgaben recht erkennen. Der Grund ist das in Jesu Christo geoffenbarte Erbarmen Gottes. Wenn ich in die Entstehungsgeschichte der Kirche hineinschaue, so sehe ich da nichts anderes, als die rettende und erbarmende Hand Gottes, die arme Sünder durch ihre Macht froh macht und erfüllt mit der Gabe

des Heiligen Geistes. Die Apostel haben überall da, wo sie vom Recht ihrer Arbeit und vom Grund derselben geredet haben, immer wieder klares Zeugnis abgelegt von diesem Erbarmen Gottes. Und wenn ich die Entstehungszeiten der Gemeinschaften in allen Landen an meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse, so sehe ich auch nichts anderes, als die große, unverdiente Gnade Gottes, die nach dürren Zeiten des Unglaubens Menschen erweckt zu lebendigem Ergreifen des Heils und zu kräftiger Betätigung ihres Glaubens. Kirche und Gemeinschaft sind „aus demselben Brunnen gehauen“.

Sie haben aber auch dasselbe Ziel. Die Kirche kann niemals Selbstzweck ihrer Arbeit sein. Wenn sie im rechten Geist steht, ist und bleibt das Ziel ihrer Arbeit das Herrlichkeitsreich unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. In all ihrer Arbeit, daheim und draußen auf dem weiten Missionsfelde, soll sie nichts anderes bei ihrer Arbeit im Auge haben, als Seelen zu gewinnen für unsern Herrn; und die Gemeinschaft wiederum hat auch von jeher nichts anderes bei ihrer Arbeit im Auge gehabt. Darum ist auch bei aller Verschiedenheit der Methode und der Arbeitsart doch im Grunde genommen die Arbeit bei Kirche und Gemeinschaft dieselbe. Ich weiß sehr wohl, daß die Kirche in ihrer Geschichte sehr häufig in der Gefahr stand, ihre Hauptarbeit zu vergessen und beiseite zu schieben, und daß namentlich die moderne Kirche vor lauter Kulturseligkeit sich sehr häufig den Blick für ihren eigentlichen Dienst hat trüben lassen, daß sie sehr häufig alles Mögliche getan hat, was ganz gut und nützlich ist, aber was doch nicht zu ihrem eigentlichen Auftrag gehört. Wenn aber ernste Kirchenglieder sich besinnen und fragen, was sie denn unter allen Umständen zu tun hätten, da lautet die Auskunft immer gleich: daß es die Aufgabe der Kirche ist — ohne welche sie überhaupt nicht mehr Kirche wäre —, das alte, einfache Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, und daß alles, was sie sonst tut, nur Zweck und Sinn hat, wenn es dazu dient, dem Evangelium von unserm Herrn Jesu die Bahn zu brechen. Und die Gemeinschaft hinwiederum hat es ja bisher für ihr größtes Vorrecht festgehalten in ihrer

ganzen Entwicklung, daß sie die Ehre und die Freude hatte, eine Königsbotin zu sein von dem großen Heil unseres Gottes.

Nach all dem Gesagten ist es klar: wenn Kirche und Gemeinschaft sich auf sich selbst besinnen und beide in den inneren rechten Stand kommen, dann müssen sie des inne werden, daß sie in dieser argen Welt zusammengehören, weil Gott sie beide hat werden lassen und gesandt hat zu demselben Dienst.

Wenn nun Kirche und Gemeinschaft in dem rechten Stand sind, da sollte es nicht schwer sein, daß sie beide auch das rechte Verhältnis zueinander finden, das Verhältnis, aus dem heraus allein eine gegenseitige Befruchtung möglich und denkbar ist. Die Kirche sollte sich hüten, in den Geist zu verfallen, der sich da und dort den Gemeinschaften gegenüber zeigt, nämlich daß sie ganz ruhig und zufrieden ist, wenn alles ruhig und still und tot ist, daß sie aber sofort aus lauter Angst vor Schwarmgeisterei glaubt warnen und dagegen kämpfen zu müssen, wenn frisches, neues Erweckungsleben sich regt; sie soll sich herzlich freuen, wenn Seelen erwachen zu selbständigem Christentum und sich aufmachen, um den Herrn mit ganzem Ernst zu suchen, soll sich auch freuen, wenn sich solche Seelen zusammenschließen zu gemeinsamer Erbauung und zu gegenseitigem brüderlichen Dienst. Paulus hat im Gefängnis zu Rom Bewegungen gegenüber, die ihm offenbar persönlich auch nicht ganz zusagten (vgl. Phil. 1, 18), den großen weitherzigen Grundsatz aufgestellt, daß er sich unter allen Umständen freuen wolle, wenn nur Christus verkündigt werde. Selbst, wenn es bei solchen Bewegungen braust und schäumt, sollten wir von der Kirche aus ein solches Feuer nicht gleich ganz auslöschen wollen. Wir sollten mehr Zutrauen zu unserm Herrn haben, daß er da, wo man ihn als Herrn anerkennt, auch die rechte Ordnung schaffen und alles ins rechte nüchterne, bibelmäßige Geleise bringen werde. Unsere Kirche ist vielleicht zu knöchern und zu unbeweglich in ihren alten Ordnungen geworden. Wenn diejenigen, welche zur Gemeinschaft gehören, am rechten Punkt und in der Hauptsache darin konservativ sind, daß sie Jesum Christum als Herrn anrufen, dann sollte die Kirche so weit großzügig und beweglich werden, daß sie

die Gemeinschaften voll und ganz anerkennt. Sie muß dann auch Selbstverleugnung lernen und nicht meinen, daß sie alles leiten und beherrschen muß, was in ihrem Bereich aufsteht. Der Gemeinschaft muß, wenn sie sich gesegnet entfalten soll, von der Kirche freie Bewegung gewährleistet werden. Ich halte es nur für einen Nothbehelf, wenn der Geistliche die Gemeinschaft leitet; wohl aber soll er mit mir leben, vom Besten, was er selbst hat, ihr geben und sich freuen, daß die Gemeinschaft ihm etwas bieten kann, was ein Geistlicher sehr oft entbehrt zu seinem eigenen Schaden, nämlich, wenn er selbst ein rechter Bruder ist, Förderung und Pflege seines inneren Lebens, und das kommt dann wieder der Gemeinde und Kirche zugute.

Die Gemeinschaften auf der anderen Seite dürfen in ihrem Verhältnis zur Kirche nicht Gedanken Raum geben, wie sie da und dort immer wieder zu Tage treten. Es gibt Lehren und unnötige Gewissensbedenken, die eine Gemeinschaft dazu bringen, ihre Tore vor der Kirche ängstlich zu verschließen und eine Kampfstellung der Kirche gegenüber einzunehmen. Die erste Gemeinschaft auf Erden im neutestamentlichen Sinn war die Gemeinschaft der Apostel. Man denke einmal daran, wie diese kleine Gemeinschaft, die zugleich doch auch die Kirche bedeutete, bei aller inneren klaren Geschiedenheit von allem dem, was nicht von Gott war, doch ihre Tore weit aufmachte und ihren Einfluß weithin ausübte, um Brautseelen für das Lamm zu gewinnen. Wenn unsere Gemeinschaft besteht im Namen Jesu Christi, dann brauche ich wahrhaftig nicht ängstlich zu sein, daß sie von der Kirche irgendwie gefährdet oder erdrückt oder irreführt wird, sondern dann kann ich dem Herrn zutauen, daß er sie klar scheidet von allem, wovon er sie geschieden sehen will. — Es kann darum unseres Erachtens bei allem klaren Zeugnis wider das, was ungöttlich ist, nicht die Aufgabe der Gemeinschaft sein, sich zum Richter aufzuwerfen über die Kirche, oder sich gar dazu berufen zu fühlen, die Kirche zu zerstören. In Württemberg, wo das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinschaft in den meisten Fällen vorbildlich ist, schreibt ein Michael Hahn, dem man niemals eine kritiklose Unterwerfung unter die Kirche vor-

werfen kann, „er wolle sich nicht in die Kirche hineinbannen lassen, aber es werde ihm auch leid sein, wenn man ihn hinausweisen wollte“. Ein andermal schreibt er: „Ich finde kein Vergnügen daran, wenn ich die Blößen und Gebrechen meiner Mutterkirche beschreiben soll. Sie ist Mutter und hat auch noch geistliche Glieder.“ Statt immer zu klagen und zu kritisieren, sollten die Gemeinschaften Fürbitte tun und brüderlichen Dienst. Wie unterscheidet sich von der Leichtigkeit, mit der manche moderne Gläubige ihrer Kirche den Rücken kehren, jenes Wort von demselben Manne: „Um Gotteswillen, wenn ich sage, sie sollen die Sichel nehmen, so nehmen sie die Sense. Innerlich soll man von Babel ausgehen, nicht äußerlich. Es ist in allen Kirchen noch etwas Gutes. Darum soll man sie nicht so gar verdammen; aber viele schütten das Kind mit dem Bade aus.“

— Es kann daher auch nach unserer Überzeugung nicht die Aufgabe der Gemeinschaftsleiter sein, sich in einen förmlichen Zorn gegen Geistliche und alle Amtsträger in der Kirche hineinzureden; sie sollen getrost, wo sie bei denselben unchristliches und Ungöttliches zu bemerken glauben — und es gibt ja leider genug davon —, den betreffenden Leuten gegenüber von ihrer Zeugnispflicht in aller Liebe und Demut Gebrauch machen; und dabei ernstlich den Herrn bitten, daß er ihr Zeugnis segne und in der Kirche wirklich Buße schenke, wo Umkehr nötig ist, aber sich sehr davor hüten, daß sie nicht selbst da, wo sie von Pfaffen und Päpsten reden, Pfäfflein und Pöpstlein werden wollen. Michael Hahn, der gewaltige, große Gottesmann, hat das außerordentlich demütige Wort gesagt: „Wahre Kinder Gottes sind sehr demütige, einfältige und redliche Seelen, sie verachten nicht die Ordnungen und Einrichtungen, Zeremonien und Gebräuche ihrer Kirche, noch auch die verordneten Lehrer, sondern respektieren sie. Sie wollen auch keineswegs den berufenen, ordentlichen Lehrern gleichgehalten sein; sie sehen sich bloß als Handlanger derer an, die am geistlichen Tempel Gottes arbeiten. Daß nicht alle Lehrer der Kirche solche getreue Gottesarbeiter und Werkzeuge des Geistes Gottes sind, werden wir hier nicht erst beweisen sollen. Daß aber solche edlen Gottesmänner von

jeher unter den berufenen Lehrern der Kirche waren, wird hof-
fentlich jeder Wahrheitsliebende glauben. Diese sind nun die
werkzeuglichen Baumeister, wir ihre Handlanger.“ — Bei alle-
dem wollen wir zugeben, daß es in der Kirche Dinge geben kann,
welche den Gläubigen schwere Gewissensbedenken machen können.
Ich erinnere an die Abendmahlsnot, an die Predigt des Un-
glaubens und der Christusleugnung auf der Kanzel, an die Not
des Religionsunterrichts in der Schule und anderes; aber
manche neueren Vorgänge im Leben unseres Volkes haben be-
wiesen, daß die Gläubigen viel weiter kommen und viel mehr
Segen schaffen, wenn sie auf geordnete Weise diesen Dingen
abzuhelfen suchen, als wenn sie um der Nöte willen der Kirche
ganz den Rücken weisen. Die Gemeinschaften sollen Kirchlein
in der Kirche, nicht neben und außer der Kirche sein; aber sie
sollen da sein, und wir brauchen sie zum Segen der Kirche.

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu, wie die Gemeinschaft
durch die Kirche gesegnet und befruchtet sein kann. Es sei eine
geschichtliche Erinnerung vorausgeschickt. Bonifatius, welcher
nach den irischen Mönchen in Deutschland das Christentum aus-
breitete, wird sehr verschieden beurteilt. Daß er die Kirche Deutsch-
lands unter die Oberhoheit des Papstes gebracht hat, hat natür-
lich für die Geschichte Deutschlands unabsehbare, zum Teil auch
unerquickliche Folgen gehabt, aber soviel ist doch sicher, daß die
Kirche Deutschlands durch die Einfügung in den großen Rahmen
der allgemeinen Kirche einen starken Halt bekommen hat, und
vielleicht nicht sich so entfaltet hätte, wie sie es getan hat, wenn
sie diesen Halt nicht gehabt hätte. So ist es zweifellos richtig,
daß die Gemeinschaft, wenn sie sich in den kirchlichen Rahmen
einfügt, an der Kirche, vielleicht ohne daß sie es weiß, einen
starken Halt hat. Es ist ja auch ganz bezeichnend, daß manche
Gemeinschaften, die im Grunde nicht viel kirchliche Gesinnung
haben, sich doch mit Betonung „landeskirchliche Gemeinschaft“
nennen. Sie tun das, weil sie ganz genau wissen, daß ihnen das
eine gewisse feste Stellung vor der Öffentlichkeit gibt. Wie das
Bekenntnis der Kirche die Kirche trägt, so trägt es auch die
Gemeinschaften mit. Es ist kein Zufall, daß diejenigen Gemein-

schaftskreise, bei denen die Stellung zur Kirche eine normale und gesunde war, am meisten vor Schwarmgeisterei bewahrt geblieben sind. Auch hat dann die Gemeinschaft von der Kirche einen Segen, der sich nicht mit dem Metermaß abmessen läßt, der auch nicht immer für die Augen sichtbar zutage tritt, der aber dennoch vorhanden ist: Die Kirche gewährt den Gemeinschaften einen starken Rückhalt.

Einen wichtigen Dienst tut die Kirche der Gemeinschaft durch die Arbeit der im Glauben gegründeten Theologie. Ich weiß wohl, daß die Entwicklung der glaubenlosen Theologie, nachdem diese die Gottessohnschaft Jesu, die unbedingte Autorität der Bibel, die Möglichkeit der Wunder und vieles andere abgewiesen hat, bei den Gemeinschaftskreisen ein sehr starkes Mißtrauen gegen die Theologie überhaupt geweckt hat. Nun ist's soweit gekommen, daß in manchen Kreisen die wissenschaftliche theologische Arbeit nicht bloß als unnötig, sondern sogar als schädlich hingestellt wird. Ich brauchte demgegenüber eigentlich nur ein paar Namen zu nennen, um die ganze Torheit dieser Meinung darzutun: Dr. Martin Luther, Bengel, Deisinger und viele andere, deren Namen auch in den Gemeinschaften einen guten Klang haben als wissenschaftlich durchgebildete theologische Arbeiter. Wenn wir heute unsere Bibel zur Hand nehmen und dieselbe in allerlei Übersetzungen für jeden klar und verständlich lesen können, so verdanken wir das doch nur einer ungeheuer reichen, ausgedehnten wissenschaftlichen Arbeit der Theologie. Auch die Bibelerklärungen, welche erfreulicherweise in neuerer Zeit gerade besonders für die Gemeinschaften erschienen sind, gründen sich auf eine sehr eingehende, wissenschaftliche Erforschung der Bibel. Wenn es uns möglich ist, immer tiefer in den Gedankengehalt der Schriftsteller des Alten und Neuen Testaments einzudringen und davon zu reden in unseren Gemeinschaftskreisen, so ist gewiß der Heilige Geist der Lehrer, der uns in alle Wahrheit leitet, und der den ganzen reichen Inhalt der göttlichen Wahrheit immer wieder vor uns ausbreitet. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß zum rein äußerlichen Verständnis der biblischen Schriftsteller Alten und Neuen Testa-

ments eine ganz ausgedehnte, große Arbeit der Theologie gehört. Je älter ich werde, desto mehr begreife ich, welche Bedeutung verehrte theologische Lehrer, wie etwa ein Beck, ein Kähler, ein Cremer und viele neuere auch für die Gemeinschaftsbewegungen haben. Es wäre schändlicher Undank, das zu vergessen, und statt über die theologische Wissenschaft und ihre Entgleisungen zu schelten, wäre es viel angebrachter, wenn unsere Gemeinschaftskreise sich zusammentäten und es sich zum Gegenstand ihrer Fürbitte machten, daß Gott auf den Kathedern unserer Universitäten recht viel geisterfüllte, bibelgläubige Lehrer erwecken möge.

Eine weitere Dankespflicht hat die Gemeinschaft der Kirche gegenüber. Es sind in neueren Zeiten verschiedene Darstellungen der Geschichte des deutschen Gemeinschaftslebens gegeben worden. Ich habe darin immer wieder die Beobachtung gemacht, daß ganz gewiß die Gemeinschaft viel Grund gehabt hat, über die Mängel der Kirche zu klagen, daß sie aber wiederum vielleicht die Besten ihrer Lehrer und Arbeiter aus der Kirche empfangen hat. In Württemberg, im Siegerland, im Wuppertal, im Ravensbergerland, im Osten Deutschlands sind auf dem Boden der Gemeinschaft eine ganze Reihe von prachtvollen Laiengestalten erwachsen, von denen jede in ihrer Art ein Zeugnis von der Herrlichkeit des Evangeliums Jesu Christi war. Aber neben diesen stehen ebenso viel geistgesalbte Kirchenmänner, denen Gott Herz und Verständnis für die Wichtigkeit der Gemeinschaftsarbeit geöffnet hat, die ihr Zeugnis in Wort und Schrift der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt haben, und die weithin zu reichem Segen geworden sind. Das ist der Segen der Kirche für die Gemeinschaft gewesen, daß sie ihr bis an den heutigen Tag eine ganze Reihe von tüchtigen, wackeren Vorkämpfern und Mitarbeitern gestellt hat, und diesen Dienst sollten die Gemeinschaften nie vergessen.

Endlich wollen wir noch eines Segens gedenken, den die Gemeinschaft von ihrer Verbindung mit der Kirche hat. Noch ist die Lage der Kirche in unserm Volke so, daß sie in gewisser Weise Volkskirche ist. Die Kirche hat nicht bloß das Recht, sondern

auch heute noch die Pflicht, amtsmäßig das Evangelium in alle Schichten unseres Volkes zu tragen. Sie hat Zugang zu den Kindern, ihr steht der Weg offen zu der heranwachsenden Jugend, sie kann an die Krankenbetten, an die Gräber, in die Häuser der Armen und der Reichen kommen. Hoch und nieder ist ihr noch geöffnet für ihre Arbeit, d. h. für die Verbreitung des Evangeliums. Infolgedessen kann bei der Kirche, wenn sie offene Augen und einen vom Geist Gottes geschärften Sinn hat, auch ein weiter Blick vorhanden sein; das liegt in ihrem Wesen. Es kann ein weiter Blick vorhanden sein, nicht bloß für die Vorzüge unseres Volkslebens, sondern auch für seine furchtbaren, erschütternden Mängel und Wunden. Wenn die Kirche auch nicht immer in ganzer Klarheit erkannt hat, daß der Abfall im Grunde genommen die einzige Wurzel aller trüben Zeiterscheinungen ist, so darf man doch wohl sagen, daß in ihr eine weitgehende Erkenntnis der vielen Schäden und damit der weitgehenden Aufgaben vorhanden ist, welche Gott denen auferlegt hat, die Er mit der Verküedigung des Evangeliums beauftragt hat. Wenn ich mir nun eine Gemeinschaft denke, die sich von der Kirche abgesondert hat und vielleicht gar auf den Gedanken kommt, daß sie die eine reine Kirche äußerlich darstellen wolle, so ergibt sich für sie leicht die Gefahr, daß sie den Blick für die Weite der Evangeliumsaufgaben verliert. Im Zusammenhang mit der Kirche wird ihr wohl der Segen der Erkenntnis zuteil werden, daß sie niemals am Ende ihrer Aufgabe ist, daß sie täglich aufs neue in die Buße geführt wird über die entsetzlichen Verwüstungen, welche die Sünde immer wieder anrichtet, daß sie täglich froh wird, daß ihr Evangelium für alle Menschen bestimmt ist.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß manch einer, der vielleicht jetzt nur scharfe Urteile für die Kirche übrig hat, selbst manchen Segen in sich trägt, den er der Kirche zu verdanken hat, und der sich gar nicht genau abmessen und abschätzen läßt. Aus dem Konfirmandenunterricht, aus den Zeugnissen treuer Lehrer und Prediger, aus dem Sakramentsempfang, aus schönen kirchlichen Festen haben wir unbewußt manches empfangen, was sich

vielleicht viel später in Kraft und Leben umsetzt. Den Dank dafür wollen wir doch nicht vergessen.

Wir kommen zu der Beantwortung der anderen Frage: Wie wird die Kirche von der Gemeinschaft befruchtet und gesegnet? Die Gemeinschaften sollen, wenn sie rechter Art sind, das Gewissen und das Salz der Kirche sein. Wir verstehen das nicht so, daß sie sich erschöpfen sollten in unaufhörlicher Kritik von Mißständen, sondern durch ihr Dasein und durch ihr anspruchsloses Tatzeugnis von dem Leben in Christo sollen sie immerwährend hinaufweisen zu dem Herrn, der die Seinen selig und heilig macht. Daraus geht schon selbstverständlich hervor, daß sie in die Kirche hineingehören. Das Salz, das eine Speise würzen soll, wird nicht neben die Speise gestellt, sondern in die Speise hineingeschüttet. Hier müßte man nun eigentlich eine ganze Reihe von Geschichten erzählen aus dem Leben der Gemeinschaftskreise, wie sie immer wieder für Lehrer und Gemeinden ein Segen geworden sind. Aber das würde uns zu weit führen.

Die Kirche braucht in einer Zeit, in der Kräfte und Mächte aus dem Abgrund sich zu Haufen erheben, viel Kraft und Stärke. Diese erhält sie nicht durch Organisation oder äußeren Zusammenschluß oder behördliche Maßnahmen. Die Kraft der Kirche kann die Gemeinschaft sein, wenn sie ihres hohenpriesterlichen Amtes, der Fürbitte, treulich waltet. Es bedeutet etwas Großes, wenn der Prediger, der auf der Kanzel steht, die Gemeindevertreter, die über die Angelegenheiten der Gemeinde beraten, wissen, daß hinter ihnen eine betende Schar ist, die im Heiligtum steht und Gottes Segen herabfleht auf das Tun der Kirche. „Statt zu klagen, bete mehr!“ Das wäre eine herrliche Losung für jede Gemeinschaft. Und solches Amt der Fürbitte, aus dem dann auch eine herzliche Liebe zur Kirche erwachsen würde, würde ganz von selbst einer Gemeinschaft auch in schwierigen Verhältnissen die rechte Stellung innerhalb der Gemeinde verschaffen.

Die Gemeinschaften können nach der Erfahrung der Kirche einen Dienst tun, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Es hat je und je in der Kirche Zeiten großer Dürre gegeben. Wir denken etwa an die Zeit des Nationalismus, des öden Vernunft-

glaubens. Da schien alles wirkliche, innere Leben aus Gott erstorben zu sein. In der Zeit haben eine ganze Reihe von solchen stillen Gemeinschaftskreisen in Deutschland hin und her das Leben überwintert, und als ein neuer Frühling hereinbrach, da sind sie der Kirche zu großem Segen geworden. Ueberaus lehrreich nach dieser Seite hin ist das, was Büchsel in seinen Erinnerungen schreibt, und ebenso die Geschichte der badischen Erweckungszeit, die sich an den Namen des Pfarrer Henhöfer knüpft, und andere Bewegungen. Die Gemeinschaft soll sich dessen bewußt werden, daß sie mit der sorgfältigen Bewahrung und Behütung des innersten Kleinods der Kirche eben dieser Kirche einen Dienst tut auch da, wo man sie nicht anerkennt und nicht will.

Es ist eine Tatsache, daß die Kirche zu Zeiten gewisse Lehrstücke christlichen Glaubens besonders beleuchtet und besonders bearbeitet, daß aber auch hier und da gewisse Lehrstücke mehr zurücktreten und fast in Vergessenheit geraten. Die Gemeinschaftsbewegung hat zweifellos von Gott die Aufgabe bekommen, einige Stücke des christlichen Glaubens in der Kirche besonders zu betonen und ins Licht zu rücken. Nur darf sie nicht vergessen, daß diese Stücke nicht aus dem Ganzen des christlichen Glaubens herausgerissen und verderbt und verzerrt werden dürfen. Eine der grundlegenden Erkenntnisse der Kirche der Reformation war die Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen, und es war eine große Tat, wenn die Reformatoren in einer Kirche, in der man die verhängnisvolle Unterscheidung von Klerus und Laien mit all ihren unschönen Folgen zur Herrschaft hatte kommen lassen, die Lehre vom allgemeinen Priestertum wieder zu Ehren brachte. Unter dem Druck der Verhältnisse ist es so geworden, daß diese Lehre wohl noch auf dem Papier steht, aber praktisch vielfach in Vergessenheit geraten ist. Die Kirche ist vielfach eine Pastorenkirche geworden, in der der einzelne nicht mehr weiß, daß er zum Dienst in der Kirche berufen ist. Die Gemeinschaftsbewegung hat mit ihrem Brudersinn diese Lehre wieder klar herausgestellt. Sie darf aber nicht vergessen, daß ihr zwei Gefahren drohen. Sie steht in Gefahr, den Segen

und die Notwendigkeit eines geordneten Amtes zu verkennen. Andererseits macht man sehr häufig die Beobachtung, daß sie wohl die Autorität der Pastoren abschafft, aber daß dafür sich ihre Führer eine Stellung anmaßen, die nur zu sehr an jene alten Fehler erinnert. — Sie soll dabei bleiben, die Kirche immer wieder zu erinnern an die Pflicht des allgemeinen Priestertums.

Wir wollen noch eine ganze Reihe von Lehren anführen, die durch die Gemeinschaftsbewegung stark betont und in den Vordergrund gerückt worden sind: die Lehre von der Notwendigkeit einer persönlichen Bekehrung, die Lehre von der persönlichen Heiligung namentlich nach der Seite hin, daß es einen unterschiedenen Ernst gilt in der Abkehr von der Welt, die Lehre von der Hoffnung, von der Vollendung und von den letzten Dingen. Auch darf man doch auch wohl ohne Überhebung sagen, daß durch die Gemeinschaftskreise die Kenntnis der Bibel in weiten Kreisen besser gepflegt worden ist. Gerade jetzt wird wieder allgemein die Forderung aufgestellt, daß Bibelkurse eingerichtet werden sollen zur Einführung in die großen Heilzusammenhänge des Wortes Gottes. Allerdings soll noch einmal mit allem Nachdruck darauf hingewiesen sein, daß die Gemeinschaften immer sorgfältig darauf acht haben müssen, daß sie bei keiner ihrer Lehren die biblischen Grundlagen verlassen und versäumen.

Das Notwendigste, was die Kirche braucht, sind ganze Männer und Frauen, die in klarer Erkenntnis und mit erneuertem Herzen in einem selbständigen Christentum ihrem Gott dienen. Wo der Kirche solche Menschen fehlen, da fehlt ihr das Lebens-
element. Die Gemeinschaft kann ihrer ganzen Art nach der Kirche den unschätzbaren Dienst tun, daß sie ihr solche Menschen erzieht und zuführt. Sie kann das tun, was der Kirche oft durch die Größe der Gemeinden nicht möglich gewesen ist; sie kann in ihren kleineren Kreisen sorgfältige Einzelseelsorge treiben. Sie ist durch die ganze Art ihrer Auffassung und durch ihre ganze Geschichte dazu getrieben, auf Bekehrung zu dringen und um Erweckungen zu bitten. Sie wird in ihren Kreisen es sich mit allem Ernst angelegen sein lassen, bei ihren Gliedern Verständnis zu erwecken für einen Wandel in der Heiligung

und in der Nachfolge Jesu Christi, und wird auch mehr rinstande sein, mit ernster Zucht darüber zu wachen, daß die Heiligung sich im Wandel offenbart. Sie kann und muß ihre Glieder anhalten zu rechter Berufstreue in kleinen und großen Dingen. Sie hat von jeher Einfachheit und Mäßigkeit in Essen und Trinken, in Kleidung und Wohnung gefordert. Sie weiß etwas davon, daß das Familienleben eine göttliche Ordnung ist und sucht es zu bauen und Kinder, Eltern und Dienstboten anzuhalten, daß sie, ein jedes in seinem Stand, Gott recht dienen. Der Gastfreundschaft bereitet sie eine Stätte; gibt sie doch Gelegenheit, die gegenseitige Gastfreundschaft in reichstem Maße zu pflegen. Sie sucht in aller Schwachheit den brüderlichen Sinn zu fördern. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Sie verwahrt sich dagegen, an den Sterbebetten dem Sinn Raum zu geben, der den Sterbenden den Blick auf den Tod verhüllt und ihn unvorbereitet in die Ewigkeit gehen läßt, sondern sie will an den Sterbebetten den Blick hinrichten auf die Herrlichkeit, die Gott geben soll. Und darum wissen wir in Gemeinschaften mancherlei zu sagen von seligem Sterben. Mit allem dem glauben wir der Kirche einen Dienst zu tun, weil wir mündige Kirchenglieder erziehen, die in eigener Erkenntnis das Heil ergreifen und Gott und den Brüdern dienen wollen. Es ist nicht Zufall, daß die Kirche immer wieder bei den großen gemeinsamen Arbeiten, die sie tut (vgl. Mission), den stärksten Rückhalt in den Gemeinschaften findet.

Ich bin mir bewußt, daß sich noch mehr sagen ließe von gegenseitigem Dienst, den sich Kirche und Gemeinschaft leisten können. Es sei genug. Zum Schluß geben wir dem Wunsche Ausdruck, daß Gott, der Herr, in Kirche und Gemeinschaft selbst wirksam werde mit Seinem Geiste, damit wir miteinander wachsen in allen Stücken auf den hin, der das Haupt ist, Christus, und damit eines dem andern Handreichung tue nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße und mache, daß der Leib wächst zu seiner selbst Besserung; und das alles in der Liebe.

Mancherlei Arbeiten an einem Werk.*)

I.

Späte Winternacht ist's. Auf der schneebedeckten Mainbrücke kämpft ein einsamer Fußgänger mit dem eisigen Wind. Tief drückt er den Hut ins Gesicht, hoch klappt er den Mantelkragen und eilt, so schnell er kann — nach Hause, denkt jeder.

Ja, nach Hause ginge er wohl gern, das Zuhause hätte er auch nötig, unser lieber Vater — denn er ist's — nach dem inhaltsreichen Tage, der hinter ihm liegt, wo eine Aufgabe, eine Arbeit die andere ablöste. Aber jetzt in später Stunde ruft ihn noch ein ganz besonderer Dienst. Und wo er dienen kann, ist er immer bereit, sei's auch zu nachtschlafender Zeit.

Bald steht er in dem Saal, wo er erwartet wird. Draußen auf der Straße ist's dunkel, hier drin ist's strahlend hell von vielen, vielen Kerzen an einem hohen Weihnachtsbaum. Draußen ist's kalt und frostig, hier drin ist's traulich warm und heimelig gemütlich an den schönen weißgedeckten Tischen; draußen kämpft man einsam mit Sturm und Wind, hier drin ist man eingegliedert in einen Kreis von Menschen, in eine Gemeinschaft, in ein Wünschen und Begehren. Draußen ist Sturmnacht, drinnen will man Weihnachten feiern.

Aber wer sind die, die zu so später Stunde sich um den Christbaum versammeln? Eine große Schar von Männern, alte und junge, alleinstehende und manche mit ihren Frauen, alles Kellner, aus großen und kleinen Wirtshausäulen, aus eleganten Hotels und bescheidenen Herbergen; manche wohlgepflegt

*) Dieses Kapitel stammt aus der Feder meiner Schwester, Frau Pfarrer Stöffler.

und in der Fülle der Kraft, manche abgezehrt und hohlwangig; aber auf allen Gesichtern liegt die gleiche Erwartung, die gleiche Sehnsucht nach Weihnachtsfreude. Um Nachmittag und frühen Abend können sie nicht feiern wie andere Kreise, da hält die Arbeit sie fest, aber wie gern opfern sie Schlaf und Ruhe, um hier im traulichen Kellnerheim mit den Freunden Weihnachten zu feiern.

Prachtvoll kräftig ertönen liebe, altbekannte Weihnachtslieder; und dann redet Vater zu ihnen, und es ist merkwürdig, wie diese sonst so ernsten, stets beherrschten Gesichter erstrahlen, oder wie sich da und dort ein Kopf sachte senkt und leise, ganz verstoßen aus den Augen eine Träne rinnt.

Warum ergreift sie die Weihnachtsbotschaft so? Diese Kellner sind alle Menschen, die Heimweh haben; Heimweh nach Liebe und Vertrauen, Sehnsucht nach Herzlichkeit und Gemeinschaft, wo doch alle ihre Tage dahingehen in gleichem Dienst! Immer bereit sein auf fremden Wunsch, stets höflich, stets korrekt, stets beherrscht und zurückhaltend sein bei allen Begegnungen des Tages, selten einen warmen Dank, nur hartes, kaltes Geld zum Lohne erntend, nie ein persönliches Wort, kaum einen dankbaren Blick empfangend. Da wächst im Herzen riesengroß das Heimweh, das heiße Sehnen nach etwas anderem, was nicht nur die Tasche, sondern auch die lechzende Seele füllt. Aber „selig sind die, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Unser Vater hatte dies „Heimweh“ völlig erfasst, so sehr, daß ein Kellner nach seinem Tode schrieb: „So wie Pfarrer Busch versteht uns Kellner niemand mehr.“ Und weil er sie verstand, darum erkannte er auch den Weg zu ihrer Hilfe. Er schaffte wohl im Komitee des Kellnerheims eifrig mit, für das äußere Wohl seiner Freunde zu sorgen, oft unter schwerer Anstrengung mit Mühen und Plagen in unzähligen Sitzungen, mit viel Laufen und Rennen zu Behörden und einflussreichen Personen, aber unendlich viel wichtiger als all das war ihm, ihre heimwehkranken Seelen „nach Hause“ zu führen.

So oft man ihn rief, so oft kam er: zu Vortragsabenden, zu Bibelstunden, zu Besprechungen in kleinen Kreisen. Er sprach zu ihnen über viel und mancherlei, aber alles hatte nur das eine Ziel, ihre Seelen heimzuführen. Konnte das irgend besser geschehen als mit der Frohbotschaft des Weihnachtsfestes, die den Frieden Gottes der armen, sich quälenden Welt bringt? Darum war unserm Vater der Weihnachtsabend bei den Kellnern das Allerliebste. Da spürte er mehr als je ihre Aufgeschlossenheit, ihr Verlangen, drum war ihm die späte Nacht nicht zu spät, der verlorene Schlaf nicht zu schade, die drangerückte Zeit nie zu kostbar. Dies Kellnerweihnachtsfest war auch ihm ein Fest, denn er durfte dabei Menschen dienen, deren Leben ein einziger, oft rauher und herber Dienst ist; durfte ihre Seelen, die immer unter Fremden und in der Fremde leben, heim nach Hause führen.

II.

In einer kleinen Straße Sachsenhausens steht ein großes Haus. Unsagbar nüchtern und kahl sieht es aus, und oft, so oft ich daran vorbeigehe, wird mir das Herz warm und über allem Kahlen, Grauen und Nüchternen liegt ein rosig verklärender Schimmer. Das ist das *M a r t h a h a u s*, ein Heim für alleinstehende Mädchen und Frauen, verbunden mit einem Hospiz und einer Haushaltungsschule, geleitet von Frankfurter Diakonissen. Und wenn ich es sehe, dann steigen in der Erinnerung all die vielen Nachmittage auf, da wir mit unserm Vater durch das große Tor hineingingen und ein Stündchen drinblieben, und diese Stunden haben uns das kahle, graue Haus lieb werden lassen.

Jeden Donnerstag, wenn die zwei großen, anstrengenden Konfirmandenstunden vorüber waren, und unser Vater für unsere Begriffe ein wenig Ruhe hätte haben sollen, ertönte ein frischer Pfiff durchs Haus, und Vaters Stimme rief: „Wer geht heut mit ins Marthahaus?“ Schnell waren eine oder zwei von uns Schwestern fertig, und fort ging's. Der Weg war zwar kurz, aber wunderschön, denn auf den Gängen zu diesem und jenem Ziel gehörte uns unser Vater ganz, da hörte er von

unserer Schularbeit, freute sich mit an unsern Erlebnissen mit Freundinnen, interessierte sich warm für das Buch, das uns gerade beschäftigte. Aber kaum waren wir durch das hohe Tor gegangen und hatten an der glänzenden Klingel geklopft, war er schon mit Leib und Seele bei dem neuen Dienst. Er wußte, hier wartete eine Schar von jungen Mädchen auf ihn, denen er die wöchentliche Bibelstunde halten sollte. Daß das eine Feierstunde für die fleißigen Haushaltungsschülerinnen war, das sah man schon der jungen Pförtnerin in ihrer frischen, sonntäglichen Schürze an, noch mehr aber dem strahlenden Gesicht, mit dem sie Vater begrüßte.

Feiertagsruhe lag über dem großen Arbeitsaal, in den wir jetzt traten. Wohl waren die großen, langen Tische die gleichen, an denen sonst genäht, geflickt, geschrieben wurde; aber heute waren sie abgeräumt von allem Arbeitsgerät, nur eine Bibel und ein Gesangbuch lag an jedem Platz. Wohl waren die Schwestern dieselben, die tüchtig und energisch bei allen Arbeitsstunden lehrten, zeigten und ordneten; jetzt aber saßen sie mit gefalteten Händen an ihrem Seitentisch, bereit, einmal zu nehmen, wo sie sonst immer nur geben und immer wieder geben mußten; und die sonst stets lebhafteste Mädchenschar saß ganz still, ganz gesammelt um den Tisch herum, die erwartungsvollen Augen auf unsern Vater gerichtet. Gar nichts Besonderes geschah in diesen Stunden: Gesang, Gebet, Bibellesen und Besprechung und dann noch eine Erzählung aus der Kirchengeschichte oder aus der Äußeren und Inneren Mission, wieder Gesang, das war das immer gleiche Programm, und doch lag Feiertagsglanz darüber. Mitten in der lärmenden Großstadt war hier ein stiller Saal, mitten im Getriebe der Arbeit der Woche war hier eine stille Stunde, mitten im Schaffen und Sorgen um die Dinge des täglichen Lebens war hier ein Hineintreten in das Reich des Friedens, ein Aufblicken zur Ewigkeit, in deren Glanz einem das Kleine klein und das wahrhaft Große groß wurde.

Diese Feiertagsstunden haben uns allen viel gegeben: manchen Schatz an köstlichen Erfahrungen, die Vater erzählte, manche Bereicherung des biblischen Wissens; aber vor allem waren

sie den jungen Mädchen Quellen der Kraft für die viele Arbeit der Tage, ein immer neuer Halt gegen die vielerlei Lockungen und Versuchungen, die an die Schülerinnen, die meist vom Lande kamen, in der Großstadt herantraten, und ein Wegweiser auf dem Wege des Lebens.

III.

„Papa, die Trambahn kommt!“ ruft unser kleiner Bruder ins Studierzimmer, wo Vater mit dem Küster redet und den Tagesplan mit ihm macht. Noch ein paar eilige Aufträge schon auf dem Weg zur Tür, ein Abschiedsgruß, während er nach dem Hute greift, und schon ist er zum Tor draußen und springt in ein paar Schritten der Elektrischen zu, die gerade vor dem Hause hält.

Kurz ist die Fahrt zum Basler Hof, dem Christlichen Hospiz, in dem Vater dreimal in der Woche die Morgenandacht hält; aber jeder Augenblick ist ausgenutzt: Gleiten auch die Augen über die Dinge da draußen, die herrlichen Bäume, den Mainstrom, die langen Häuserreihen; Vaters Blick geht nach innen, und all sein Denken, Wollen und Bitten konzentriert sich zu dem einen Punkt: „Wie bringe ich meinen Zuhörern heute morgen Seelennahrung, wahres Lebensbrot?“

In dem großen, bewegten Hotel nimmt ein kleiner, ruhiger Saal die Andächtigen und Andachtverlangenden jeden Morgen auf. Ein Choral erklingt, und mit innerer Freude und herzlicher Wärme spricht Vater kurz über Losung und Lehrtext des Tages. Ganz gleich ist's ihm dabei, ob er viel oder wenig Zuhörer hat, ob Hotelgäste darunter sind, oder ob sich nur Glieder des großen Personals versammelt haben; wenn nur die, die da sind, mittun und mitgehen auf den Weg, den er sie führen und mit ihnen gehen möchte, und er weiß und spürt es, daß da der kleine, heimwehfranke Liftboy oder das Zimmermädchen, das so allein bei allem Verkehr und Getriebe im großstädtischen Hotel ist, oft noch nötiger die helfende und führende Hand brauchen als mancher, der ruhig und sicher durch die Welt reist.

Sämnersarbeit geschah in diesen Morgenstunden, die nicht

raschen Erfolg und schnelle Ernte brachte, Arbeit, die in aller Stille Treue und Hingebung forderte, aber eine Arbeit, die den getreuen Knecht selbst bereicherte und stärkte, und deren Segen einst in der Ewigkeit hell und leuchtend offenbar werden wird.

IV.

Wie in so mancherlei Werke und Arbeiten des Reiches Gottes, führte der Weg unseres Vaters auch in das Frankfurter Diakonissenhaus. Er wurde in den Vorstand und bald zum ersten Vorsitzenden gewählt. In vielen Sitzungen beriet er die Anliegen und Sorgen des Hauses mit; manchen Gottesdienst, manche Wochenschlußandacht hielt er der großen Hausgemeinde, bei Festen und feierlichen Anlässen nahm er oft als Freund des Hauses teil und stärkte und ermunterte die Schwestern mit einer frischen, herzensewarmen Ansprache zu ihrer Arbeit.

Aber all der Dienst, den er dort tat, geschah ganz in der Stille, drang nie in die große Öffentlichkeit, und war doch vom Segen Gottes gekrönt, von dem Segen, von dem es heißt: „Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser.“ Als unsere Mutter nach Vaters Tode aus dem Pfarrhaus auszog und in der ganzen, großen Stadt sich nirgends eine Wohnung und ein Plätzchen zum Bleiben finden lassen wollte, da öffnete das Diakonissenhaus in dankbarer Liebe für das, was unser Vater ihm gewesen war, seine Tore, und in viel herzlicher Güte gewährten die Oberin und die Schwestern in einem der Häuser unserer Familie eine liebe Heimat, bis sie eine bleibende Wohnung gefunden hatte.

V.

Um den großen Tisch sitzt unsere Familie beim Mittagessen versammelt. Nur unser Vater fehlt; er ist bei einer Sitzung des Komitees der Basler Mission in Basel, wo über eine sehr wichtige Frage beraten und ein folgenschwerer Entschluß gefaßt werden soll. Es handelt sich darum, ob Basel den Ruf, eine Arbeit in Logo aufzunehmen, erhören und ihm Folge leisten soll.

Zwei Nächte opfert unser Vater, um bei der Sitzung zu sein. Eigentlich reicht seine Zeit wirklich nicht zur Reise, aber die Frage ist ihm so wichtig, und er möchte nicht, daß seine Stimme bei der Schlusentscheidung fehlt.

In der fröhlichen Tafelrunde denken wir auch an ihn und die Togoangelegenheit, aber bald schwirren die Stimmen durcheinander, sind doch die Mahlzeiten die schönen Gelegenheiten, wo die ganze Hausgemeinde beieinander ist und jedes dem andern von seinem Erleben mitteilen kann.

Da plötzlich schellt es. Ein Telegramm wird hereingetragen. Sofort ist alles lautlos still, während Mutter es öffnet. „Arbeit in Togo beschlossen!“ heißt es. Da bricht ein Schrei der Begeisterung und ein Jubel los, der fast keine Grenzen kennt. Am Haus Vorübergehende mögen die Köpfe geschüttelt haben an dem Freudenlärm und wohl auch diese und jene Ursache dazu angenommen haben. Aber auf den Gedanken kam wohl keiner, daß da Freude herrscht, nicht über das große Los oder über die Ankunft eines Onkels aus Amerika und dergleichen mehr, sondern einzig und allein, weil eine Missionsgesellschaft eine neue Arbeit wagt und der Siegeszug des Evangeliums weitergeht.

Aber diese Freude war nur so stark und überströmend, weil sie in dem warmen Herzen unseres Vaters ihren Ursprung hatte und von ihm auf uns übergang und uns immer wieder neu belebte. Sein Glück über diese Togoentscheidung war so groß, daß er es nicht erwarten konnte, bis er es den Seinen erzählen durfte. Er mußte der Begeisterung einen Ausweg schaffen, und darum telegraphierte er.

Dies kleine Erlebnis ist bezeichnend für das ganze Verhältnis unseres Vaters zur Mission. Sein Herz, seine warme Liebe gehörte ihr. Er war so durchdrungen von der Wichtigkeit des Heilandsgebotes: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!“, daß er, so weit es ihm nur möglich war, alles, was er hatte, seine Zeit, seine Kräfte, seine Gaben, sein Haus in den Dienst der Mission stellte.

Liebe gibt offene Augen und macht erfindend. So fand unser Vater immer neue Wege und Möglich-

keiten, Missionsinteresse und Verständnis oder wenigstens auch nur ein wenig Kenntnis von der Mission zu vermitteln. In den Konfirmandenstunden, bei seinen Jünglingsvereinen, in der Sonntagsschule, im Kreise der jungen Mädchen, im Schulunterricht, in besonderen Missionsstudienkränzchen für die gebildete Jugend, auf der Kanzel, überall erzählte er vom Erleben auf den Missionsfeldern oder von den prinzipiellen Fragen der Heidenmission. In all den Gemeinden, in denen er längere Zeit war, hat er regelmäßige Missionsstunden eingerichtet. Allerdings konnte er dies nur, weil er sich selbst dauernd auf dem Laufenden hielt: denn die Liebe ist auch voll Interesse und Anteilnahme.

Konnte unser Vater auch nicht selbst die Freuden und Leiden der Missionare miterleben, konnte er auch nicht selbst die Entwicklung der Dinge auf den einzelnen Missionsgebieten in Augenschein nehmen, so verfolgte er doch all dies aufs genaueste in den Missionszeitschriften. Jede Woche brachte ihm eine Reihe der verschiedensten Missionszeitschriften, die er nicht nur hielt, sondern las, so gründlich las, daß er nicht nur über die Lage im allgemeinen unterrichtet war, sondern zu unserm immer neuen Erstaunen vielfach die einzelnen Stationen und die Missionare dort mit Namen kannte.

Liebeschaftaber auch Gemeinschaft. So brachte unsers Vaters Missionsliebe einen reichen Verkehr mit den Missionsanstalten da und dort, zu deren Sitzungen und Konferenzen er eingeladen wurde. Sie schenkte ihm ein inniges Band der Gemeinschaft mit Missionsfreunden in Stadt und Land, die nur zu gern den Gleichgesinnten zu Festpredigten und Missionsvorträgen aufforderten, die er annahm, so weit er's nur mit seinem Pfarramt vereinigen konnte. Und sie brachte ihm die Verbindung und Freundschaft mit vielen einzelnen Missionaren, die in seinem Hause jederzeit Aufnahme und eine Heimat fanden, denen er in großen Versammlungen in der Kirche oder in kleinen Kreisen, oder z. B. alljährlich bei einem Missionstee in seinem Gemeindehause, zu dem einzeln persönlich eingeladen wurde, Gelegenheit gab, zu reden und von ihrer Arbeit zu erzählen.

Und endlich: Liebe erzeugt Wärme und weckt neue Liebe. Das durfte auch unser Vater erleben. War oft der Boden hart und steinig und namentlich in Frankfurt völlig verschlossen für die Gedanken der Mission, stand doch dort alles, besonders auch die gebildete Welt, unter dem Eindruck: „Warum zu den Heiden gehen, wo im Vaterland so viel Not ist!“ und „Warum die Naturvölker aus ihrer glücklichen Ruhe und Naivität aufstören?“ War so die Arbeit oft schwer und mühsam, so legte doch Gott seinen Segen darauf und ließ den treuen Arbeiter am Werk des Herrn erleben, wie da und dort Menschen von seiner Missionsliebe angesteckt wurden, wie sich Herzen für die Missionsarbeit erwärmten, Hände zum Geben öffneten, und wie sich allmählich ein Kreis von Leuten sammelte, von denen er wußte, die stehen mit an in Gebet und Flehen für die Verkündigung des Evangeliums in der Heidenwelt, die unterstützen mit Geld und Gaben die Arbeit der Missionsanstalten und tragen als warme Missionsfreunde Missionsliebe und Missionsinteresse in immer weitere Kreise hinein.

Ein Höhepunkt im Jahr für diese seine Missionsfreunde bildete der erste Epiphaniasonntag, wo Vater all die Sammler der Halbbagenkollekte und die Besitzer von Missionsbüchsen in sein Haus einlud, und später, als der Kreis zu groß wurde, ins Gemeindehaus, und dort bei gemütlichem Kaffeetrinken die Büchsen leerte und ihren Inhalt zählte, wo er sie alle zum Weitermachen ermunterte und stärkte und ihnen Neues und Wichtiges von der Mission erzählte. Und mehr als manche große feierliche Veranstaltung hat dies trauliche Zusammensein in seinem Haus und seiner Familie dazu geholfen, das Band der Gemeinschaft zu festigen und die Missionsliebe vor dem Erkalten zu bewahren.

VI.

Lang ist's her, es war noch in der Elberfelder Zeit, da gingen unsere Eltern eines Sonntagmorgens von der Kirche heim, erfüllt vom Geredeten und Gehörten. Da gesellte sich ein lieber Freund zu ihnen, der ehemalige Missionsinspektor Hausleiter, der von etwas anderem gänzlich erfüllt war und nur das eine Bestreben

hatte, seinen Freund für seine Sache zu gewinnen. Er wollte gern, daß unser Vater die Arbeit an der Ausbreitungsgesellschaft übernehmen sollte. Er redete unaufhörlich auf ihn ein, während sie durch das enge Thal gingen; er erklärte ihm aufs genaueste, was die Ausbreitungsgesellschaft sei und wolle. Sie ist ja eine Arbeit an und unter den Katholiken, die in aller Stille, nicht in wüstem Hezen und Kampf ihren Dienst tun will, deren Ziel nicht ist, möglichst viele zum Übertritt zu gewinnen, sondern dem sich sehnenden katholischen Bruder die Bibel zu bringen, die ihm seine Kirche versagt.

Bibel verbreiten, Wort Gottes weitergeben, das war nun freilich ein Werk, das ganz im Sinne unseres Vaters geschah, und doch weigerte er sich erst aufs entschiedenste, mitzutun, weil sein Pfarramt an und für sich so groß war, weil er stets mehr Arbeit hatte, als er fast bewältigen konnte. Aber der Freund ließ ihn nicht los, in Rede und Gegenrede ging's den steilen Berg hinauf unserer elterlichen Wohnung zu, und wirklich, als sie oben waren, war Vater gewonnen. Zu schwer konnte er nein sagen, wo man ihn zur Hilfe rief, und von diesem Augenblick an gehörte seine Kraft, seine Zeit, sein Beten und Lieben auch dieser stillen und doch großen Arbeit.

Er wurde bald Vorsitzender der Ausbreitungsgesellschaft. Das ist ein trockenes Wort und macht keinem klar, welche Fülle von Mühe und Aufgaben dahintersteckt, es zeigt niemand die Stapel von Briefen, die für diese Sache so oft morgens auf Vaters Schreibtischecke lagen, die er in der Morgenfrühe und Morgenstille geschrieben hatte, während das ganze Haus noch schlief, es zeigt niemand, es redet zu niemand von den langen stillen Stunden in seinem Studierzimmer, wo er mit Katholiken redete, die durch die Ausbreitungsgesellschaft angefaßt waren, die nicht mehr aus und ein wußten und so gern zur Klarheit kommen wollten und unsern Vater um Aufnahme in die evangelische Kirche baten. Es zeigt auch nicht die kleinen und großen Kirchen, die vollen riesigen Säle in den Städten und die engbesetzten kleinen Versammlungsräume auf dem Lande, wo unser Vater vorne am Rednerpult stand und von der Arbeit und

seinen Reisen dafür erzählte und bei seinen Zuhörern um Mitarbeiter erwarb, die nicht nur bequem den kleinen Jahresbeitrag zahlten, sondern sich verpflichtet fühlten, jedem katholischen Bruder, in dessen Umgang sie kamen, etwas mitzugeben von ihrem innersten heiligsten Besitz.

Etwas vom Schönsten, was unserm Vater selbst die Arbeit bei der Ausbreitungsgesellschaft brachte, waren seine Reisen in katholische Gegenden und Länder, die wir ja in diesem Zusammenhang nicht ausführlich schildern können; aber doch sollen uns einige kleine Bilder etwas von ihnen erzählen:

Im August 1904 reiste er mit seinem Schwager Albrecht Kullen, der ihm stets ein besonders lieber Reisekamerad war, nach Osterreich, einer Einladung der Gräfin de la Tour in Treffen in Kärnten folgend. „Wer ist diese Gräfin de la Tour?“ Darüber schreibt unser Vater selbst:

„. . . Kärnten ist ein schönes Land, aber es leidet an furchtbaren Schäden. Das Landvolk, das in der Umgegend von Treffen wohnt, ist überaus arm und dürftig. Und zwei Feinde sind es namentlich, die am Mark dieses armen Volkes zehren: die Trunksucht und die Unzucht. Schon die kleinen Kinder bekommen Schnaps zu trinken, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß in der Treffener Kleinkinderschule die Kleinen am Montagmorgen noch an den sichtlichen Folgen des Schnaps- genusses litten. Wilde Ehen sind eine leider nur allzu häufige Erscheinung. Den Heiland, der allein aus all dem Elend erretten könnte, kennt das arme Volk nicht. Das Wort Gottes, das diesen Heiland und den Weg zu ihm verkündigt, gibt ihm die katholische Kirche nicht. Da ist der edlen Gräfin de la Tour die Not ihres Volkes zu Herzen gegangen, und sie hat allerlei Arbeiten in Angriff genommen, um die Wunden des leidenden Volkes zu lindern und ihm das teure Evangelium von Christo Jesu zugänglich zu machen. Sie gründete eine evangelische Schule, eine evangelische Kleinkinderschule, ein Vereinshaus und an einem andern Ort ein evangelisches Waisenhaus“. Und zum Jahresfest aller dieser Häuser lud sie unsern Vater als Fest-

redner ein. Vater erzählte oft und viel von diesem herrlichen Festtag.

Denkt euch einen alten gräßlichen Park mit prächtigen Baumriesen, grünen Rasenflächen, gepflegten Wegen! Heut' ist er voller Leben. In großem Zuge sind sie heut morgen eingezogen: voran die Kinderschüler zu Fuß oder in kleinen, mit Grün besteckten Wagen. Dann kamen mit festem Tritt die Schulkinder und Anstaltsbuben, alle mit leuchtenden Blumensträußchen geschmückt, dann die Gräfin mit ihren Gästen, und hinter ihnen ein Strom von Menschen, meistens einfache Landleute aus der näheren und ferneren Umgebung. Und all die vielen Hunderte lagern sich unter den großen alten Bäumen und lauschen dabei dem Wort Gottes, das ihnen verkündigt wird. Die Baumwipfel rauschen leise, und die Grillen zirpen im Gras, sonst stört nichts die andächtige Stille, die da herrscht und die da anhält Stunden hindurch. Von 9 bis 12 Uhr hören sie zu, hören mit Aufmerksamkeit und Begier, hören mit Spannung und Hunger der Seele. Da war's herrlich reden für die vielen, die etwas zu sagen hatten, und Vater sagte öfter, solche aufmerksamen Zuhörer seien etwas Köstliches. Da spüre man ordentlich, wie das Erdreich für den Samen des Wortes Gottes bereit sei und man hat gute Hoffnung auf eine Freudenernte.

So reichlich die geistliche Speise war, so reichlich wurde nun auch der Leib gelabt. Im Schloß wurden an großen Tafeln über hundert Gäste gespeist und im Park unter Gottes liebem Himmel noch viel mehr. In solchen Stunden wuchs mehr als in langen Jahren sonst das Band der Zusammengehörigkeit der Evangelischen in diesem katholischen Lande. Überall fröhliches Lachen, strahlende Augen und ein jubelndes Singen zum Lobe Gottes und im Dank gegen ihn.

Vater begegnete unter all den Fröhlichen einem alten Mann, der so besonders glücklich durch die Menge schritt. Er kam ins Gespräch mit ihm, und siehe da, was war die Ursache dieses auffallend strahlenden Glückes? Ein Paar echte hirschlederne Hosen. „D,“ sagte der Alte, „seit ich denken kann, war das mein Wunsch, so ein Paar rechte, echte, gute Hirschlederne,

aber so was kann sich unferne nicht leisten. Denken Sie, was tut unsere Frau Gräfin? Die hat mir ein Paar geschenkt, hören Sie, geschenkt . . . allerdings“ — er kraute sich hinter den Ohren — „eine Bedingung ist dabei, eine Bedingung“ — und dabei wurde sein Gesicht sehr bedenklich — „ich soll nie mehr einen Kauf haben, wenn, ja wenn, ach — nein, ich krieg’ keinen, aber wenn je, dann müßte ich halt, nein, das kommt aber nicht vor! Dann müßte ich halt meine Hirschledernen hergeben. Bei Gott, nein, das soll sie nicht erleben!“ —

An diesem Ausspruch und an vielem andern merkte Vater, wie lieb man die edle Gräfin hatte, und wie ihre Arbeit vielen zum Segen war.

Bitter ungerne riß sich Vater aus diesem Kreise los, aber sein Weg führte ihn weiter an noch andere Orte und zu andern Menschen, die seiner begehrten.

Es war gegen Abend, als die beiden Reisegefährten in einem ganz kleinen Ort in Krain ankamen, dessen katholischer Priester unsern Vater dringend um einen Besuch gebeten hatte. Der Zug fuhr fort, die beiden standen am Bahnhof, bald umringt von einem Häuflein Leute. So selten, so sehr selten kam ja hier ein Fremder an, da mußte man doch schauen, was diese zwei vorhatten. Ach, und wie groß war erst das Verwundern und Erstaunen, als die beiden eine Sprache redeten, die niemand noch gehört hatte. Vater war dies allerdings kein bißchen interessant, er wurde allmählich ratlos, als er merkte, daß hier keine der ihm bekannten Kultursprachen verstanden wurde, daß jedes Wort, um das er sich bitter anstrengte und mühte, nur belustigendes Lachen und staunende Blicke hervorrief. Aber Vater gab keinen Kampf so schnell auf, er versuchte immer neue Mittel, um zum Ziel zu kommen. Er fing an, mit den Händen allerhand Zeichen zu machen, und endlich beginnt er auf dem Bahnhofsplatz das Kreuz zu schlagen, zu segnen, die Hände immer wieder zum Gebet zusammenzulegen und leise dabei das lateinische Vater-Unser und das Ave Maria zu beten. Da endlich, endlich geht ein Dämmern und bald ein Verstehen durch die Reihen: Sie wollen zum Priester! Und im Triumph werden sie nun an das stille düstere

Haus geführt, wo eine einsame Seele in Zerrissenheit und Zweifel wartet, und wo nun bald das helle Licht des Evangeliums leuchtet und alle Zweifel und Sorgen zerschlägt und eine geknechtete Seele befreit einer neuen Zukunft zuführt. —

Wenn Gott ihm solches Erleben schenkte, vergaß Vater alle Schwierigkeiten und Mühen der Reise, und nur großer Dank gegen Gott blieb, der Menschen und ihre kleinen Dienste benützt, sein Reich auszubreiten.

VII.

Nach dem Tode unseres Vaters schrieb ein Mitglied des Wartburg-(Jungmänner)vereins an unsere Mutter einen ergreifenden Trauerbrief, in dem eine Stelle bezeichnend für die ganze Arbeit unseres Vaters an der Jungmännerwelt war. Da heißt es: „. . . Es sind viele Jünglinge, die heute den Vater zur letzten Ruhe begleiteten und in tiefer, aufrichtiger Trauer mit Ihnen allen am Grabe standen. Wie vielen von uns Wartburgern fehlt das rechte Elternhaus, und wir fanden keine väterliche Freundschaft, außer bei Vater Busch.“

Da war es gesagt, worin die Stoßkraft seiner Arbeit an den jungen Männern bestand: daß er ihnen in Wahrheit ein Vater war.

Wohl hat er auch in der äußeren Organisation der Jugendpflege nach Kräften mitgewirkt. Er übernahm das Amt eines Kreispräsidenten der Mainkreisverbindung mit all seinen Verpflichtungen in Sitzungen und Besprechungen, Festpredigten und Konferenzvorträgen. Viel wichtiger aber war es ihm, den jungen Männern, die ihm sein reiches, bewegtes Leben persönlich in den Weg stellte, ein Freund und Vater zu sein. Dies warme, herzliche Gefühl hatte er für jedes junge Menschenkind, das ihm begegnete, und für die Menge der Vereine, in die er kam, besonders natürlich für die Lukasabteilung des Wartburgvereins, die ihm anvertraut war. Ihnen wollte er nicht nur der Vereinsleiter sein, der die offizielle Zeit bei ihnen war und sie auf gute und bessere Art unterhielt. Als ein rechter Vater gab er ihnen so viel Zeit, als er nur konnte, sah auch geschwind zu

ihnen herein, wenn sie sich selbst beschäftigten, lief am Sonntag dann und wann auf ihren Spielplatz, wo sich die jungen Leiber tummelten und stählten. Als ein rechter Vater freute er sich mit an ihren Freuden, sah nicht verächtlich auf ihre oft noch jugendlichen, ja bubenhaften Späße und Einfälle. Voll Verständnis und Humor für alles, was nicht Sünde war, konnte er mit ihnen lachen und scherzen.

Als ein rechter Vater öffnete er ihnen gleich den eigenen Söhnen sein Haus, ja zu Zeiten dem ganzen Verein. Als in den Kriegsjahren der gewöhnliche Vereinsaal als Lazarett benutzt wurde und die jungen Leute sich nach einer neuen Heimat umsahen, gab Vater ohne Besinnen unser größtes Zimmer her. Wie oft hieß es nun Freitagsabends, wenn die Familie beim Abendessen saß: „Macht schnell, der Wartburgverein kommt!“ Im Augenblick war da die Mahlzeit beendet, denn ehe die Jünglinge kamen, gab's immer noch allerhand zu tun. „Alle Mann auf Deck!“ rief Mutter da meistens. Die Großen von uns hoben und trugen die schweren Tische, und die übrige Kinderschar stieg auf den hohen Speicher hinauf, wo die Stühle für den Verein standen. Und im Gänsemarsch ging's hintereinander wieder herunter, jedes einen Stuhl für sich balanzierend. Natürlich langte ein Gang nicht; wir mußten noch verschiedene Male die Treppen hinauf und herunter, bis für alle ein Stuhl da war. Aber wir taten's fröhlich und gern, sahen wir doch, wie Vater sich freute. Ihn berührte es nicht — und Mutter war da ganz mit ihm einig —, ob viel Schmutz ins Haus getragen wurde, ob der schöne Parkettboden Flecke und Kratzer bekam und vielleicht das Sofa und die Möbel ein wenig oder sehr litten. Er war glücklich, daß „seine Jungens“ zu ihm kamen und in seinem Hause sich wohl fühlten.

Aber als ein rechter Vater gab er ihnen noch mehr, gab ihnen von den besten Gütern, die er besaß. Wie bei aller Arbeit, so war auch hier sein Ziel, die jungen Männer in ein Verhältnis zu Gott zu bringen, ihnen den Weg zu Christus zu zeigen.

Ein junger Freund, der eine Weile Vaters Schüler war, schrieb nach seinem Heimgang ein kurzes Wort der Erinnerung

in ein Jugendblatt, das das zum Ausdruck bringt, was Vater all seinen jungen Freunden sein wollte und sehr oft auch war:

„ . . . Um mir die Zeit recht zu vergegenwärtigen, die ich als Teilnehmer des Jugendpflegekurses in Frankfurt a. M. als sein Schüler erleben konnte, sah ich den Stundenplan nach, die Fächer festzustellen, die der Verstorbene zu behandeln hatte. Ich war erstaunt zu lesen: „Jünglingsbündnisse“, „Kirchliches Leben“. Diese so trocken klingenden Stoffe stehen in gar keinem Einklang mit der Lebendigkeit, mit der sich diese Stunden in Herz und Gedächtnis eingegraben haben. Wenn ich mich nun frage, wie das kommt, was es war, das die Stunden so groß und schön und eindrucksvoll gestaltete, so wird es mir klar, daß nicht die Wucht der Gedanken oder der Schwung der Darstellung es waren — freilich, beides fehlte nicht —, sondern daß es etwas anderes war. Schöne und gute Gedanken verfliegen; was bleibt, ist der Eindruck der Persönlichkeit. Und das war das Geheimnis des Dahingeshiedenen. Er war eine christliche Persönlichkeit, ein Mann aus einem Guß. Diese schlichte, demütige Art, voll sprudelnden Humors, natürlich, weitherzig — nichts Menschliches war ihm fremd — dabei aber im engsten wie selbstverständlichen Anschluß an seinen himmlischen Vater. Das machte ihn groß. Er war einer von den Seltenen, bei denen Christentum nicht Beruf, Absicht, Berechnung oder sonst was ist, sondern bei ihm war es Art, Wesen. Das kam zum Ausdruck ganz gleich, ob man ihm im Unterricht, auf der Kanzel, im Vortrag oder auf der Straßenbahn begegnete. Da war nie etwas von gemachter Würde und Feierlichkeit, da redete immer der Mensch zum Menschen, der war, was er sein mußte. Er brachte es unausgesprochen zum Ausdruck, daß er durch dieselbe Tür zum Himmel müsse, durch die alle gehen, die überhaupt hineinkommen. Das ließ ihn überall den rechten Ton finden, der ihm Zugang zu den Herzen verschaffte. Weil er ein Christentum vorgelebt hat, wird sein Einfluß weit über das Grab hinausreichen. Wenn er auch der letzte gewesen wäre, der sich zum Vorbild hingestellt hätte, er wäre aber der erste gewesen, der uns auf den hingewiesen hätte, der Kern und Stern seines Lebens war: Jesus

Christus. Auf ihn zielte alles. Unser Gedenken und unsere Dankbarkeit soll sich darum darin beweisen, daß wir die Wege gehen, die der Heimgegangene in Wort und Wandel gegangen ist.“

VIII.

Nacht liegt über den Straßen. Verloren hupt hie und da ein Auto, einsam hallt da und dort der Schritt der Polizisten oder eines seltenen Fußgängers. Sonst ist alles still.

Das ist die Zeit, die Vater oft zur Arbeit braucht. Das ist die Stille, die er sich manchmal ersehnt im Getümmel der Tage, wenn irgendwelche Aufgaben am Schreibtisch auf ihn warten. Unter Tag kommt er nicht dazu, da klingelt das Telephon, da schellt es an der Haustür, da geht es aus und ein. Aber in der dunklen Morgenfrühe ist er ungestört. Leise schleicht er aus dem Schlafzimmer, niemand von seinen Lieben soll erwachen. Leise geht er die Treppe hinunter, und schon erglüht das Licht im Studierzimmer. Den vorübergehenden Wächter der Wach- und Schließgesellschaft regt das nun nicht mehr auf, seit er ein paarmal ganz erregt klopfte und nachsah, was für Diebe da einbrechen wollten und lachend für seine Pflichttreue mit einer Zigarre getröstet worden war. Nun weiß er, da ist ein Mann wie er auf dem Posten und arbeitet. Der draußen geht und geht unermülich durch die Straßen um die anvertrauten Häuser; der drin sitzt ganz still, aber desto eiliger läuft seine Feder übers Papier. Wir fragten unsern Vater manchmal, warum er beim Schreiben sich so selten oder fast nie zu besinnen brauche, ob er denn gar nicht erst nachdenken müsse — das hätten wir in unserer kindlichen Liebe ja ohne weiteres geglaubt —; aber er antwortete uns dann jedesmal, wie er auf seinen Gängen zu Sitzungen und Besprechungen, auf seinen Wegen in der Gemeinde, wenn er allein sei, so wunderschön Zeit habe, manches zu überdenken und zu überlegen. Es sei doch schade, wenn man solch kostbare Zeit unbenützt lasse. So kam's, daß er meist schrieb, als werde ihm diktiert, und wir staunten oft, wenn wir zur Morgenbegrüßung zu ihm kamen, wie viel er in diesen frühen Stunden geleistet hatte. Da lagen die druckfertigen Seiten für

so manchen Artikel der Blätter, die er zeitweise redigierte, des „Himmelan“, des „Licht und Leben“, des „Sontagsgrußes für Frankfurt“, der „Lebensfragen“. Viel Zeit konnte er all diesen Blättern nicht widmen, aber was er ihnen gab in den Leitartikeln, kam aus dem Innersten seines Herzens und ging wieder zu Herzen und war wahre Nahrung für das Herz.

Aber Vaters Schreibtisch sah noch mehr schriftstellerische Arbeit. Einmal wollte der Herausgeber eines Kalenders drei, vier Tage durch unsern Vater versorgt wissen, ein andermal sollte er einen Abschnitt für ein Andachtsbuch liefern. Ja, der Schreibtisch sah hier und da auch ganze Bücher entstehen, wenn Vater darum gebeten wurde (Tante Hanna, Ein schwäbisches Dorfschulhaus, Esra, Nehemia, Esther, Die Offenbarung usw.). Er konnte ja so schlecht „nein“ sagen, wenn man ihn um etwas bat; und gerade diese Bitten erfüllte er besonders gern, weil er spürte, wie ihn all diese Arbeit selbst bereicherte und Befruchtung für sein Amtsleben bedeutete. Pfarrer Gauger schrieb nach seinem Tode: „. . . er versagte sich nie. Wer ihn bat, dem gab er. Stand ihm die Zeit und die Macht zu Gebot, so half er, ohne sich lange zu bedenken. In diesem Stück wird ihm kein Mensch gleichgekommen sein. Ich wüßte nicht, wann er einmal einen Korb sollte ausgeteilt haben. Als Frau Hanna Faust in Elberfeld starb, da stand es fest, daß ihr ein Buch gewidmet werden mußte. Ich fragte da und dort herum, kam aber nicht zum Ziel. Dr. Busch sagte sofort zu, und er war der richtige Mann. In kürzester Zeit schrieb er diese volkstümliche Lebensbeschreibung. Einmal erhielt er das Angebot, für das bei Bertelsmann in Gütersloh erschienene Mayersche Bibelwerk die Offenbarung Johannes zu bearbeiten. Und siehe da, er tat's und vollendete das Werk . . .“

Ja, „er tat's“, obwohl ihm manchmal anfangs die Sache gar nicht lag. Und ich kann mir noch denken, wie er mit Sorge von den Büchern Esra, Nehemia, Esther sprach, aus denen sich doch nur schwer etwas Erbauliches und wirklich Praktisches für den einfachen Leser gewinnen läßt. „Aber den Aufrichtigen läßt's

der Herr gelingen.“ Gerade von diesen drei Büchern weiß ich, wie mancher Seele sie zum Segen wurden.

Aber Vaters Schreibtisch sah auch stille, ernste Schreibarbeit, die nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt war, aber die vielleicht in ihrer Art noch wichtiger und wertvoller war. Nach allen Richtungen unseres Heimatlandes und über seine Grenzen hinaus gingen die seelsorgerlichen Briefe aus seiner Hand, deren Zahl niemand kennt, deren Inhalt wir nicht wissen, deren Wirkung uns meist verborgen blieb. Aber Gott, in dessen Namen und zu dessen Ehre und in dessen Auftrag sie geschrieben wurden, kennt sie und ihre Frucht.

„Seine Herrlichkeit schauen“ und „in und bei Gott leben“, das sind Wendungen, die in all seinem Geschriebenen immer wiederkehren. Das war Vaters Ziel für sich und für alle, an denen er arbeitete, und diesem Ziel auch und nichts anderem sollte letzten Endes alles, was er in diesen stillen Stunden schrieb, dienen.

IX.

Ein Schnellzug braust durch die Nacht. Unaufhaltsam geht es durch das holländische Land der Küste, dem Meer entgegen. Aber davon sehen die Insassen nichts. Vor den Fenstern liegt schwarze, undurchdringliche Finsternis, an die Scheiben klatscht der Regen und an die Ohren klingt unheimliches Sturmesbrausen.

In einem hell erleuchteten Abteil sitzen schweigsam ein paar Reisende. Nur wenn der Sturm gar zu arg tobt oder der Regen mit verstärkter Wut ans Fenster schlägt, hört man den oder jenen sagen: „Heut' Nacht ging ich aber gewiß nicht aufs Schiff!“ oder: „Nein, bei dem Wetter bliebe ich bestimmt an Land!“ Und immer wieder antwortet dann die gleiche tiefe, ruhige Stimme: „Und ich muß heut' Nacht aufs Schiff, ich werde in London erwartet. Ich habe versprochen zu kommen, und da komme ich eben.“ —

Nach und nach werden die Stimmen der andern dringlicher, denn je näher es der Küste zugeht, desto schauerlicher wird das

Unwetter. Da pfeift's und heult's, da braust's und stößt's, daß es einem angst und bange werden kann. „Aber da hilft alles nichts,“ sagt unseres Vaters Stimme, denn er ist's. „Ich muß heut' Nacht fahren, ich hab's versprochen.“ Er ist aufgefordert vom Deutschen Christlichen Verein Junger Männer in London, ihnen 10 Evangelisationsvorträge zu halten. Am nächsten Abend ist der erste. Vater konnte nicht früher von seiner Gemeinde weg; so bleibt nur diese Nacht zur Überfahrt. Mir, die ich mit ihm reisen darf, wird die Sache auch allmählich bedenklich, aber Vaters Ruhe und Sicherheit hat uns Kindern schon oft alle Angst genommen. So ist's auch heute. Wohl geht noch einmal ein banges Fragen durch mein Herz, als der Zug hält und wir aus der warmen, hellen, sichern Gemütlichkeit des kleinen Abteils herausmüssen in Nässe und Sturm und ein Getöse, das einen den andern nicht mehr verstehen läßt. Aber Vater geht sicher und unbewegt dem Schiffe zu. Er sieht nicht mehr das Kopfschütteln unserer Mitreisenden, hört nicht mehr ihre Warnungen. Sein Weg steht fest und damit meiner auch. Wie wir in der Dunkelheit aufs Schiff kamen, weiß ich heute nicht mehr, und an die Nachtfahrt mit ihren Schrecken mag ich auch nicht mehr denken. Aber das steht leuchtend vor meiner Seele und wird mir unvergeßlich bleiben, wie uns der Leiter des E. V. M. am Bahnhof in London empfing. Strahlenden Auges faßte er mit beiden Händen immer wieder unseres Vaters Hand: „Das vergelte Ihnen Gott, daß Sie Wort gehalten haben. Wir fürchteten schon so sehr, Ihre Ankunft verzögere sich der Oktoberstürme wegen, und doch wäre es uns so schwer gewesen, weil wir alles in Bewegung gesetzt haben, um heute abend möglichst viele junge Deutsche bei uns zu haben. Hätten sie heute unverrichteter Dinge heimgehen müssen, wer weiß, ob sie je wiedergekommen wären. Gott Lob, daß Sie da sind!“ „Ja, Gott Lob,“ sagte still unser Vater. Er wußte, wem er sich in die Hände gegeben hatte, wer ihn sicher geleitet und wem nun sein stiller, aber ganzer Herzensdank gehörte. —

Reiche Tage kamen nun in London. Reich an gewaltigen Eindrücken von der großen Weltstadt. Die Vorträge waren

alle am späten Abend. Am frühen Morgen hielt Vater die Andacht in dem schönen deutschen Hospiz, in dem wir wohnten. So gehörte der ganze lange Tag uns, und wir konnten das große London nach allen Richtungen kennenlernen. Vater war ganz gepackt davon, wie alles, aber auch alles, in dieser Stadt in riesenhafte Ausmaße geht. Da fiel einem natürlich zuerst die Mannigfaltigkeit und Größe des Verkehrs in den Straßen und die Weite des unendlichen Häusermeers auf. Aber wie staunten wir dann auch über die riesigen Hafenanlagen, wo Schiffe aus aller Welt lagen, und über die langen, endlosen Geschäftsstraßen, wo Laden an Laden und darüber Büro an Büro lag; oder über die weiten, vornehmen Parks, die uns alles Großstadttreiben vergessen ließen. Ganz besonders überwältigt war Vater von der Größe und dem Reichtum im Britischen Museum und in den anderen Sammlungen, in denen das mächtige England Schätze aus aller Welt zusammengetragen hat.

Aber dann auch war Vater mehr als irgendwo sonst in einer Großstadt von den sozialen Gegensätzen gepackt, weil sie hier wie alles ins Riesenhafte gingen und darum desto krasser wirkten. Auf der einen Seite üppigster Reichtum: große, bequeme Willen und gepflegte Parks, bestgeschulte Dienerschaft und in den Häusern ein Leben, das mit allen Enden der Erde in Berührung stand, wo man immer Ausländer traf, und wo man spürte, wie sich dem englischen Volk im Großen und Kleinen aller Reichtum der Erde zu Füßen legt. Auf der andern Seite eine Armut und ein Elend, wie wir es nicht kennen: riesengroße Stadtviertel, wo Vater nur mit einem Polizisten durchgehen konnte, wo mehr Baracken und Höhlen als menschliche Wohnungen waren, wo man immer wieder Karren vorüberfahren sah, auf die man Betrunkene, namentlich auch Frauen, aufgeladen hatte, wo man rudelweise gänzlich verschmutzte und verkommene Kinder sah, die weder von Vater noch Mutter wußten und sich vom Bettel oder auch vom Diebstahl ernährten, oder, wie ich es abends öfter sah, aus den Abfalleimern vor den Haustüren gierig Kartoffelschalen und Fischabfälle, Knochen und Brotrinden heraussuchten und daran nagten.

Bei der Größe der Not empfanden wir es geradezu dankbar, daß auch die christliche Liebestätigkeit ungewöhnlich groß ist. Vielleicht ist die reiche Mannigfaltigkeit der christlichen Werke der Barmherzigkeit auch eine Folge der unendlichen Mannigfaltigkeit der christlichen Kirchen, Sekten und Gemeinschaften, die alle besondere soziale Arbeit und christliche Liebestätigkeit treiben.

Wir besuchten eine Familie, deren sechs Glieder, Vater und Mutter und vier Kinder, äußerst harmonisch miteinander lebten, aber von denen doch jedes, jedes allein einer besonderen Kirche angehört und in ihr mitarbeitet. Und so findet man es häufig.

All' dies zu sehen und kennenzulernen, füllte unsere Tage und machte sie wertvoll für uns.

Noch reicher aber wurden die Tage für Vater durch das innige Band der Gemeinschaft mit lieben Kindern Gottes, mit denen er sich täglich zum Gebet vereinigte. Und der größte Reichtum bestand wohl darin, daß Gott sich zu seiner Arbeit bekannte und sie segnete, so daß er immer wieder, namentlich auch im Kriege, durch Briefe von Soldaten, die damals seine Zuhörer waren, den Früchten dieser Sämansarbeit begegnen durfte.

X.

In einem wundervoll hohen Buchenwald an der Bergstraße stehen versteckt und verborgen einige Trümmer, alte Steine, die von früherem Leben reden. Die Grundrisse einer Kapelle, der „Not Gottes“, wie sie im Volksmund heißt, sind dort zu sehen. Meist liegen sie still und einsam, nur die Sonnenflecken tanzen darauf, oder ab und zu ruht ein Vöglein auf ihnen aus.

Heute ist's aber völlig anders. Wie zu einem Wallfahrtsort pilgert's von allen Seiten der waldigen Anhöhe zu, hier ein Trupp junger Männer, dort ein paar Diakonissen in ihren weißen Hauben, hier eine Familie, voran in fröhlichem Springen die Kleinen, bedächtig hinterdrein die Eltern, dann eine Schar junger Mädchen mit einem schönen Lied, ein paar Pfarrer gemeinsam wandernd. Allerlei Leute, allerlei Alter, aber alles hat heut' ein Ziel: „Die Not Gottes“. Da ist an jedem Himmelfahrtstag ein christliches Volksfest, zu dem alle Jahre Hunderte und

Aberhunderte herbeiströmen. Alles lagert sich auf dem köstlichen Waldgrund und erholt sich ein wenig von dem Aufstieg, bis die Feier beginnt.

Posaunenschall und vierstimmige Chöre erheben die Seelen, und dann steht jemand auf der grünen Waldkanzel, die in dem Gemäuer aufgerichtet ist, und redet zu dem Volk, das begierig lauscht. Wie frei ist man in dem herrlichen Wald von den Sorgen und Mühen der Tage. Die hat man im Tal zurückgelassen. Wie wohl ist's einem in der Gemeinschaft mit Gleichen, die man hier so besonders stark empfindet, und wie nah fühlt man sich in der wundervollen Natur dem Schöpfer alles diesen und begehrt wie Wald und Feld, Tier und Pflanze einen besonderen Segen! Da ist es herrlich reden und zeugen von Gott und seiner Macht und seiner Liebe.

Auf dieser grünen Kanzel sah ich auch einmal unsern Vater stehen und spürte, wie sein einfaches Wort seine Zuhörer packte und ergriff, und empfand aber auch nachher, daß Vater selbst wie beschenkt von dieser Feierstunde ging und neu belebt heimreiste.

Aber auch an ganz andern Orten stand Vater als Festprediger, manchmal war es eine kleine Dorfkirche, in der irgendein Fest gefeiert wurde. Ich durfte einmal mit. Da war nicht nur alles überfüllt bis auf den letzten Platz: da saßen die Jungens auf den Treppen zur Empore, viele junge Männer auf den Fensterbänken und kleine Mädchen auf den Altarstufen. Und draußen hatte man die Wagen, in denen sie von weither zum Missionsfest gefahren waren, an die Kirche gestellt, saß und stand darauf und lauschte auf Gesang und Wort, das von innen herausdrang. So wuchs die kleine Kirche in jener Stunde zu einem ganz großen Gotteshaus, und die Herzen wuchsen mit und wurden weit von dem, was sie hörten.

Aber auch in wirklich großen Kirchen durfte unser Vater seinen Dienst tun. Denke ich nur an die schöne alte Stuttgarter Stiftskirche, in der er eine Bibelfestpredigt halten durfte, an die Erlöserkirche in Essen, an große Kirchen in Wiesbaden, Berlin,

Hamburg usw. Es wird kaum eine deutsche Großstadt geben, die nicht seinen Dienst begehrte.

Oft war auch Gottes blauer Himmel die Kirchendecke und eine leuchtend grüne Wiese mit bunten Blumen der Zuhörerraum, wenn z. B. eine Anstaltsgemeinde ihr Jahresfest feierte.

Wo es auch sein mochte, in großem oder kleinem Raum, bei viel oder wenig Zuhörern: Vater kam immer gern, wenn man ihn zur Wortverkündigung an andere Orte rief, und es tat ihm wehe, wenn er absagen mußte. Allerdings, wenn er einen Hauptgottesdienst in seiner eigenen Gemeinde hatte, blieb er daheim. Einmal war er zu einem Himmelfahrtsfest an sieben verschiedene Orte gebeten, — eine Bitte war dringender und überzeugender als die andere, ein Pfarrer hatte sogar persönlich von Haus zu Haus in seiner Gemeinde zu der Predigt von Pfarrer Busch eingeladen, — aber Vater blieb fest und schrieb überall hin: „Ich kann nicht, ich habe Dienst daheim.“

Aber wenn er konnte, ging er gern. Er durfte doch bei solchen Gelegenheiten verlangenden Menschenseelen von dem Besten mitteilen, was er besaß. Aber dabei empfand er sehr stark noch ein anderes, er sagte es auch oft, und wir spürten es an der fröhlichen Frische, die er von solchen „Festpredigtreisen“ immer, auch wenn sie noch so anstrengend waren — wie oft kosteten sie ihn Nachtfahrten —, mitbrachte: Er hatte nicht nur vielen oder manchen etwas geben können, sondern er selbst kam heim als der hoch Beglückte, der reich Beschenkte. Neue Liebe, neue Frische, neue Anregung brachte er in das alltägliche, ihm aber doch so wichtige Pfarramt mit. Drum war's für seine Gemeinden nie ein Schade, daß er so viel, so sehr viel nach auswärts ging, weil Vater sich bei diesen Reisen nicht verausgabte, so viel er auf ihnen gab, sondern nur innerlich gestärkter und belebter für die Heimatarbeit zurückkam.

XI.

Vater geht durch eine stille Straße in einer kleinen Stadt, in Gedanken versunken, nicht achtend der Dinge, die um ihn her sind; er hört's auch nicht, wie in eiligem Lauf sich Schritte

nähern, er sieht nicht, wie ein kleines Mädchen hoch rot und erregt hinter ihm drein läuft und die Blicke nicht von ihm läßt. Endlich hat es ihn erreicht, einen Augenblick stockt der Fuß, aber dann springt es entschlossen vor Vater hin und sagt: „Herr Pfarrer . . .“ Da sieht Vater die Kleine an, die schwer atmend nach Worten ringt, und schon gibt er ihr die Hand, streicht ihr freundlich über den Kopf und fragt sie, was sie von ihm möchte. Ach, das ist nicht leicht zu sagen. Aber sie gibt sich einen Ruck und erzählt mit gesenkten Augen ihre kleine, doch so wichtige, ernste Geschichte. Sie ist bei der Großmutter daheim und ist eigentlich immer gehorsam gewesen, nur — dabei rollen dicke Tränen über die Wangen — hat sie hie und da einige Pfennige entwendet, zurückbehalten von Geld, was eigentlich der Großmutter gehörte, und Zuckersachen dafür eingekauft. Sie hat sich nie was Böses dabei gedacht. Nun hat sie mit der Großmutter in die Kirche gehen dürfen, wo der Pfarrer aus Frankfurt gepredigt — Vater evangelisierte damals 10 Tage in dieser Stadt —, da hat sie zwar nicht alles verstanden, aber ihrer kleinen Seele ist doch ganz klar geworden, wie böse und häßlich die Sache mit den Pfennigen ist. Sie sagt es der Großmutter und erbittet ihre Verzeihung, und die fordert sie nun auf, zu Vater zu gehen und ihm die Sache zu sagen, und gibt ihr die entwendete Summe mit für den Gustav-Adolf-Verein.

Nun ist alles heraus, und geschwind sieht sie zu Vater auf, was er wohl sagen wird, und ist so dankbar und strahlend glücklich, als er ganz in Liebe mit ihr redet und ihr von Gottes großer Vaterliebe erzählt, die sich so unendlich freut, wenn ein großer oder ein kleiner Mensch den Heimweg, den Weg zu ihm findet.

„Den Heimweg“ zeigen allen, die ihn nicht kennen oder die an ihm vorübergehen, war Zweck und Inhalt aller Evangelisationsarbeit, die Vater in den letzten Jahren seines Lebens tat.

Schon ganz im Anfang seiner Amtstätigkeit war er fest von der Wichtigkeit einer außerordentlichen Wortverkündigung überzeugt, die zu denen den Weg findet, die sonst selten oder nie Gottes Wort berührt. Deshalb berief er immer wieder von Zeit zu Zeit in allen Gemeinden, in denen er war, Evan-

gelisten zu längerem oder kürzerem Dienst, vom heimgegangenen Evangelistenvater Schrenk an bis zu dem ehrwürdigen Pastor D. Hahn. In einer solchen Zeit setzte er sich dann völlig für die Arbeit ein, stand ganz hinter ihr, stand aber ebenso völlig unter ihr. Eine einfache Frau erzählte unserer Mutter nach einer Evangelisation von Pastor Hahn, das sei ihr noch besonders und wirkliche Erbauung gewesen, wie Pfarrer Busch in den Evangelisationsvorträgen dagesessen habe, unverwandt das Auge auf den Redenden gerichtet. Er habe wahrhaft dem alten Vater in Christo das Wort vom Munde genommen.

Und als er dann von verschiedenen Orten auch zu solcher Arbeit gerufen wurde, und den Ruf annahm, ging es wieder so: Er setzte sich mit aller Kraft der Seele, des Geistes und des Leibes ein, stand aber ebenso wie die Gemeinde unter der Wirkung des göttlichen Wortes und ließ es an sich und seinem Herzen arbeiten. Er hat das namentlich auch von seiner letzten Evangelisation bezeugt, die er 14 Tage vor seinem Tode mit äußerster Anstrengung (er ließ sich mit dem Fahrstuhl in die Kirche bringen) hielt; „dort,“ sagte er, „habe ich mir meine Sterbensfreudigkeit geholt.“ —

Nicht mit Drängen und Quälen, mit menschlichem Locken und Schmeicheln wollte er die Seelen anfassen; er wollte einzig und allein bei seiner Evangelisationsarbeit Gottes Wort predigen, weil er wußte, daß das der suchenden Seele allein den Heimweg zeigen kann.

XII.

Im Herbst 1911 machte Vater im Auftrage der Vereinigten Deutschen Komitees für die Evangelisation in Spanien einen Besuch in den spanischen Arbeitsgebieten. In einer deutschen Zeitung brachte Vater eine kleine Skizze unter dem Titel: Ein Besuch bei der jüngsten evangelischen Gemeinde in Spanien:

„Es war ein heller, wolkenloser Septembertag, als ich mit einem Begleiter nach einer langen, staubigen Automobilsfahrt von Cáceres in Estremadura her in dem altersgrauen Städtchen Tru-

jillo aus dem vollgepfropften Marterkasten ausstieg. Ein freundlicher, kleiner Spanier, eine sehnige Gestalt, mit dunkler Gesichtsfarbe, schwarzem Kopf- und Barthaar, erwartete uns, an seiner Seite ein einfacher spanischer Bauer. Was an ihm auffiel, waren seine klaren, leuchtenden und fröhlichen Augen. Die beiden waren der Pastor der kleinen Gemeinde Ibahernando und einer seiner Kirchenältesten; sie erwarteten uns in Trujillo mit ihren Pferden, um uns nach dem drei Stunden entfernten Ibahernando zu geleiten. Es tat wohl, wieder einmal mitten in wildfremdem Lande Leute anzutreffen, die uns freudestrahlend als „hermanos“, als Brüder, begrüßten. Schon lange war es mein Wunsch gewesen, diese kleine Gemeinde zu sehen. Was man von ihrer Entstehung erzählt, klingt so erfrischend und erfreulich in einer Zeit, wo so viele an unserer alten Bibel herummäkeln und ihren Wert heruntersetzen. Ein Bauer aus Ibahernando war schwerkrank nach Madrid gebracht worden, um operiert zu werden. Als er genesen war, holte sein Weib ihn ab und kam in Madrid in ein Haus, wo sie zum erstenmal eine Bibel sah. Sie kaufte sie und nahm sie mit nach Ibahernando; nun lasen die Eheleute miteinander darin, und was sie lasen, war ihnen eine neue Welt; sie wurden von der Gewalt Jesu erfaßt. Ein anderer kam hinzu, ein berühmter Spieler und Trinker: es war der Kirchenälteste, der uns in Trujillo abholte. Auch er wurde innerlich ergriffen. Zur Bibel kam dann bei den Leuten noch irgendwoher Bunyans Pilgerreise. Immer wieder wirkte die Bibel ohne menschliche Vermittlung, und eines Tages erhielt der junge Pastor Fliedner, der spätere Leiter des deutschen Evangelisationswerkes in Madrid, einen Brief aus Ibahernando, das er nicht kannte, worin er gebeten wurde, er möchte möglichst bald einmal hinkommen, dort sei eine ganze Schar von Leuten, die gerne einmal eine Evangelisationspredigt hören möchten. Fliedner machte sich auf den Weg, und trotz aller Schwierigkeiten, die von klerikaler Seite der Versammlung in den Weg gelegt wurden, predigte er schließlich in einem Gehöft vor einer großen Gemeinde, die ihm das Wort begierig von den Lippen nahm. Ich kann hier nicht erzählen, wie die

Gemeinde sich begründete, wie sie einen Pastor bekam, wie sie durch viel Kampf und Verfolgung ging, wie Gott es auf ganz wunderbare Weise fügte, daß ihr einer der grimmigsten Gegner zu einem schönen Hause verhelfen mußte, in dessen Untergeschoß Kirche und Schule liegen, und in dessen Obergeschoß der wackere Pastor Rodriguez mit seiner Frau Manuela wohnt, wie dies Pfarrhaus wirklich ein echtes Pfarrhaus geworden ist, dessen Thür den ganzen Tag über nicht stillesteht, weil Leute fortwährend aus- und eingehen, die Rat, Trost und Zuspruch suchen, wie die Gegner alles dran setzten, um die Gemeinde nicht aufblühen zu lassen usw. Jetzt hat sie festen Fuß gefaßt; sie ist der blühendste Zweig an dem Baume der Flidnerschen Evangelisationsarbeit und auch äußerlich anerkannt. Der beste Beweis dafür ist, daß man kürzlich den evangelischen Pastor zum Friedensrichter des Bezirks machen wollte, und daß ein Gemeindeältester im kommunalen Rat sitzt. Diese Gemeinde sollte ich jetzt zu sehen bekommen.

Es war ein genussreicher Ritt von Trujillo nach Ibahernando: vor uns immer die scharfen Zacken der im Sonnenschein erglänzenden Sierra, an der in halber Höhe Ibahernando liegt. Als wir ins Dorf mit seinen aus rohen, unbehauenen Feldsteinen zusammengefügtten Gehöften einrückten, kamen überall die Evangelischen aus ihren Häusern, um uns mit Gruß und Handschlag zu begrüßen. Dann folgten zwei unvergeßliche Tage, die ich in diesem weltabgeschiedenen Dörfchen zubrachte. In der Begrüßungsversammlung am Abend in dem gewölbartigen Raum und im Gottesdienst am Sonntagmorgen spürte man etwas von der Kraft des heiligen Geistes. Und wie gemütlich war es, wenn wir in dem einzigen großen Wohnraume der Häuser neben der Feuerstelle auf niedrigen Stühlen saßen! Über die Schwelle blickte neugierig wohl einmal der Esel oder auch ein Schwein; vor uns stand die Schüssel mit köstlichen, süßen Melonen. Dann erzählten die Brüder von ihren Nöten, Sorgen und Freuden. Alles mußte ich sehen: die alten Webstühle, auf denen sie nach ältestem System ihr mit der Spindel gesponnenes Garn verweben, die Schlafkammern ohne Fenster mit den Betten, die aus einem aus Ziegeln gemauerten Untersaße und einer möglichst großen Zahl darauf

liegender Matratzen bestehen, den flott gehenden Konsumverein, den der Pastor ins Leben gerufen hat, um die armen Leute aus den drückenden Händen der Wucherer zu befreien, die Aussteuer einer Braut, die gerade heiraten wollte — mit Stolz zeigte sie mir die schönen Stickerien an der Wäsche. Es waren Tage herzlichster, fröhlichster und natürlichster Gemeinschaft; ein Eindruck war mir besonders wichtig: die Leute waren arm, bitterarm und standen unter manchem Druck, aber sie waren fröhlich, wie ich bei uns wenige Christen gesehen habe.

Nach zwei Tagen ritten wir, aufs herzlichste verabschiedet von den lieben, neuen Freunden, nach zwei Orten, in denen das Evangelium von Ibañerando aus evangelisches Leben geweckt hat: Miajadas und Santa Amalia. Es war ein langer, achteinhalbstündiger Ritt, aber wir wurden erfrischt, als wir in beiden Orten den Eifer und die Freude der Leute sahen, die bei aller Armut ein beträchtliches Stück Geld aufbringen, um einen evangelischen Prediger und eine evangelische Schule zu erhalten. Ganz aus eigenen Mitteln, ohne unsere Hilfe werden sie es nicht fertig bringen. Noch sehe ich den alten, stattlichen Bauer, der uns auf seinem Schimmel ein Stück begleitet hatte, vor uns, wie er uns nach dem Abschiede über die sonnenbeglänzte weite Steppe noch einmal durch die hohle Hand zurief: „Vergeßt uns're Schule nicht!“

Dies ist ein kleiner Ausschnitt aus dem vielen, was wir von der Fliednerschen Evangelisationsarbeit in Spanien gesehen haben.“

Wie er war.

Wie er war? Außerlich jedenfalls nicht gerade elegant. Im Gegenteil. In punkto Kleidung lehnte er für seine Person allen unnützen Kram und alle Unbequemlichkeit der Mode ab. Er besaß unter seinen Schuhen ein unsterbliches Paar, genannt die „Elbkähne“. Die waren ihm die liebsten. Und mit den Hüten war er auch so eigenartig dran. Für sein Format paßten die Hüte der gewöhnlichen Sterblichen gar nicht. Da hatte er denn so einen Hutladen an der Hand, dessen Besitzer ihn zuweilen benachrichtigt: „Ich hab' einen für Sie.“ Und dann hatte er da so ein Ungetüm, das kein Mensch tragen konnte. Aber für ihn war er gerade recht. Ach ja, und die violette Weste! Die hatte ihm einmal eine liebe Freundin des Hauses gestrickt. An die hatte er sich nun so richtig gewöhnt. Schade, daß ihr Glanz bald bei so reichlichem Tragen verblich. Da war sie nun dem weiblichen Teil des Hauses ein Dorn im Auge. Man wollte sie entführen, still verschwinden lassen. Aber es ging wie mit den „Hosen des Herrn von Bredow“. „Gebt mir doch meine Weste wieder, die ist so bequem!“

Weil er so einfach war, war es für uns Kinder immer eine besondere Freude, wenn er manchmal des Sonntags so festlich mit dem Gehrock und der weißen Krawatte erschien. Oder wenn er sich gar zu einem Feste schmückte. Wie stattlich sah er dann aus in Frack und Lackshuhen, mit den Orden auf der breiten Brust. Ja, da waren wir stolz auf unsern Vater. Noch besser aber gefiel er uns, wenn er im Talar zur Kirche ging oder auf der Kanzel stand.

Am besten aber gefiel uns unser Vater in seinem Ferienhabit. Da trug er einen merkwürdigen braunen Kragen, der an der

Stelle der Krawatte ein paar Troddeln hatte, dann einen grauen Lodenkittel. Und ganz hinten im Genick saß ihm ein kleines Reisekappchen. So sah er richtig nach Ferien aus. Und so war er denn auch. Ich weiß noch deutlich, wie er einmal mit uns an den Rhein fuhr. Kaum waren wir aus dem Zug und marschierten die herrliche Straße unter Schloß Rheinstein, da sagte er: „Kinder, ich muß mich erst mal ausschreien.“ Und dann fing er an zu — brüllen und zu jodeln und zu rufen vor unbändiger Lebensfreude und Ferienstimmung. Oder wir lagen in unserer lieben „Rauhen Alb“ auf irgendeinem hohen Berg und genossen den Blick in das stille Waldtal. Da konnte er dann auffpringen: „Kommt, wir Buben laufen eben hinunter!“ Und schon stürmt die wilde Jagd zu Tal. Oder wir Kinder legten uns der Länge nach an einen Wiesenhang. Und nun zählt er: „Eins, zwei, drei!“ Dann gab's ein „Wettflugeln“ den Berg hinunter, und er hatte seinen Spaß, wenn alles Kindergebein tüchtig durcheinander flog. Ja, so lustig und ausgelassen konnte er sein. Vaters Freund, unser „Onkel Petrenz“, Pfarrer am Diakonissenhaus in Frankfurt, erzählt auch ein wenig davon: „Zwei größere Reisen habe ich mit Busch gemacht, die eine führte uns nach Tirol, die andere in die Schweiz. Mit ihm zusammen reisen zu können, war ein Hochgenuß, sein goldener Humor sowie sein Frohsinn entfalteteten sich dann in besonderer Weise. Er verstand es, überall Freude zu wecken, ob es Mitreisende waren oder Zollbeamte oder Kellner, überall waren es frohe Gesichter, die man in seiner Gegenwart wahrnahm. Eine besonders komische Szene — und man erlebte deren viele mit Busch — ist mir noch in deutlicher Erinnerung:

Es war in Chamounix. Wir hatten am Morgen einen anstrengenden Auf- und Abstieg gehabt, so daß wir uns am Nachmittag damit begnügten, langsam durch den Ort zu schlendern und über dies und das zu sprechen. Am Ende des Ortes trafen wir eine Seiltänzergesellschaft, die daran war, ihre Geräte für eine Schauausstellung herzurichten. Buschs Blick fiel auf einen Maulesel, der sich faul auf die Erde gelagert hatte. „Dem muß ich eine Ansprache halten!“ Gesagt — getan. Er stellte sich in

unmittelbarer Nähe des Maultieres auf und begann seine Ansprache. Ich weiß nur noch, daß er sagte: „Du fauler Kerl.“ Das Tier aber gebärdete sich, als ob es Buschs Worte verstand, erhob sich, wackelte mit seinen Ohren und gab als Antwort einen unnachahmlichen Laut von sich. Die Situation war unglaublich komisch. — Bei all seinem Humor und Frohsinn machte er doch auf die Leute, die uns begegneten, einen tiefen Eindruck. Wir trafen mit einem Ingenieur zusammen und kamen mit ihm ins Gespräch. Ich hatte Gelegenheit, ihn eine halbe Stunde allein zu sprechen. Da offenbarte es sich, wie tief der Eindruck war, den Busch auf ihn gemacht hatte. Er hat es deutlich herausgefühlt, daß Busch in den Tiefen der Ewigkeit zu Hause war.“

Soweit Pfarrer Petrenz. Er hat recht. Vater hatte einen goldenen Humor. Als Kandidat schon schrieb er seiner Braut: „Ein heiteres Temperament und ein guter Humor ist auch eine Gabe Gottes, und zwar eine sehr wertvolle.“ Man verwechsle Humor ja nicht mit Narrheit. Das ist Narrheit, wenn einer alles „lustig“ findet und alles Große und Edle lächerlich macht. Das aber ist Humor: Im Leben das Fröhliche und Komische sehen und sich daran freuen. Ich weiß noch, wie Vater bei einem Gang durch die Gemeinde auf einmal stehen blieb und lustig anfang zu lachen. Was war? Da stand vor einem Gartentor ein dummer, kleiner Hund und regte sich kläffend und bellend über irgendeine Nichtigkeit auf, daß es wirklich überaus komisch aussah. Vaters Humor hatte ihn gleich entdeckt und sich daran gefreut.

Rechter Humor sieht ja nicht nur das Fröhliche, er schafft auch Fröhlichkeit. Da fuhr einmal die ganze Familie Busch in die Ferien in einem Abteil 4. Klasse: Großes Gedränge, brütlende Hitze, Stimmung bei allen Mitreisenden: Gewitterschwüle. Einer fährt jetzt los. Ganz aufgeregt schimpft er über die Bahnverwaltung, die Mitreisenden, die Kinder und was ihm gerade alles einfällt. Vater sucht ihn zu beruhigen. Jener aber fährt ihn an: „Lieben Sie etwa das Gedränge?“ „Nee,“ sagt Vater trocken, „ich liebe meine Frau!“ und schaut sie strahlend an.

Da war der Bann gebrochen. Alles lachte, und es gab eine fröhliche Fahrt.

Ja, so ein richtiges Wort im rechten Augenblick! In den Sprüchen Salomonis steht einmal: „Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.“ Solche „lieblichen Küsse“ hat Vater oft ausgeteilt.

Einmal kam er zu einem Schwerkranken. Kaum sieht der den Pfarrer, da fährt er auf: „Du verdammter Pfaffe! Wenn ich dir doch noch an den Hals könnte . . .!“ Da donnert ihm die Antwort entgegen: „Und du unverschämter Kerl! Du hältst jetzt sofort deinen ungewaschenen Mund!“ Der Mann stuft, ist tief erschrocken: Das kam zu unerwartet. Aber dann fängt er an zu lachen, und nun kann sich Vater zu ihm setzen, und die beiden wurden noch gute Freunde. So geschah das Wunder, daß eine grobe Antwort wie ein „lieblicher Kuß“ wirkte.

Er konnte recht deutlich werden. Oft hat er Aussprüche getan, die den Nagel auf den Kopf trafen, aber in ihrer drastischen Art schwachen Gemütern auf die Nerven fielen.

Ging er da eines Tages mit ein paar Begleitern durch die Stadt. Sie kamen an einer Kirche vorbei, wo ein liberaler Pfarrer zu predigen pflegte. Man hat ein paar Worte darüber verloren. Inzwischen zieht einer eine Zigarre heraus. Er gehört zu denen, die das Rauchen nicht lassen mögen und doch für ihre Gesundheit fürchten. „Seht, eine nikotinfreie Zigarre,“ sagt er und zeigt das Prachteremplar freudestrahlend herüber. Vater guckt hin, und dann schaut er an der Kirche hinauf: „Typisch für unsere Zeit,“ meint er, „nikotinfreie Zigarren, kraftlose Kraftbrühe und christusloses Christentum.“

Und noch so ein köstlicher Ausspruch: Man sprach von der Sektengefahr. Bedenklich sah jeder in die Zukunft: „Wenn die Sektenspropaganda so weiter geht . . .!“ Da meinte er ganz trocken: „Gebt euren Tauben Futter, dann fliegen sie euch nicht weg!“ —

Wie schwer ist es doch, wirkliches Leben zu beschreiben! Diese drastische Art war ja nur eine Seite seines Wesens. Auf der andern Seite konnte er so überaus fein und zart sein. Davon

weiß manche betäubte Seele etwas zu sagen, der er in Stunden großer Traurigkeit und Anfechtung helfen konnte. Es liegt ja wohl auch auf dieser Linie, daß sein treuer Küster nach seinem Tode erzählte: „Er hat mich nie als Untergebenen behandelt.“

Es ging eben alles aus der Liebe.

„Strebet nach der Liebe“ war die Melodie, die Vaters Schritte durchs Leben begleitete. In großen aber auch kleinen Dingen hieß es bei ihm: „Strebet nach der Liebe!“ Und dieser klingende Ton hörte bei ihm auch nicht beim Alleräußerlichsten auf, nicht einmal beim Essen. Wie manches hat unser lieber Vater gegessen, nur weil ihm die Melodie von der Liebe im Herzen klang. Denke ich nur an die Tauffeier in jener kleinen Arbeiterwohnung! Der kleine Täufling lag wieder in der Wiege, die Taufgeräte waren beiseite gerückt, und die Mutter hatte mit dem Schönsten, was ihr dürftiger Haushalt aufwies, einen „Festtisch“ gedeckt. Sie freute sich. Pfarrer Busch hatte ja versprochen, noch ein Viertelstündchen zu bleiben „ein Köppken Trost“ mitzutrinken. Mit vor Eifer geröteten Wangen kommt sie von der Küche herein mit der großen Kanne. Ihrem strahlenden Gesicht sieht man's an, heute ist der Kaffee mal fein, nicht so dünn wie sonst. Ja, der soll dem lieben Gast schmecken. Jetzt nur schnell eingeschenkt, solange er noch so gut heiß ist! Aber, o weh, die Schnauze ist verstopft! Nichts läuft durch! Aber die eifrige Frau weiß sich zu helfen; erst schüttelt sie ein wenig, als das nichts nützt, nimmt sie kurz entschlossen die Haarnadel aus ihrem Haar und bohrt solange in der Schnauze, bis der braune Trank sich voll und schön in die Tasse ergießt. Und Vater schüttelt sich nicht, er zuckt nicht, er dankt mit seiner warmherzigen Art und trinkt strahlend die Tasse aus und läßt der Frau das schöne, frohe Gefühl: „Unser Kaffee hat aber Pfarrer Busch fein geschmeckt!“ —

Geschiüttelt hat er sich auch nicht, als ihm bei seiner Spanienreise eine Schüssel Tomaten vorgesetzt wurde, die aus Versehen mit Petroleum angemacht war. Ohne ein Wort aß er sein Teil ab, um die rührende Hauswirtin nicht zu verlegen, und merkte erst, als er leider schon fertig war und der Hausherr davon

kostete und es fluchend geradewegs ausspie, daß es nicht irgend- ein seltsames spanisches Nationalgericht, sondern einfach eine verdorbene Speise war.

Um der Liebe willen aß er auch von jenem Kuchen, der ihm nach einer Amtshandlung von armen Leuten vorgesetzt wurde. Er sagte nichts, daß er ihn durch den Türspalt schon längst gesehen und zugeschaut hatte, wie die Kinder des Hauses mit ihren schmutzigen Fingerchen hineingetupft hatten und immer und immer wieder die Händchen leckten und wieder eintauchten in die köstliche Süßigkeit. Um der Liebe willen aß er dankend.

Um der Liebe willen zu seinem armen Volk begnügte er sich auch im Kriege mit der kärglichen Ration, die jedem vorgemessen war, er traute es seinem Gott zu, daß er ihn und die Seinen auch mit Wenigem durchbrachte. Fröhlich setzte er sich in den schweren Jahren zu Tisch und machte es seinen Kindern vor: Nicht, was wir essen, ist wichtig; aber daß wir beisammen sind, das ist ein Fest! Er aß wacker voraus, auch wenn es immer und immer wieder Steckrüben gab, so daß die Kinder nicht anders konnten, als ihm nachtun; denn irgendeinen Tadel gegen „Gottes Gabe“ duldete er nicht.

Aus Liebe zu seiner Frau aß er, was ihm vorgesetzt wurde, denn was sie kochte, war gut. Das stand felsenfest, und oft sagte er: „Und wenn unsre Mutter Kieselsteine kocht, ist's sicher immer noch was Feines!“ —

Aus der Liebe heraus kam bei Vater auch die unbegrenzte Gastfreundschaft, die jedes Gemeindeglied wie zur Familie gehörig behandelte und besonders den heimatfernen Jugendlichen das Haus öffnete. Es ist wunderbar, daß unserm Vater, wenn er müde und abgespannt aus der Gemeinde oder von Sitzungen kam, die Gäste gar nie zuviel wurden, ja, daß er sich fröhlich sofort ihrer annahm. Und es ging oft lebhaft her. Neben mancherlei Kostgängern, die hier Herberge fanden, gingen viele Gäste aus und ein. Manchmal waren es tage- und wochenlang 16, 17 ja 20 Menschen zu Tisch. Ein paar Briefstellen sollen einen Einblick geben in das köstliche Leben und Treiben.

„ . . . Heute ist Herr H. abgereist. Er kommt in 14 Tagen

noch einmal. Weil alles belegt war, haben wir ihm nachts ein Feldbett im Konfirmandensaal aufgeschlagen . . ." „ . . . Unsere englischen Damen haben wir sehr lieb. Gestern hat ein Herr mit uns Kaffee getrunken, der nur französisch sprach. Dazu Missis, die nur englisch kann. Zum Abendbrot kam ein italienischer Pfarrer. So haben wir das Hotel „International . . ." „ . . . Gestern war ein Missionar von der Sudan-Pioniermission mit einem braunen Mann bei uns . . ." Große und Kleine im Reiche Gottes, Heilige und Unheilige kamen und gingen und ließen nicht nur Anregung, sondern auch Segen zurück. Alle diese Vielen wurden von Vater angezogen und durften, wenn sie kamen, seine fröhliche, herzliche Liebe spüren. Und diese Liebe öffnete ihm die Herzen, da er vielen mehr geben konnte als nur Speise und Trank an seinem Tische.

Vater ist da, wie Paulus sagt, „allen allerlei“ geworden. Das war ja nicht nur bei seinen Gästen so. Die Liebe trieb ihn, auf jeden, der ihm in den Weg kam, einzugehen, so weit er konnte.

Einmal machte er mit ein paar seiner Kinder einen kleinen Spaziergang. Am Rande der Stadt fanden sie einen Mann, der beschäftigt war, ein Stück Feld zu bebauen. Aber alles lag voll Steine. Schon hatte er viele ausgelesen, und es entstand ein ganzer Wall um das Gartenstück. Vater rief ihm zu: „Jetzt werden Sie ja **steinreich**.“ Da lachte der und meinte, im nächsten Jahre werde er reich an gutem Gemüse werden. Und Vater lobte ihn und freute sich, daß unser Volk so fleißige Leute hat.

Auf den andern eingehen! Das war seine Regel, z. B. auch, wenn's ans Singen ging. Wenn nur fröhlich gesungen wurde. Kam er ins Lazarett, dann begleitete er auf dem Klavier die Verwundeten zu ihren Soldatenliedern. Und wenn er in eine Gemeinschaft kam, dann sang er fröhlich aus den „Reichsliedern“ mit, trotzdem er die englischen Lieder nicht allzuhoch schätzte. Zu Hause aber wurden die Choräle gesungen, die ihm am liebsten waren. Und damit die Kinder alle die herrlichen Lieder recht lernten, wurde im Laufe des Jahres bei den Hausandachten das ganze Gesangbuch durchgesungen.

Singen und Klingen mußte es in seinem Hause. Wenn's für das musikalische Empfinden Vaters auch manchmal ein wenig schmerzhaft war, er hörte doch mit Freuden die kleinen Fortschritte seiner Kinder in ihrer musikalischen Betätigung. Mutter schreibt einmal: „Papa feierte einen schönen Geburtstag. Morgens sangen unsere drei ältesten Kinder im Betthemde vor der Tür: „So nimm denn meine Hände . . .“ Sie sangen sehr tief und blieben im zweiten Vers stecken; aber der Vater meinte, doch noch nie solch schöne Musik gehört zu haben.“ Doch am schönsten war's, wenn er sich selbst ans Klavier setzte. Wie griff er da in die Tasten! Er spielte hinreißend. Pfarrer Petrenz erzählt aus seinen Erinnerungen: „Busch war musikalisch, und ich bin's auch. Die erste Zeit unseres Zusammenseins in Elberfeld ließ uns noch Raum, und da haben wir manch liebes Mal im vierhändigen Spiel uns beide an den klassischen Meisterwerken erfreut. Später ist es seltener geworden. Mir ist es bei dem Musizieren mit Busch aufgefallen, wie tief er eingedrungen war in die Schönheit der klassischen Musik.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Wenigen mag es bekannt sein, daß er für die Kunst der Musik einen offenen Sinn und ein tiefgehendes Verständnis hatte und sich und anderen damit viel Freude bereitet hat. Erquicklich war es zu hören, wenn er die Choräle auf seinem Instrument spielte. Das mutete uns an, als ob seine ganze Glaubenskraft und Innigkeit aus seinen Fingern sprühte, wenn er die Tasten berührte. Auch mit den Klassikern der Musikwelt, namentlich mit Beethoven, stand er auf vertrautem Fuß . . .“

Ein lustiges Erlebnis verdankt Vater einmal seiner Musiziererei. Auf einer Wanderung in der Schweiz war er in einem Gasthause eingekehrt. Nach Tisch setzte er sich ein wenig ans Klavier und spielte eine fröhliche Weise. Die Gäste horchten auf. Da kam der Wirt, legte dem vermeintlichen Musiker die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie können vier Wochen lang bei mir bleiben! Freie Station, gutes Essen! Sie brauchen nur jeden Tag ein wenig Musik zu machen.“ Da lachte Vater: „Nein, das geht nun leider nicht.“ „Und warum nicht?“ „Weil ich ein großes Pfarramt versehen muß.“ Da schaute

der Herr Wirt groß auf und meinte dann: „Nix für ungut!“ Vater aber spielte ihm noch eins umsonst.

Dies kleine Erlebnis ist auch nach einer anderen Seite hin als der musikalischen bezeichnend. Wo Vater ging und stand, hingen ihm Menschen an, wollten etwas von ihm oder freuten sich an ihm und mit ihm. Er gewann leicht Einfluß auf die Menschen. Das gilt natürlich besonders für sein geistliches Amt. Viel ist davon schon erzählt. Jetzt nur noch das, was ein Freund, Pfarrer Burmeister, berichtet:

„Hier eine mir sehr liebe Erinnerung an ein Beisammensein bei einem Dienst an meiner Gemeinde Rod am Berg im Taunus. Im Dezember 1919 kam er und brachte seine liebe Frau mit. Als wir am Samstagabend von der Bahnstation hinaufwanderten, fragte er nach dem Programm für den Sonntag. Ich sagte ihm, daß er am Morgen ausruhen sollte, während ich in meinem Filial predigen würde, am Nachmittag um 2 Uhr sollte er im Missionsgottesdienst predigen und abends im Pfarrhause in der Gemeinschaft mitdienen. Sobald ich davon sprach, daß ich selbst in Hausen predigen wollte, rief er: „Nein, das tußt du nicht, in Hausen predige ich!“ Auf meine Einwände, er sollte sich etwas Ruhe gönnen, erwiderte er, er predige sehr gern und es sei ihm viel lieber, zu predigen als untätig herumzusitzen. So wurde es denn auch. Er hielt in Hausen am Vormittag eine ganz einfache, schlichte, köstliche Predigt über den barmherzigen Samariter. Ich habe danach bei meinen Konfirmanden und Schülern die Probe gemacht und fand, daß sie die Predigt fein verstanden und noch vieles daraus behalten hatten. Im Missionsgottesdienst in Rod am Berg sprach er über Röm. 3. Im Gemeinschaftskreis im Pfarrhause gewann er sich durch seine natürliche, herzliche Art sogleich alle Herzen. Er stellte in der Besprechung die Leute auf die Probe in Bezug auf Bibelkenntnis und freute sich darüber, daß viele gut Bescheid geben konnten und überhaupt so offen und frei sich an der Aussprache beteiligten. Als in derselben der auch anwesende Missionar Spaich äußerte, es sei so schön, wenn Kinder das: „Laßt die Herzen immer fröhlich“ sängen, meinte Bruder Busch, warum denn
18*

nicht auch die Erwachsenen das Lied singen sollte. Mein Junge, damals fünf Jahre alt, schloß den lieben „Onkel“ sogleich sehr in sein Herz, der auch eine ganz reizende Art hatte, mit dem Kleinen zu verkehren, den er selber „kleinen Kameraden“ nannte. Bruder Busch hat auf mein Kind einen so tiefen Eindruck gemacht, daß der Junge zwei Jahre später bei der Todesanzeige tief ergriffen war, und als ich zur Beerdigung fuhr, bat er mit Tränen in den Augen: „Vater, ich will auch mitfahren, ich will Onkel Busch noch einmal sehen.“

Weil Vater Zugang zu den Herzen der Menschen fand, wuchs ihm die Arbeit zu. Von der Fülle dessen, was neben dem eigentlichen Pfarramt herging, war die Rede. Vater war ein fleißiger Mann, dem alle Tätigkeit Lust und Freude war. Pfarrer Gauger schrieb in einem Nachruf:

„Häufig las man seinen Namen auf Programmen für Gemeinschaftskonferenzen, Evangelisationen, Jahresfesten, Vorträgen, und man hätte auf den Gedanken kommen können, er vernachlässige seine eigene Gemeinde. Wer dann aber sah, wie er zu Hause für seine Gemeinde arbeitete, jedem Gemeindeglied jederzeit zugänglich war, und wie er in seiner Gemeinde da stand als der Vater und Berater, als Hirte und Bischof, der erkannte, daß seine auswärtige Vortrags-Tätigkeit seine einheimische Gemeindetätigkeit befruchtete. Die wunderbare Spannkraft, die man immer an ihm wahrnahm, mußte er sich nach dem ihm eingepflanzten Lebensgesetz erhalten durch den Wechsel seiner Tätigkeit.

Dazu war er ein Riese, wie an unerschöpflicher körperlicher Kraft, so an Arbeitsleistung. In der Frühe des Morgens, vor Tag, pflegte er sich zu erheben, und hatte dann, wenn für andere der Tag allmählich begann, bereits so viel aufgearbeitet, wie andere kaum an einem Tag fertigbringen. „Alles, was dir vor Händen kommt zu tun, das tue frisch!“ Dieses Wort aus dem Predigerbuch paßte auf keinen Mann besser als auf unseren Freund Busch, ebenso wie das benachbarte Wort: „So gehe hin und isß dein Brot mit Freuden; denn dein Werk gefällt Gott!“ Er handelte nicht unbedacht; aber er vergeudete auch keine Zeit damit, eine überdachte Sache nochmals hin- und herzuwenden,

sondern bei ihm ging es frisch, fromm, fröhlich, frei nach dem Ja — also! Gesagt — getan! Der Schluß des Überlegens war der Anfang der Tat. Mit Selbstquälereien machte er es weder sich noch andern schwer. So war seine ganze, starke Kraft aufs Tun und Handeln gerichtet.

Und dieses sein Tun war ein Wohl tun. Im Dienst an andern fand diese wahrhaft glückliche Natur ihr Glück. Jüngst lasen wir von einem Manne hohen Alters den Ausspruch, er bringe kaum drei Tage seines gesamten Lebens zusammen, wo er nicht glücklich gewesen sein. Ein Mann von solch beneidenswertem Lebensstande war auch unser Busch. Sein ganzes reiches, überreiches Berufsleben war eine ungekünstelte Darstellung seines fröhlichen Innenlebens, und darum sah man bei ihm, dem immer Tätigen, „keine Mühe in Jakob und keine Arbeit in Israel“. Wir kennen wenige, bei denen im Brutto des Willens und Unternehmens ein so hohes Netto von Tat und Frucht steckte.

Aus diesem glückseligen Stand heraus ist auch zu erklären, was schlecht hin einzig war an diesem Manne: er versagte sich nie. Wer ihn bat, dem gab er. Stand ihm die Zeit und die Macht zu Gebot, so half er, ohne sich lange zu bedenken.

Ein Beispiel dafür, was dieser Mann fertig brachte, um andern dienstbar zu sein: die Mülheimer Zersteegersruh-Konferenz war schon lange festgesetzt für die zweite volle Woche des September; Pfarrer Busch war als Redner für die Konferenz vorgesehen. Spät, viel zu spät, nämlich erst im August, wurde bekanntgegeben, daß der Stuttgarter Kirchentag ebenfalls in die zweite volle Woche des September gelegt worden sei. Nun war aber Pfarrer Busch Mitglied dieses Kirchentags, und es mußte ihm wertvoll sein, die Tagung nicht zu versäumen. Die Programme der Mülheimer Konferenz waren aber auch bereits gedruckt, und die Konferenzleitung wollte nicht auf Buschs wertvolle Mitarbeit verzichten. Was tut der treue Mann? Er kam zum Kirchentag in Stuttgart am Montag, setzte sich am Dienstag nadyts in den Schnellzug nach Holland, redete am Mittwoch zwei- oder dreimal in Mülheim vor Hunderten mit Geist und Kraft, setzte sich am

Mittwoch nachts wieder in den Zug nach Stuttgart, und war am Donnerstag früh frisch und munter beim Stuttgarter Kirchentag. Bei ihm war das „nichts Besonderes“, es paßte zu ihm und zu seiner Fähigkeit, Unmögliches möglich zu machen.

Und wie leicht und freudig war mit diesem Manne arbeiten! Er war nicht pedantisch und kleinlich; und: sein Wandel war ohne Geiz, ohne Ehrgeiz und ohne Geldgeiz. Manche treue Menschen machen es andern schwer, indem sie übertrieben gewissenhaft sind; andere meinen im besten Sinne, ohne sie gehe es nicht, und so, wie sie es sich gedacht haben, so müsse es gehen. Von solchem Eigensinn war unser Freund ganz frei. Er hatte etwas so wunderbar Elastisches in seinem Wesen, und ein so fröhliches Vertrauen, daß Gott allerlei Wege habe zu seinem Ziele, daß er sich nicht an einem Punkt aufhielt. Und das andere: Sein Wandel war ohne Geiz. Die Frage: Was wird mir dafür? spielte bei diesem Manne keine Rolle. Bekam er für seine Leistungen etwas von gutem Namen oder etwas von Gut und Geld, so nahm er es dankbar hin. Bekam er nichts dergleichen, so tat er es dennoch. Es ging ihm um die Sache, und wenn ihm vom übrigen etwas zufiel, so genoß er es mit Dankfagung.

Je näher man diesen Mann kennen lernte, um so mehr erkannte man: ein glücklicher, ein fröhlicher Mann! Er ist es gewesen, der in Sachsenhausen das blühende Gemeindeleben geschaffen hat. Hier erstand eine Gemeinde, die lebendig war. Hier haben wir geradezu ein Schulbeispiel, wie in einer Kirche mit herrschendem Liberalismus und bei einer so ungünstigen allgemeinen Atmosphäre wie dem Frankfurter Geist dennoch eine lebendige Gemeinde aufstehen kann. Menschen sind es, die aus einem Paradies eine Wüste, Menschen auch sind es, die aus einer Einöde einen Garten Gottes machen können. Busch gehörte zu denen, „die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen“.

*

So stand Vater in einer Fülle reicher, gesegneter und anregender Arbeit. Und nun ist das so merkwürdig und ein Zeichen,

wie er unter der Zucht des heiligen Geistes stand: Je mehr man ihn rief und begehrte, je mehr sein Name bekannt wurde, desto demütiger und einfacher und bescheidener wurde er. Er wußte: der Wirkende ist der Herr und ich bin nur sein schwaches Werkzeug. Als der Tag kam, an dem er 25 Jahre im Amt stand, meinte er zu uns: „Es sind mir bis jetzt nur Fehler eingefallen, die ich in den 25 Jahren gemacht habe.“ Und ein Zeitungsschreiber bemerkte einmal von ihm: „. . . Er stellt sich nicht in priesterlicher Selbstüberhebung über seine Gemeinde, sondern in echter Nachfolge Jesu demütigt er sich selbst in der Überzeugung, daß der keinen Teil an ihm habe, für den er nicht in wahrer Selbstentäußerung Bruderdienste verrichtet habe . . .“ Als Vater im Sterben lag, sagte er: „Das ist doch das größte Wort in der Bibel: Der dir alle deine Sünden vergibt . . .“

*

Vater war ein Mann, der in allen Situationen, in die er gestellt war, eine so fröhliche Sicherheit hatte. Noch heute muß ich lachen, wenn ich an jene merkwürdige Sitzung denke. Er hatte mich, der ich damals Kandidat der Theologie war, hingeschickt: „Geh' schon mal voraus und sag' den Herren, ich käme erst später.“ Ich bestellte das und hörte dann, wie die Herren anfangen, ihre Sache zu beraten. Sie drehten das Ding so herum und so herum, beschauten die Angelegenheit von allen Seiten. Und dann war schließlich alles so verwirrt, daß keiner mehr draus kam. Da geht die Tür auf: Vater kommt herein, groß und wuchtig. Er setzt sich. So, nun fängt alles nochmal an. Man erzählt ihm den Fall. Er sagt ein paar Worte. Und da ist auf einmal alles so selbstverständlich klar. Fröhlich gehen Vater und Sohn ein halbes Stündchen später heim.

Ein andermal hat sich der Kreisvorstand der Jünglingsvereine zusammengefunden zu einer Sitzung. Man wartet noch. Ein wenig steif und hilflos steht alles umher. Da kommt Vater. Noch in Hut und Mantel, setzt er sich ans Klavier, und schon spielt er und singt: „Wer will ein Streiter Jesu sein . . .“ Da fallen die Jungen begeistert ein, und dann machen die Alten

auch mit: . . . die Kreuzesfahne weht! Wohl dem, der bei ihr steht . . ." Das wurde eine feine, lebendige Sitzung.

Ich glaube, ich habe Vater nie verlegen gesehen. Ob er vor Hunderten sprach oder im auserlesenen Kreis, ob er bei Krankenbesuchen in schwierige Lagen kam oder von Gegnern angegriffen wurde, ob er mit dem damaligen Kaiser sprach bei dessen Besuch in Elberfeld oder mit irgendeiner alten Frau: er war immer derselbe. Nur einmal will ihn sein Schwager ganz klein gesehen haben. Das war bei einem Besuch bei dem begnadeten Schriftsteller Peter Kosegger. „Ja, vor dem Geist beuge ich mich gern,“ meinte er damals. Aber das war wohl eine Ausnahme. Er war sonst immer Herr der Situation. Da fällt mir noch eine so hübsche Sitzungsgeschichte ein. Es hatten sich in seiner Gemeinde einmal alle Vereine zusammengetan zu gemeinsamer Arbeit. Und einer hatte gemeint, sie wollten doch nun ohne geistliche Leitung sein. Der Pfarrer wurde offiziell von der Sitzung ausgeschlossen. Vater war froh. Was freute ihn mehr als eine mündige Gemeinde! Aber als die Sitzung lange dauerte, da ließ es ihm doch keine Ruhe. Kurz entschlossen ging er hinüber in den Saal: „Guten Abend, Kinder! Na, wie weit seid ihr denn?!“ Da wurden alle froh, daß er kam. Denn man war doch nicht recht vorangekommen. Er aber hielt eine Schlußandacht und sang mit ihnen einen Choral. Und da merkten sie: Es ist nicht: hie Pastor, hie Laie, sondern es geht nach der Melodie: „Herz und Herz vereint zusammen.“

Ja, wenn man an dies Thema kommt, da will die Feder gar nicht aufhören. Ein lustiges Geschichtlein muß doch noch her, das Vater so hübsch als den Beherrscher der Lage zeigt. Es war bei einem Rettungshaus-Jahresfest. Vater hatte morgens die Festpredigt gehalten, und nun war Nachfeier im Hof. Glühend brennt die heiße Sommer Sonne auf die Häupter. Und die Anstaltsbübchen in ihren dicken Anzügen schauen schweißstriefend nach der kleinen Kanzel, auf der ein Redner nach dem andern erscheint. Es dauerte schon recht lange. Da besteigt Vater das Pult. Auf den Gesichtern der Buben malt sich herbe Enttäuschung: „Immer noch kein Ende,“ denken sie. Der da oben

sieht's. „Kinder,“ fängt er an, „ich habe auch mal als Büblein in einer Kirche so lange sitzen müssen. Da wollte der Redner gar nicht aufhören. Wißt ihr, was ich gedacht habe?“ — die Kinder spitzen die Ohren und sind auf einmal ganz wach — „Ich hab' gedacht: wenn doch der Deckel herunterkäme und deckte den ganzen Kerl zu! So hab' ich gedacht. Und ich glaube, so denkt ihr auch?“ Und da lachen die Buben und nicken ehrlich „ja“. Einige Festgäste aber schütteln die Häupter und denken sichtbar: das ist aber eine sonderbare Festrede. Die aber sieht der Redner gar nicht. Er hat's jetzt nur mit den Kindern zu tun, die ganz Aug' und Ohr sind. Er erzählt ihnen vom Frankfurter Zoologischen Garten, von dem bösen Wolf, der so manchem zänfischen Buben gleicht, und den Affen, die einen immer an die leeren, spielerischen Menschen erinnern, u. a. mehr. Und als er schließlich beim Löwen endigt, der sich nach der Wüste und der Freiheit sehnt und nun so ein Abbild ist des Christen, der die große Ewigkeitssehnsucht mit sich trägt, aber als einer, dem sie erfüllt werden kann, da geht's durch aller Herzen bei Großen und Kleinen:

„O Ewigkeit, du schöne,
 Mein Herz an dich gewöhne;
 Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.“

Vaters Sicherheit, ich meine sein „über den Dingen stehen“, hatte den tiefsten Grund in seiner inneren Stellung. Aber dazu kam seine großartige Gesundheit. „Nerven“ gab's für ihn nicht. So konnte er ruhig an seinem Schreibtisch an irgendeinem Vortrag arbeiten, während sein Jüngster unter seinem Sessel krabbelte, nebenan eine Tochter Klavier spielte und im selben Zimmer sich die ganze übrige Familie laut unterhielt. Er legte sich nach einer anstrengenden Sprechstunde um 5 Minuten vor 3 Uhr aufs Sofa: „Kinder, weckt mich um 3 Uhr.“ Und schon schlief er trotz Lärmens und Tobens seiner acht Trabanten, und um 3 Uhr stand er ausgeschlafen auf und ging in den Konfirmandenunterricht.

Wer mit Vater zusammenkam, der spürte: hier ist Gesundheit und Kraft. Auch innerlich. Deshalb war er der rechte Mann

für seine Frankfurter Gemeinde. Gerade in Frankfurt liebt man vielfach sehr das weichliche Wesen, das alles will, alles versteht. Jener Freund hatte die Lage recht erfaßt, der Vater bei seinem Weggang von Elberfeld nachrief: „Busch, bekomme nur keine Knochenweichung in Frankfurt!“ Nun, es hatte keine Gefahr, denn Vater lebte in der Heiligen Schrift. Und wer an dieser Quelle trinkt, dem wird das Herz und das Auge klar und der Mut stark.

Aus solcher Klarheit seines Herzens heraus haßte Vater alles Unklare, Verschwommene, Halbe. So hat er der gährenden Jugendbewegung der Nachkriegszeit ablehnend gegenübergestanden. Er meinte, da seien wohl viel dunkle, ringende Worte, aber wenig wirklich klarer Wille. Aber manchem jungen Menschen aus jenen Kreisen hat er geholfen, indem er ihn aus seiner verkrampften Seelenhaltung herausführte.

Es gibt auch viele christliche Redner, die gerne in halbdunklen, verdrehten Worten sprechen, bei denen man den Sinn nur ahnt. Bei solchen Leuten fuhr Vater dann gern einmal mit einem klaren Wort dazwischen. Und was er sagte, das konnte man verstehen, da brauchte man den Sinn nicht erst zu erraten.

Sein klares Gemüt haßte überhaupt alles, was nach „Stimmung“ aussah. Er freute sich wie ein Kind an allem Schönen, was Gott schenkt, an der Pracht der Natur und an allem Edlen in der Kunst. Und er konnte trauern, wo Trauriges war. Er konnte auch ganz zart und weich sein, wo es sein Herz ihn hieß. Aber wo „Stimmung gemacht“ wurde, da hielt er's nicht aus.

Sein klarer Sinn haßte alles Hell-dunkel. Einmal kam er zu einem christlichen Fest, wo viel schöne Worte gesprochen und viel feine Lieder gesungen wurden. Es war da aber auch viel junges Volk, und man sah gar bald, daß es kein ganz lauterer Geist war, mit dem sie da saßen. Der Mund sang wohl fromm, aber die Augen sprachen anders. Und die Eltern und die leitenden Leute taten, als sähen sie nichts. Da hat Vater ein herbes Wort gesprochen von „geistlicher Poussiererei“.

Und ganz ähnlich ist das, was er von einem Gemischten Chor schrieb, in dem es ähnlich wie bei jenem Fest zuging: „. . . Ich

bin der Meinung, daß Gott uns nicht segnen kann, solange dieses Heiratsbüro besteht . . ." — Von einem andern christlichen Verein schreibt er: „. . . Gestern nachmittag war ich im . . . verein, wo ich beim Jahresfest reden mußte. Ich fühlte mich dort nie ganz wohl. Es ist so eine unselige Verquickung („Herzbrei“ würde der alte Burgstrahler von Linkenheim sagen) von Christentum und Politik; auch wohl immer ein wenig Bierdunst hinein . . ." — Ein andermal heißt es: „. . . Ich empfinde es in diesen Tagen so besonders schmerzlich, wie wenig nüchtern und wie oberflächlich das Christentum so vieler unserer Leute ist. So wenig nüchternes, klares Urteil. So viel Vermengung von Fleisch und Geist! . . ."

Alle solche Unklarheiten waren seiner klaren Seele zuwider.

Diese Klarheit, die als Werk des heiligen Geistes über seinem Wesen lag, war auch in seiner Arbeit. Seine Arbeit war zentral orientiert. Bezeichnend ist folgender Satz aus einem Brief (1919): „. . . Gott schenke uns, daß das viele Beraten der Organisationsfragen bei der Neuordnung der Kirche uns nicht den Blick raube auf die Notwendigkeit der eigenen Buße und Bekehrung . . ." Und: „. . . Wenn unsere Kirche nur nicht bloß organisatorisch, sondern wahrhaft erneuert aus diesem Elend herauskommt!"

In der Gedächtnispredigt sagte Pfarrer Lic. Greiner: „Wenn wir einen einzelnen Tag aus dem Amtsleben des Heimgegangenen herausgreifen und all die vielen und mannigfaltigen Verpflichtungen, Verrichtungen und Anforderungen, die er in sich schließt, und wovon sein immer eng beschriebenes Taschenbuch beredte Kunde gab, an uns vorüberziehen lassen wollten: gewiß, das sähe aus wie Vielgeschäftigkeit und Zersplittertheit bis an die Grenze der Zerschandenheit. Aber er kannte das Mittel, das einzige Mittel, das dieser Gefahr zu wehren vermag: die heilige Konzentration auf den Dienst am Wort und durch das Wort. Ein Diener des Wortes und sonst nichts hat er sein wollen und ist er mit großem Ernst und ganzer Treue gewesen, geworden durch Gottes Gnade. So hat er die Gefahr vermieden, sein heiliges Amt, das Predigtamt bleiben muß, wenn es nicht Scheinwerk werden soll, aufzulösen in allerlei an sich löbliche Wohlfahrts-

dienste auf sozialem, sittlichem und religiösem Gebiet, und es zu entwürdigen zu einem Vereinsbetrieb, der zwar allerlei Menschen und Kräfte in Bewegung setzt und Augenblicksbedürfnisse befriedigt, aber keine Ewigkeitsfrucht schafft, weil die Gotteskraft im Wort nicht entbunden wird. Das wußte er, und diese Überzeugung stand hinter all seiner Arbeit, daß die Kirche Christi anders nicht gebaut werden kann als durch das Wort . . .“

Und deshalb lebte er im Worte Gottes. Es ist uns immer erstaunlich gewesen, wie er in der Bibel Bescheid wußte. Und wie ernst wurde unser fröhlicher Vater plötzlich, wenn eins von uns Kindern etwa im Scherz ein Bibelwort mißbrauchte. Da fühlten wir den heiligen Respekt vor dieser Quelle des Lebens. Aber es war eben nicht der Respekt, der in schauer Ehrfurcht vor der Schrift stehen bleibt. O nein, sie war ihm immer offen. Und den Seinen hat er sie geöffnet. Es galt bei Vater das Wort in Wahrheit:

„Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
Worauf soll der Glaube ruh'n?
Mir ist nicht um tausend Welten,
Aber um dein Wort zu tun . . .“

In einem Vortrage sagte er einmal: „Wie bekommen wir ein Verhältnis zur Bibel?“ Nicht ästhetisch, nicht moralisch, nicht geschichtlich, nicht gewohnheitsmäßig — sondern auf dem Wege des innersten Glaubenslebens: daß ich Gott reden höre durch sein Wort . . .“

„ . . . In der Bibel rauschen die Wasser der Ewigkeit. Möge sie unser Volk fruchtbar machen für die Ewigkeit . . .“

„ . . . Gott hat nicht immer wieder neue Propheten und Apostel erweckt, sondern durch die Bibel redet er weiter zur Welt. Er hat sich an die Bibel gebunden. Er hätte es gut anders machen können, aber er hat es nun einmal nicht anders gemacht. Ja, merkt's nur, an dieses merkwürdige Buch, dem die Menschen so viel Risse und Unvollkommenheiten und Fehler nachweisen, hat er sich gebunden. Und da liegt das Geheimnisvolle dieses Buches, das uns immer wieder anschaut in seiner Art und in seiner Geschichte. Darum ist es auch ein Menschheitsbuch geworden,

troßdem die Männer, die darin, vom heiligen Geist getrieben, reden, einem ganz entlegenen Winkel der Welt entstammen. Daher kommt's, daß dieses Buch ein Buch mit sieben Siegeln, verschlossen und verriegelt ist, wenn man alles Mögliche an ihm sucht: geschichtliche, völkereundliche, moralische, nationale, wirtschaftliche Belehrung. Geht man aber auf das Zentrum los, die Erlösung in Christo, dann öffnet es sich und erscheint dem erstaunten Betrachter im Alten und Neuen Testament als ein gewaltiger, festgefügtter Bau. Dann erschließt sich sein Reichthum, wie es Zeit und Ewigkeit, Welt und Gott, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannt, wie es den Menschen und sein Herz mit seinen Tiefen und Höhen kennt, wie es 'den Schlüssel zur Weltentwicklung ganz anders darreicht, als jede Weltweisheit, wie es allein das Prinzip alles wahren Fortschritts in sich faßt. Gott steht dahinter mit seinem Willen an die Welt, die seine Schöpfung ist, seine aus eigener Schuld entartete Schöpfung. Der lebendige Jesus steht dahinter, dieses verkörperte Wort Gottes, das zur Welt kommt und sie nimmer losläßt, bis er ganz kommen kann und sie richtend und beseligend zu sich nehmen kann. Und derselbe Geist, der aus 'den Zeugen der Schrift spricht, der schlägt die Brücke zu meinem Herzen und stellt mich in diesen ganzen Reichthum hinein. Wir haben nicht nötig, in feinen Haarspaltereien festzustellen, was nun Gotteswort sei in der Bibel, und was nicht, haben auch nicht nötig, dieses Wort zu stützen und seine Grundlage festzuzimmern durch mühsam erdachte Inspirationslehren, sondern Gott kommt in diesem Buche auf uns zu und deutet uns seinen Willen an uns. Gott bringt die Bibel zu Ehren, wenn er sich durch sie bezeugt . . ."

(Aus einer Konfirmationspredigt): „ . . . Unser Gang wird gewiß und fest nur in Gottes Wort. Ich muß also in Gottes Wort sein. Es genügt nicht, daß ich einmal ein paar schöne Sprüche oder ein paar schöne Geschichten aus Gottes Wort auswendig gelernt habe. Es genügt auch nicht, daß die Bibel in meinem Hause liegt und vielleicht hie und da ein wenig gelesen wird. Der Geist der Bibel muß mein Herz erfüllen und durchdringen. Gottes Wort muß sich mit meiner Seele ver-

mählen, daß es in mir lebt und daß ich in ihm lebe. Weil aber Christus den eigentlichen Mittelpunkt von Gottes Wort darstellt, so heißt das nichts anderes, als daß ich mit Christus lebendige Gemeinschaft habe und sein Jünger und seine Jüngerin bin . . .“

„. . . Und am Ende, wenn wir ihn schauen, dann hat die Bibel ihren Dienst getan. Die Geschichte läuft aus in die Vollendung. Und weil wir dahin begehren, wollen wir nicht streiten über Gottes Wort, sondern es viel mehr lesen . . .“

*

Und nun will ich diesen Abschnitt „Wie er war“ abschließen. Gerade hierbei ist mir deutlich geworden, wie wenig der Buchstabe das wirkliche Leben zu fassen vermag. Er zeigt immer nur eine Seite. Wenn ich versuche, sein freies, natürliches, gläubiges, ernstes, fleißiges und fröhliches Leben auf e i n e Formel zu bringen, dann kann's nur die sein: „Er war wirklich ganz K i n d im Hause seines Gottes.“ Einst sagte ein Freund zu ihm: „Busch, du bist ein gesegneter Mann!“ Da erwiderte er voll inniger Freude und mit tiefstem Nachdruck: „Ja, das bin ich!“

Das Paradiesgärtlein.

Vater hielt einmal einen Vortrag über das Thema: „Das Paradiesgärtlein“. Und da sprach er von dem Familienleben. In der Überschrift war ausgesprochen, wie er sich eine rechte Familie vorstellte, als „eine Hütte Gottes bei den Menschen“. Es war ein Gedanke, den er immer wieder vertrat, daß ein fröhliches, geheiligtes Familienleben ein festes Bollwerk gegenüber den mancherlei Sünden unserer Zeit und eine Brunnenstube der Kraft, eine Quelle schöner, reiner Freuden sei.

Wenn er einmal von seinem Leben und seiner Entwicklung sprach, erwähnte er sicher auch seine Familie. Sein Lebensbild wäre daher unvollständig, wenn davon nicht die Rede wäre.

Bei einer Hochzeitsrede erzählte einmal scherzend jemand, es gäbe im Himmel zwei Stühle, die seien für die Eheleute bestimmt, die ihre Heirat niemals bedauert hätten. Die Stühle ständen aber leider bis zum heutigen Tage leer. Er wünsche dem Paare, daß sie Inhaber dieser Stühle würden. Da meinte Vater: „Nein, die sind für uns reserviert,“ und dabei schaute er fröhlich Mutter an.

Diese innige Liebe blieb bis zum letzten Augenblick. Als Vater im Sterben lag, faßte er Mutters Hand: „Du mußt mich hinüberbegleiten.“ In ihren Armen ging er in die Ewigkeit.

Kein Wunder, daß wir eine sonnige Jugend hatten, da die Eltern so standen.

„Kinder, ich meine, ihr seid ganz gut abgefessen,“ sagte Vater manchmal lachend, wenn wir gar so fröhlich zusammen waren. Und da hatte er recht. Wir waren Kinder reicher Eltern, reich nicht an Geld und Gut, aber reich an Liebe. Waren sie allein, sprachen sie von ihren Kindern. „Unser Thema“ nannte das

Vater. Die Eltern gehörten uns! Das wußten wir. Und das gab unserm Leben so hellen Sonnenschein. So wohl fühlten wir uns zu Hause in ihrer Liebe, daß es immer ein Schrecken war, wenn wir des Sonntags eingeladen wurden. Möchte es bei solcher Einladung tausendmal gute und schöne Sachen geben, so schön war's ja doch nicht wie zu Hause.

Vater hatte so seine eigenen Erziehungsgrundsätze. So vieles, was man Erziehung nennt, ist ja nur „Dressur“. Da hält man dann die Kinder äußerlich tadellos in Ordnung. Sie sind wie die Puppen, „artig“, „brav“. „Erziehung ist nicht Dressur,“ sagte er in einem Vortrag, „ach, unsere korrekten, modernen Kinder! Wie viele Eltern suchen mit ihren Kindern nur sich selbst. Sie wollen mit ihren Kindern renommieren. Sie sollen korrekte, schneidige Gesellschaftsmenschen werden; sie sollen andere ausstechen; ja, was sollen sie alles noch! . . .“

Aber wenn sie dann aus dem Elternhaus hinaus sind, dann fällt der Firnis ab, und alle Mühe war vergeblich. Oder man „bricht den Kindern den Willen“. So lange vielleicht, bis sie ewig willenlos sind, allen Einflüssen zugänglich und immer unselbständig.

Dieser „Dressur“ stellt Vater gegenüber etwas Besseres: „Laß die Kinder sich austoben! Nur verbieten, was Sünde und Eigensinn ist. Laß sie sich entfalten! Aber sieh vor allem, daß du ihr Vertrauen gewinnst; du darfst nicht der Herr sein, sondern der Freund. Vertrauen und Liebe sind die Grundlagen. Du mußt um die Seele deiner Kinder werben. Mit ihnen leben! Mit ihnen tragen! Die Arbeit, ja und auch die Sünde! Gerade da nicht bloß Richter sein. Das ist besonders wichtig beim Übergangsstadium zum Erwachsenen.“

Vor allem kam's ihm darauf an: „Wir müssen uns das rechte Ziel der Erziehung stecken.“ „Kinder sind, wie wir, doch zu Gott geschaffen. Und das muß in frühester Jugend schon berücksichtigt werden. Das müssen Kinder ihren Eltern abspüren, daß ihren Eltern dies eine Ziel das wichtigste und größte ist . . .“

Wie suchte er nun diesem Ewigkeitsziel gerecht zu werden in der Kindererziehung?

Vater nahm es ernst mit dem Wort: „Des Menschen Herz ist böse von Jugend auf.“ Dagegen hilft alles äußere Tun nichts. Darum kann die „Erziehung“ nur darin bestehen, daß man den Kindern Gelegenheit schafft, sich zu bekehren. „Schenkt den Kindern eine fröhliche Heimat, wo sie gerne sind. Und stellt sie hier im Elternhaus in eine Atmosphäre, wo der Geist Gottes weht. Laßt den Herrn Jesum Christum so regieren im Hause, daß sich keines ihm entziehen kann.“ So konnte er wohl sagen.

Oder: „Man klagt so viel über die Schulen, Universitäten und Kirchen — das werden wir aber nicht von heute auf morgen ändern. Unterdessen sollen all die Väter und Mütter, die mit so großen Sorgen ihre Kinder in die Welt ziehen lassen, ernst darauf bedacht sein, daß in ihrem Hause das Wort Gottes wirklich die tägliche Speise sei, und daß den weichen, empfänglichen Kinderherzen tief eingedrückt werde die Überzeugung von der unvergänglichen Schönheit des ewigen Gotteswortes.“

*

Wenn Eltern recht in ihrer Familie stehen, dann sind sie schließlich nicht mehr die Gebenden, sondern die Empfangenden. Vater sprach davon in einem Vortrag über „Elternpflichten — Elternfreuden“: „. . . Dem gegenüber möchte ich einmal aus innerster Überzeugung und Lebenserfahrung heraus sagen, daß die Elternpflichten die süßesten Freuden in sich bergen; man muß diese Freudenschätze nur zu heben versuchen . . .“ „. . . Wie wertvoll ist ein Gang in die Kinderstube, schon des Studiums halber: Wir sind ja schließlich große Kinder, aber wir lernen unsere Gedanken und Empfindungen verhüllen. Kinder geben sich doch unmittelbarer, und da kann man leicht psychologische Studien machen: Neid, Troß, Feindschaft, Liebe, Teilnahme usw. Alle diese Dinge kann man ihnen ja im Gesicht ablesen. Aber auch aus einem andern Grund ist ein Besuch der Kinderstube etwas Herrliches. Wer einmal wieder recht lachen will, wieder etwas vom Humor des Lebens sehen will, der muß zu den Kindern gehen, vorausgesetzt, daß er sich noch ein wenig offene Augen dafür bewahrt hat, daß Kinder nicht nur Erziehungsobjekte,

sondern werdende, selbständige Menschen sind, deren Leben zu beobachten vom allergrößten Interesse sein kann. Wie drollig die Äußerungen über das Leben und seine Angelegenheiten, bis hinauf zu den höchsten, den religiösen. Da will z. B. einer seinen Luftballon fliegen lassen, daß der kurz zuvor verstorbene alte Onkel etwas zum Spielen habe . . .“

„ . . . Kinder dienen uns oft zur Demütigung. Und daraus erwächst wieder Freude, die ewig bleibt . . .“

„ . . . Die Kinderstube ist eine Lehrstätte für unsern Christenglauben. Unser Heiland hat gerne auf die Kinder gewiesen: So ihr nicht werdet wie die Kinder . . . Da ist das unbegrenzte Vertrauen der Kinder, die Sorglosigkeit, weil sie alles den Eltern überlassen, die Gewißheit, daß sie den Eltern gefallen. Das Geheimnis des christlichen Glaubens in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Macht kann man wohl nirgends besser dargestellt sehen als in der Kinderstube . . .“

„ . . . Eltern p f l i c h t e n sind groß und heilig. Aber sie sind Quellen unerschöpflicher Freuden . . .“

Diese Abhandlung soll abschließen ein ganz köstlicher Satz Vaters: „Als ich noch ein junger Kandidat war, da wußte ich ganz genau, wie man Kinder erziehen sollte. Ich konnte großartige Erziehungsgrundsätze dartun. Seitdem ich selbst Vater von acht Kindern bin, bin ich immer stiller und unwissender geworden. Und ich bin sehr froh, daß ich kein Buch über Erziehungsfragen schreiben muß. Und ich möchte nur, daß mir ganz einfach Gott jeden Tag durchhilft, das zu tun, was recht ist.“

*

Aber nun, lieber Leser, sollst du auch noch einen Blick tun in Vaters „Paradiesgärtlein“. Komm getrost herein in das „Haus in der Sonne“, ob's nun in Elberfeld auf dem Hombüchel oder in der Frankfurter Gartenstraße steht. Du darfst ruhig hineinschauen. Findest wohl Gesellschaft. Sind ja doch immer Gäste da, die teilhaben an der Freude.

„Morgenstund . . .“*)

Fünf Uhr schlägt's. Leise erhebt sich Papa. Er will arbeiten, während alles im Hause schläft, will die Stille benützen, um all die vielen schriftlichen Aufgaben zu erledigen, die ihm jeder Tag auf den Schreibtisch legt.

Ganz leise zieht er sich an, seine sorgende Liebe denkt immer an seine Frau, die des Schlafes noch so dringend bedarf. Mit liebendem Blick überschaut sein Auge noch mal sein teures „Schlafgesindel“, ehe er die Kerze löscht. Alles ruht in tiefstem Frieden. Nur dort im größten Kinderbettchen regt sich's; zwei Arme strecken sich dem Vater sehnsüchtig entgegen, und ein leises: „Gelt, darf ich mit?“ klingt an sein Ohr. Und das Kind muß kein ärgerliches, „nein, ich kann dich nicht brauchen“, kein „du wirst mich stören“, kein „sei still, du weckst ja die andern!“ hören. Nein, eine weiche Decke hüllt sorglich und schützend die ganze kleine Gestalt ein, und zwei starke Vaterarme tragen die kleine Last ins Studierzimmer, machen ihr ein behagliches Nest im warmen Sofaek mit allen Kissen, die sie beibringen können, und decken sie behutsam mit einem Fell zu. Und dann darf das Kind wie Vater „studieren“. Er vertraut ihm sogar eins von den Büchern aus den eigenen hohen, ehrfurchtgebietenden Bücherschränken an: Ein Leben Luthers in Bildern. Und das Glück des Kindes darüber ist so groß, daß es tagtäglich, so oft es da unten sitzt, immer wieder das gleiche Buch in Händen hält und mit gleicher Freude dieselben Bilder besieht; es darf doch aus einem Buch von Papa lesen, es darf doch wie Papa „studieren“, vor allem, es darf bei seinem Papa sein.

Hausandacht.

Machtvoll klingen die Akkorde durchs Haus. „Was, Vater spielt schon?“ Und dann gibt's ein Rennen und Laufen und Türenschnellen, und jetzt kommen alle an, den Schulranzen schon in der Hand. Und weil noch keiner Zeit fand, das Jüngste an-

*) Die jetzt folgenden kleinen Erzählungen sind mit wenigen Ausnahmen von meinen Schwestern aus der Erinnerung aufgeschrieben.

zuziehen, erscheint es ganz verschämt im Nachthemlein zur Morgenandacht! Jetzt sitzt alles um den Tisch. Da leitet Vater über am Klavier zum Choral, und alle fallen ein:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschaff'nen Lichte:
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte . . .“

Auf jedem Platz liegt eine Bibel. Nachdem Vater die „Lofung“ gelesen hat, nimmt jeder seine Bibel vor. „Wo stehen wir?“ „Apostelgeschichte 16, Vers 16“ ruft einer. Und dann fängt Vater an. Er liest nur einen Vers, den nächsten liest Mutter, dann der kleine UBC-Schütze neben ihr, wenn's auch nur stammelnd geht, jetzt kommt das Dienstmädchen, jetzt eine große Schwester, und so geht's weiter um den Tisch herum. Alle sind beteiligt. Jeder darf seinen Vers lesen . . . Das Kapitel ist zu Ende. Die Bibeln werden geschlossen. Alle stehen auf und falten die Hände. Ganz still wird's, und Vater betet. In seinem Gebet wird dem Herrn alles hingelegt, was das Herz bewegt: Lob und Dank vor allem und auch Bitten, für die Schulkinder, für die Mutter im Haushalt, für alle Lieben . . .

So bekamen wir für den Tag von vornherein die rechte Grundstellung.

*

Da war einmal ein dichterisch begabter Gast im Hause. Der hatte bei der Abendandacht gegessen, als wir im vollen Chor gesungen hatten:

„Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu' ich mich nur immerhin
Über meinen guten Hirten . . .“

Von ihm stammt das hübsche Gedicht in unserm Gästebuch:

„Weil ich darf Jesu Schäflein sein,
Geh' ich gar fröhlich aus und ein.“

Weiß nicht, ob mich so heimlich je berührt
Ein Lied der Meister, wundersam geziert,
Wie dieser schlichte, helle Kinderfang,
Der siebenfach durch euer Haus erklang:

Wie gut ist's in des Hirten Arm und Schoß —
 Das Klang nicht von den frischen Lippen bloß,
 Der Augen Leuchten tut es innig kund:
 Das ist des Hauses tiefster Heimatgrund. —
 Da ich des Abends ließ vor'm Schlafengeh'n
 Des Tages Bilderflut vorüberweh'n,
 Noch einmal aus dem sonnbeglänzten Strom
 Aufsteigen ragend sah den hohen Dom,
 Die engen Giebelzier und Erker mannigfalt,
 Noch einmal zauberhaft im Abendschein
 Von tausend Lichtern flimmern sah den Main,
 Und in dem leichten, leisen Wellenschlag
 Zerging der klare Sommersonnentag —
 Da spürt' ich auch, wie mir das Herz durchdrang
 Ein froher Grundton wie ein Heimatklang.
 In all dem Schönen zog mir durchs Gemüt
 Ein Klang von jenem schlichten Kinderlied,
 Und fröhlich schlief ich darauf ein:
 „Ich darf ein Schäflein Jesu sein . . .“

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet . . .“

Die letzte Stunde vor den Ferien war zu Ende. Die Zeugnisse waren verteilt. Schnell strebten alle Kinder heim, dem Elternhaus, den freien Tagen, der Ferienfreude zu. Wenn ich nur auch hätte springen können! Aber ich kam diesmal nicht vom Fleck. Ich trug solch schwere Last. Wie ein Mühlstein drückte das Zeugnis in meiner Schultasche. Es war nicht schlecht; aber doch nicht gut wie sonst, und das machte mir das Herz schwer. Völl Bekümmernis stieg ich den steilen Weg zum Hombüchel hinauf. Da sah ich plötzlich Papa oben vorübergehen: „O, wenn ich's ihm nur n i e sagen muß!“ und dann doch hinaufrennen und ihm das Zeugnisbuch entgegenhalten war eins.

Prüfend sah er hinein, prüfend sah er mich an. Dann nahm er ganz ruhig meine Hand und ging mit mir heim in sein Studierzimmer, schloß den Schreibtisch auf, zog einen Kalender heraus, der ihm von einem Buchhändler vor einigen Tagen zugeschickt war, und der seither meines Herzens stille Sehnsucht war, gab ihn mir: „Das kriegt mein liebes Mädi von seinem

Papa zum Trost.“ Schnell noch ein lieber Kuß, und fort war er, um weiter seine Krankenbesuche zu machen, die er um seines Kindes willen unterbrochen hatte.

Und daheim saß das Kind, überwältigt von der Güte des Vaters, und wußte es ganz gewiß, daß es ihm nie mehr ein schlechtes Zeugnis zeigen müsse.

*

Ich glaube, Vater hat in der Stellung zu seinen Kindern immer von seinem himmlischen Vater zu lernen gesucht. Er wollte, wie unser Vater im Himmel, Kinder, die in seinem Hause fröhlich sind und das Böse hassen. Wie sehr er von der göttlichen Erziehung lernte, wurde mir als Knabe an einem Erlebnis ganz besonders klar. Ich hatte — zu meiner Schande sei es gesagt — einmal als Schuljunge aus Abenteuerlust mich in eine große Lügengeschichte verwickelt, in die ich immer tiefer geriet. Es mußte einmal alles herauskommen. Aber ich fand nicht den Mut, es zu sagen. Des Knaben Herz war sehr in Not. Eines Tages merkte der Lehrer etwas, und Vater bekam einen Brief. Er rief mich in sein Zimmer. „Junge, sag' mal, was ist da los?“ Da hieß es bekennen. Als ich fertig war, sagte Vater nur ganz traurig: „Wenn du so weitermachst, wirst du noch ein Nagel an meinem Sarge.“ Dann ließ er mich gehen. Das war furchtbar. Wenn er mich gestraft hätte, wäre es nicht so schwer gewesen wie diese Trauer Vaters über meine Bosheit. Das schnitt ins Herz. Ganz zerknirscht lag ich abends in meinem Bett. Ich wußte nicht aus noch ein. Da Schritte, und Vater kommt noch einmal. Was will er? Leise legt er die Hand auf meine Stirn und sagt mit unsagbar lieber Stimme — für den armen Sünder war's lieblicher als Engelgesang — : „Gelt, jetzt ist dir's wohl, daß alles heraus ist!“ Ach, Vater! Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen. Aber er ging schnell wieder. Glückselig lag ich noch lange wach. Ja, jetzt erst war mir wieder wohl in des Vaters Liebe. Am nächsten Tage brachte er die Sache beim Lehrer in Ordnung, und es wurde niemals mehr davon gesprochen. So lernte ich an meinem Vater, was

göttliche Vergebung ist. „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“
„. . . Der dir alle deine Sünde vergibt . . .“ (Aus Psalm 103.)
*

Im Hause herrschte größte Freiheit. Da konnte man nicht das fortwährende „Laß das“ und „sei hübsch artig!“ Da durfte auch getobt werden — und es war keine Kleinigkeit, wenn die große Geschwisterschar durchs Haus „Verstecken“ spielte —, ohne daß gleich eine zornige Stimme dazwischengefahren wäre. Höchstens versuchte man uns abzulenken, wenn's gar zu wild wurde, durch ein noch schöneres Spiel. In einem Brief erzählt Mutter: „Ich hatte gestern den Keller mit viel Mühe aufgeräumt. Heute haben die Kinder im Garten Indianerzelte gebaut. Dabei haben sie alte Bohnenstangen u. a. herausgeholt. Jetzt sieht der Keller aus wie ein Schlachtfeld. Aber ich freue mich, wenn sie so fröhlich spielen.“ Ja, wir fühlten's, daß die Eltern sich mit uns freuten. So sehr, daß einst ein kleines Schwesterlein die Mutter umfaßte und meinte: „Gelt, Mama, du bist gern bei uns.“ — Nur was wirklich Sünde war, wurde verboten. Und da machte ein ernstes Wort Vaters viel mehr Eindruck, als Schläge und Schelte es getan hätten.

Das Karnsfell.

Wir gingen im Wald mit den Eltern spazieren. In der Nähe des Oberforsthauses ertönte Musik. „Ach, da ist ja ein Karussell!“ Unser Herz hüpfte vor Freude, denn wir wußten genau, an solcher Freude ließ uns Papa nicht sehnüchtig vorübergehen. Wie schnell saßen wir jedes am ersehnten Platz, entweder hoch zu Pferd oder bequem in einer samttausgeschlagenen Kutsche und drehten uns zur Musik und fühlten uns wie im Himmel! Draußen standen die Eltern und sahen uns zu und freuten sich an den strahlenden Augen und dem hellen Lachen ihrer Kinder.

Papas Augen sahen aber noch etwas anderes. Abseits stand ein Häuflein Kinder, denen man an den Löchern in Rock und Jacke, am Schmutz in den Gesichtern die Armut ansah. Wie

gern hätten auch sie sich mit uns gedreht, wie gern wären auch sie Karussell gefahren; aber natürlich, die Taschen waren leer und kein lieber Vater bei ihnen, der ihnen die heiß erwünschte Freude erfüllte. So mußten sie halt beiseite stehen und zusehen, wie andere Kinder sich vergnügten, strahlten und jubelten, und wurden selbst dabei traurig und still. Das sah Papa. Aber er konnte ja keine traurigen Kindergesichter sehen. „Wollt ihr wohl mal fahren, ich zahle jedem eine Fahrt?“ rief er zu der kleinen Schar hinüber. Das schlug wie ein Blitz ein. Jäh fuhren die Köpfechen herum. „Was will der Herr? Ist's möglich? Meint er's ernst?“ sagten die fragenden Mienen. Aber in seinen gütigen Augen lasen die Buben und Mädchen, daß er nicht Spott mit ihnen treiben will, und im Augenblick sind die betäubten Gesichtlein glänzend vor Wonne. Kaum können sie's erwarten, bis das Karussell wieder hält, bis sie auf dem Platz sitzen, den sie sich wohl hundertmal schon bestimmt hatten, wenn sie auch einmal Geld hätten, ja, wem . . . Und dann hallte der Wald wider von einem Jubel ohnegleichen.

Dank sagten sie nicht, sie dachten nicht daran; aber an dem Glanz, der den ganzen Nachmittag über Papas Gesicht lag, sah man, wer der tief Beglückteste war.

„Wer will mit?“

„Pfarrer Busch ist wieder in der Nähe,“ sagte Frau Schmidt zu ihrem Manne, „zwei von seinen Blondköpfen spielen Ball auf unserer Straße.“ So hieß es oft, da und dort in der Stadt; denn fast sicher konnte man wissen, wo die Kinder auftauchten, da war auch der Vater nicht weit. Denn er ging fast nie fort, um seine Kranken und Alten zu besuchen, ohne daß er zwei oder drei von seiner kleinen Gesellschaft mitnahm, um jede Zeit zu benutzen, die er mit ihnen zusammen sein konnte. Da war keins zu klein zum Mitgehen, wenn's nur laufen konnte. Während er dann treppauf, treppab stieg, da einen Sterbenden stärkte, dort einem alten Mütterlein hellen Sonnenschein ins enge Dachstübchen brachte, hier ein langes Siechtum besser tragen half, dort ein Einsames tröstete, spielten wir vor den Häusern ver-

gnügt und unbekümmert um die mancherlei Not, an der der liebe Vater mitrug. Aber im Augenblick war jedes Spiel unterbrochen, wenn wir Papa aus einem Hause wieder herauskommen sahen. Pfeilgeschwind flogen wir auf ihn zu und hingen uns, eins links, eins rechts, an seinen Arm, und so ging's weiter bis zum nächsten Hause, in das er einkehren wollte. Wie froh waren wir, wenn das nicht so schnell kam; denn mit Papa konnte man sich so herrlich unterhalten, und er ging auf alle unsere Anliegen, die uns natürlich groß und wichtig waren, ein; er interessierte sich für unsere Interessen, ob das nun Wilhelms weiße Mäuslein oder Hydias Puppen waren, alles war ihm wichtig. Wenn ich nur dran denke, daß er, als ich damals anfang zu lesen, und viel und oft zu leidenschaftlich die Kinderbücher verschlang, alle meine Bücher auch las. Ich konnte mich dann mit ihm begeistern für „unser Heidi“ oder unser geliebtes „Karl und Marie“ . . .

Aber oft baten wir ihn auch, uns etwas zu erzählen. Wie gern hörten wir ihm zu, vergaßen alles um uns her, sahen nicht mehr, was auf der Straße vorging, kaum, wer uns begegnete.

Gedichtete und erfundene Geschichten erzählte er eigentlich nie, immer nur Geschichtliches oder biblische Geschichten. Bei den biblischen Geschichten erzählte er uns besonders viel von den Dingen, die wir weniger kannten, aus den Geschichtsbüchern des Alten Testaments und besonders von den Reisen des Paulus. Er führte uns auch in die Kirchengeschichte ein und lehrte uns ohne viel Hinweise ihre großen Gestalten lieben und ehren. Ehe ich in die Schule ging, ehe ich eine Geschichtszahl wußte, war Huf mir eine bekannte Gestalt, war Luthers und Zwinglis Leben mir vertraut, kannte ich Franz von Assisi und hatte mitgelitten unter den Leiden der Märtyrer. Ohne Predigten, ohne lange Erklärung machte er uns das groß, was ihm groß war: Leben, das aus Gottes Kraft stark wurde und in der Unterwerfung unter Gottes Willen die Welt unterwarf.

Musik.

Wir liebten alle die Musik. Es brauchte ja keine besonders schöne zu sein. Ob Mundharmonika, Klavier oder Geige, ob's

Singen oder Pfeifen war, das war ganz gleich, wenn es nur irgend ein froher Ton war. Das Klingen und Tönen hörte bei uns eigentlich gar nicht auf. Aber war es denn ein Wunder? Hast du es denn einmal gehört, wie Papa Klavier spielte? Er brauchte keine Noten, ob er Choräle oder Volkslieder, Beethoven-sonaten oder sonst etwas spielte. Er konnte alles, wie niemand so schön. Alles spielte er vom Herzen heraus; daß man mitsingen mußte, wenn er ein Lied erklingen ließ, daß man marschieren mußte, wenn seine Märsche ertönten, daß man hätte weinen mögen, wenn er den Trauermarsch spielte. Papa mußte uns viel spielen. Immer wieder, wenn er nur ein Augenblickchen Zeit hatte, gerade meinte, jetzt könnte er ein paar Minütlein ruhig sitzen, dann bettelten wir und zogen ihn im Triumph ans Klavier.

Das Brüderlein.

„Pst, pst, ganz, ganz still,“ hauchten alle, als sie auf den Zehen die Treppe hinaufstiegen. Den Zeigefinger hielten sie auf den Mund gepreßt, daß nicht doch noch ein Freudenruf entfahre. Papa allen voran. Er war ja immer fröhlich; aber heute — seine Freude kannte einfach keine Grenzen. Wenn er nur daran dachte, wie sie diesen Morgen zu ihm ins Schlafzimmer hereingekommen waren, alle die weißen Nachtgestältlein; wie sie immer und immer wieder die Augen rieben: „Wo ist denn nur Mama?“ Und dann der Jubel, als er es sagte, daß heute Nacht . . . „Nun danket alle Gott,“ jauchzte sein Herz, und vorwärts eilte er zum Gastzimmer. Vorsichtig öffnete er die Tür. Da lag Mama, ach, so glücklich, als sie die strahlenden Kinder hereinkommen sah, alle ihre Kinder. Wie die Augen leuchteten! Ganz leise schlichen sie an ihr vorbei, dort hinüber, wo aller Glück und Wonne lag, — das Brüderlein.

Samstagabend.

Draußen war es schon dunkle Nacht, und doch hörte man noch frohe Kinderstimmen erschallen. Sonst um diese Zeit war doch

längst das Abendlied verklungen, das Mama mit ihren Kleinen gesungen hatte, längst hatte sie zwischen den Bettchen gefessen und mit ihren Kinderlein gebetet, ihnen die Hände aufgelegt, ihnen Lieder gesagt, bis die unruhigen Geistchen zur Ruhe gekommen waren. Um diese Stunde saß sie lange schon wieder bei Papa drunten im Studierzimmer. Aber heute — was war nur los, alle Bettlein waren ja noch unberührt. Das Kinderzimmer war auch leer und verlassen. Weit und breit kein liebevolles Puppenmütterchen. Das Kamel, das Schaukelpferd, die sonst so viel Begehrten, standen in der Ecke, und niemand kämpfte um sie. Der Spielschrank war in Ordnung wie eigentlich sonst nicht jeden Abend. Aber auf der großen Holzbank lagen lauter kleine Wäschepäckchen, eins neben dem andern. Ach so, das war die Kinderwäsche für morgen, für den Sonntag. Natürlich, morgen ist Sonntag, da braucht man nicht zur Schule, drum darf man heute abend auch aufbleiben. Und Papa ist da, braucht in keine Sitzung, keinen Verein, da muß alles zu ihm kommen. Natürlich, in Papas Studierstube sind sie alle. All das Leben und frohe Treiben, das sich sonst über das ganze Haus erstreckt, ist in dieser Samstagsabendstunde in Papas Zimmer konzentriert. Da sitzt er in seiner Ecke am Schreibtisch und fühlt sich so glücklich und reich, daß er mit keinem Menschen tauschen möchte. Alle seine Lieben um ihn — da fliegt die Arbeit. Die Post wird erledigt, Predigten und Reden werden überdacht und noch einige Artikel geschrieben. Von Zeit zu Zeit dreht er sich um: „Gelt, Mutterle, wir haben es schön.“ Mama sitzt flickend am Tisch. Nun schaute sie auf: „Zu schön,“ und strahlt ihn an, und beide schauen auf ihren Reichtum um sich herum. Da sind die Buben. Was sie treiben, ist nicht zu ergründen. Lesen sie, spielen oder turnen sie oder verhauen sie sich? Alles und doch nichts, jede Minute etwas anderes, bald sitzen sie am Tisch, bald liegen sie auf dem Boden, jetzt krabbeln sie hinter Vaters Schreibtisch, und nun machen sie Kopfstand und hängen in der Luft. „Was machen denn meine Mädelein?“ fragt Papa. Es ist ihm so unendlich wohl, wenn sie um ihn herum schwätzen. „Das ist wie das Plätschern eines Bächleins,“ sagt er oft.

Und bei dem Erzählen werden Weihnachtsarbeiten gemacht oder etwas für Geburtstage oder sonst etwas, was halt Mädchenherzen erfreut. Am Samstagabend wird ja nicht mehr gearbeitet, da ist schon Vorsonntag, da darf jeder seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen. „So,“ sagt Papa, legt den Federhalter fort, macht vollends Ordnung auf dem Schreibtisch, „so, jetzt bin ich fertig. Jetzt spiele ich noch eine Partie Halma. Wer macht mit? Aber vorher, wer geht mit an den Briefkasten?“ Natürlich alles. Alles saust hinaus. Mama sitzt verlassen da. Wie ruhig ist es auf einmal um sie geworden! Draußen hört man fröhliches Springen, jetzt kommen sie wieder, näher, näher, und schon stürmt es herein. „Halma mit Papa! Hurra!“ Wer darf mitmachen? Natürlich die Großen. Papa spielt fein. So gut wie er kann es niemand. Er sitzt im Sofaeck, die drei Spieler neben ihm und die andern hinter ihm, auf der Sofalehne, halb auf ihm. Alles sieht zu, alles spielt eigentlich mit. Papa, was ist nur? Papa, du bleibst zurück! Hurra, hurra, Papa ist besiegt. „Mama, denk, Papa ist besiegt!“ Alles freut sich, alles hüpf und springt, Mama lächelt, alles, weil Papa besiegt ist. — „Nun holt mir jemand mein Predigtbuch,“ sagt nun Mama, „jedes darf eine Seite lesen.“ Und schon sitzt der jüngste Schüler da mit dem großen nagelbeschlagenen Buche und liest die Predigt für den kommenden Sonntag. Jeder liest eine Seite, und wer besonders gern vorliest, liest fertig. Jetzt betet Papa noch. — Im Nu hat Mama ihre Flicksachen beisammen: „Nun aber flugs ins Bett!“ An jedem Arm hat sie schon einen müden Buben hängen, und die Treppe hinaufgehend, singt sie fröhlich:

„Breit' aus die Flüglein beide,
 O Jesu, meine Freude,
 Und nimm dein Küchlein ein!
 Will Satan mich verschlingen,
 So laß die Englein singen:
 Dies Kind soll unverlehet sein!“

Die andern folgen singend nach. Papa schließt noch ab, dreht das Gas aus, dann kommt er auch und fällt mit seinem Bass ein:

„Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güld'nen Waffen
Ums Bett und Seiner Engel Schar.“

„Frohe Fahrt.“

Ein trüber Tag ist's. Dunkle Wolken hängen tief herab am Himmel. Über den Tälern liegt undurchsichtiger Nebel. Von den Bäumen tropft die Nässe der vergangenen Nacht. Und gleich wird's wieder regnen. Überall zieht sich's zusammen, das dunkle Grau.

Und denk' an, auf der aufgeweichten Landstraße mit den häßlichen gelben Wasserlachen zieht ein Trüpplein lachend und scherzend daher. Was haben denn die an solchem Morgen zu lachen? Was ist denn mit denen? Ja, weißt du, die dürfen heute mit dem Vater wandern, drum sind sie so glücklich. Mit dem Vater wandern! Das ist wahrlich Anlaß zu großer, heller Freude, die nicht nach Wind und Regen schaut oder sich gar von ihnen besiegen läßt. Denn wir wissens alle ganz genau, ein Wandertag mit dem Vater wird auf alle Fälle schön, mag's nun regnen oder schneien, mag die Sonne scheinen oder der Wind blasen, mag man durch die lieblichste, schönste Gegend gehen oder durch ödes Land, schön wird's immer!

Weihnachtsmarkt.

„Heut' geht's auf den Weihnachtsmarkt!“ Wenn unser lieber Vater in der Weihnachtszeit dies zu uns sagte, dann schlugen unsere Herzen hoch vor übergroßer Freude, denn es gab für unsere Begriffe fast nichts Schöneres als dies, „auf den Weihnachtsmarkt gehen“. Einmal war es ja überhaupt wunderschön, mit Vater gehen zu dürfen; auf all' den Wegen, auf denen wir ihr begleiten durften, gehörte er ganz uns, und dann ging man immer nur bei Dunkelheit auf den Weihnachtsmarkt, und das hatte seinen ganz besonderen Reiz. Da hatte die stille Straße mit den hohen Bäumen, die zum Main führte, etwas

Geheimnisvolles. Zauberhaft leuchteten die Lichterreihen vor den dunkel ragenden Mauern und Türmen zu beiden Seiten des Mains, und scheinbar viel gewaltiger als am Tage wogte der Fluß unter dem leicht schwankenden „Eisernen Steg“. Aber auf dem Römerberg war heller Weihnachtsglanz. Da standen, treu behütet von den hohen Siebelhäusern rund um den Platz, Bude an Bude, jede festlich erleuchtet. Wohin wir nur schauten, gab's Herrlichkeiten. In einer Bude verkaufte man bunte Glasfugeln für den Christbaum, in einer andern waren Unmengen von billigem Spielzeug aufgestapelt, in einer dritten türmten sich Lebkuchen und Schokoladetafeln auf. Und zwischendrin und vor den Häusern, und wo's nur ein Plätzchen gab, guckte überall ein Stücklein Winterwald heraus. Da standen die großen und die kleinen Christbäume, die in Sälen und Stuben, in Kirchen und Dachkammerlein viel Menschen Weihnachtsfreude bringen sollten.

Eine Welt voll Weihnachtsglück war's, in die wir da eintauchten. Unfers Vaters Augen konnten nicht schnell genug all dem folgen, was ihm jedes einzelne seiner Kinder mit Jubelschrei zeigte. Und als ob ihm all die Dinge ebenso wichtig seien wie uns, betrachtete er alles voll Interesse und tat bei unserm Staunen und Bewundern von Herzen mit. Der Höhepunkt kam für uns alle, wenn wir vor einer Lebkuchebude auf einmal Halt machten, wo auf jedem Lebkuchen irgend ein Name in herrlich verlockendem Zuckerguß stand, und Vater sagte: „So, jetzt darf jedes seinen Namen suchen, wer ihn findet, dem kaufe ich den Lebkuchen!“ Nun ging ein fröhliches, aufgeregtes Schauen und Suchen los, denn so einfach war das gar nicht: Vor freudiger Erregung übersah man oft den eigenen Namen, und ich vergesse es nie, wie unser Bruder vor lauter Übereifer sich eine „Wilhelmine“ statt eines „Wilhelm“ nahm, und sich dann so schämte, als sei ihm durch die falsche Wahl wirklich etwas von seiner Männlichkeit und Knabenwürde genommen worden. In großer Not waren auch immer unsere Kleinen, die noch nicht lesen konnten, und die vor Ungeduld ganz zappelig immer wieder fragten: „Papa, hast's denn noch nicht gefunden? Papa, gib's

meinen Namen nicht?“ Denn das war fast das Interessanteste für uns: Unserer Schwester Lydia Namen fanden wir nie, der Name wurde offenbar nie auf Lebkuchen gespritzt. Sie hatte dann eine ganz besondere Freude, sie durfte den Namen wählen, der ihr am besten gefiel. Aber allerdings, die Wahl fiel wohl nie so ganz wahrhaftig aus; sie schaute weniger darauf, welches der schönste Name war, sie erwählte vor allen Dingen immer einen möglichst langen, der recht viel Zuckerguß enthielt.

Hatten wir alle die Prachtlebkuchen in Händen, ließen wir uns auch wieder gern zur Heimkehr bewegen; denn jeder wollte seinen der Mutter zeigen; aber ihn doch auch möglichst bald aufessen. So zogen wir heim. Keines achtete mehr auf den Zauber des abendlichen Ganges, keins sah mehr die Schönheit des Sternenhimmels. Aller Herz war erfüllt von den erlebten Herrlichkeiten, aller Mund ging über von den Wundern, die wir gesehen hatten; und ehe wir's uns versahen, standen wir an unsers Hauses Thür, und unsere liebe Mutter empfing uns und war nun wie Vater vorher ganz offen Ohr und Auge und Herz für ihre glückselige Kinderschar.

Weihnachten.

Seit drei Tagen war das Kinderzimmer verschlossen. Erst war es noch gescheuert und gefegt worden, bis alles blitzblank war, und dann durfte niemand mehr hinein außer Mama und Papa. Mama war eigentlich den ganzen Tag dort, war sonst fast nicht mehr zu sehen. Manchmal ging sie in die Stadt und kehrte schwer beladen heim mit viel Päckchen und Sachen, verschwand aber dann schleunigst im Kinderzimmer. Oft fuhr der Postwagen vor und brachte viele Pakete und Schachteln, Kisten und Kästen wurden vom Speicher geholt, aber alles, alles das wurde in die eine große Stube gebracht, die ja das Weihnachtszimmer werden sollte. Wie man da drin immer rumoren und hantieren hörte! Jeder Ton von dort erfüllte uns mit größter Wonne. Manchmal hörte man unter der offenen Thür ein süßes Klingen und Blasen. Dann rief alles: „Das Christkindle bläst,“ aber bis wir herbeigesprungen kamen, war die Thür wieder ver-

schlossen und weit und breit nichts mehr zu sehen. Eines Abends kam Wilhelm erregt gesprungen: „Herbei, herbei, ich seh' etwas vom Weihnachtszimmer!“ Alles sauste ihm nach vor das Haus ohne Mäntel und Mützen; aber keins achtete der Kälte, alles glühte vor Freude, denn droben am Fenster sah man hinter Vorhängen die zarte Silhouette einer Lanne. Die Weihnachtszeit war unbeschreiblich schön. In allen Ecken waren Vorbereitungen und Heimlichkeiten. Jeder hatte etwas zu verbergen und war über die Mäßen beschäftigt. Sämtliche Vorhänge an den Bücherschränken, alle Portieren verschwanden und wurden als Hirtengewänder anprobiert. Hier wurden Weissagungen gelernt, dort sagte eins die Weihnachtsgeschichte auf, überall sang es und klang es: „Fröhliche Weihnacht überall . . .“ „Freuet euch, freuet euch, Halleluja . . .!“ und alle die alten Weisen, der eine sang sie, der andere spielte sie, die Buben piffen sie — das ganze Haus jauchzte und frohlockte: „Freue dich, o Christenheit!“

So kommt der Weihnachtsabend. Endlich ist die Stunde, da Papa mit den vollsten Akkorden in die Tasten greift und wir im frohen Chor einfallen: „Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphieret, kommet, o kommet nach Bethlehem. Sehet das Kindlein, uns zum Heil geboren!“ Und dann singt man viel liebe Weihnachtslieder: „Stille Nacht“, „Zu Bethlehem geboren“, und wie sie alle heißen. Jedes vom Größten bis zum Kleinsten, sagt herrliche Weissagungen auf von den alten Propheten, die unsern Heiland schon lange ankündigten. Und jetzt nimmt Papa seine Bibel zur Hand und liest die Weihnachtsgeschichte. Da ist es so still in der Runde, eine Stecknadel könnte man fallen hören. Wohl jeder kann sie auswendig und hat sie sich oft hergesagt, aber nie ist sie einem so groß und macht das Herz so überfroh, wie jetzt in dieser Stunde, da sie uns Papa liest. Und wenn er an die Stelle kommt: „Als bald war bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott und sprachen,“ fällt unser Lobchor vielstimmig ein: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Und dann zum Schluß steigt unser Stolz, unsere selbstverfertigte Aufführung von den Hirten auf dem Felde und den Engeln. Jetzt

ertönt das Schlußlied: „O du fröhliche . . .“ und während wir singen, verschwindet Mama eiligst. Das Lied ist zu Ende, alles eilt zur Treppe, aber keiner darf hinauf. Im Zuge, zwei und zwei dem Alter nach, steht alles im Flur und wartet, zappelnd, trippelnd, leise summend: „Ihr Kinderlein, kommet,“ und schaut hinauf. Jetzt ist's noch still droben, aber jetzt, endlich — jetzt geht die Tür auf, die Glocke ertönt, ein Stürmen auf der Treppe, und laut jauchzend nun schallt es: „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all'.“ Das ist ein Lichtermeer, ein Scheinen, eine Pracht, wie geblendet steht man unter der Tür. Das ist ein Freuen, ein Frohlocken, unbeschreiblich, überall, wohin man sieht, große Freude, fast zu groß für kleine Kinderherzen. Puppenküche und Puppenstube, Kaufladen und Soldaten, Puppentheater, Trommel und Horn, was man nur wünschen und denken kann, alles ist da. — Papa sitzt vorn am Fenster im Sessel, die Sessel um ihn her sind bis jetzt noch leer. Das ist ein Treiben um ihn herum . . . Gerade kommt glückstrahlend ein Puppenmütterchen vorbei, schiebt voll Stolz seinen Staatswagen vor sich her. Es lebt vollständig in einer Welt für sich. Dort im Eck sitzt der Kaufmann vor seinem Laden und läßt sich seine Ware ganz vorzüglich munden. Hier bei den Soldaten ist einer, der ist General, französische Armee, deutsches Heer und alles zugleich. Da drüben gibt einer großartige Theatervorstellungen. — Riesengroß ist die Freude. Und jubelnd fallen alle Sänger ein, als Mama anstimmt:

„Fröhlich soll meine Herze springen
 Dieser Zeit,
 Da vor Freud'
 Alle Engel singen.
 Hört, hört, wie mit vollen Choren
 Alle Luft
 Laute ruft:
 Christus ist geboren!“

Die Puppenküche.

„Was ist denn nur bei Pastor Buschs los. Brennen da morgens um 4 Uhr schon wer weiß wie viel Lichter und sieht man

hinter den Vorhängen so viele kleine Gestalten hin- und herhuschen, als sei die ganze Kinderschar schon auf?"

Ja, denkt nur, das ist sie auch. Alle Büschlein springen fix und fertig im Kinderzimmer herum. Was bedeutet nur das? Was ist das für ein Unsinn? Ach nein, Unsinn ist's nicht, nur ein Fest, ein großes Fest: Papa kocht mit uns in der Puppenküche.

All die Tage her, die ganzen Weihnachtsferien lang, haben sie ihn gequält und geplagt: „O, Koch doch einmal du mit uns! Papa, gelt, du spielst auch mal mit in der Puppenküche!“ So ging's immer fort; denn es mußte doch gar zu schön sein, wenn Papa, der doch alles so fein, in unsern Augen alles am besten, kann, da mittäte. Und seinen Kindern eine Bitte, die er nicht für unrecht hielt, abzuschlagen, konnte er fast nicht. Da machte er das Unmögliche möglich. Hatte er am Tage keine Zeit, gut, nahm er die Nacht. Die Kinder konnten den Schlaf wieder einholen, und er opferte ihn gern für sie. So kam's, daß um 4 Uhr früh das Gebüsch mit dem Vater den Kochherd in der Puppenküche anzündete. Nun kam die große Frage: Was wird gekocht? Da half sonst immer Mama raten und angeben; nun sollte es Papa tun, und der war halt keine Hausfrau und konnte nur — aus der Studentenzeit her — Kaffee kochen. Das gestand er seiner eifrigen, von Latendurst brennenden kleinen Gesellschaft. „Grad' recht, Papa, Kaffee muß man morgens immer zuerst kochen!“ Und mit großer Umständlichkeit und noch größeren Reden ward der köstliche Trank bereitet.

Und dann saß man am kleinen Tischchen, vor sich die Fingerhutassen, und nahm Schlückchen um Schlückchen und war ganz selig, daß Papa auch da saß, sich auf das kleine Bänkchen gezwängt hatte. Wir hatten zwar fast Sorge um ihn; denn er hatte gesagt: „Kinder, ich muß so aufpassen, daß ich nicht das ganze Täschchen verschlucke!“ Aber wir wurden wieder beruhigt, er trank vorsichtig einen kleinen Schluck um den andern und brauchte auch wie wir viele, viele Bisse, um ein kleines Gutsle zu essen.

Aber der Höhepunkt des Festes war dann doch, als man das schönste Täschchen für Mama füllte und sorgfältig auf das nied-

liche Puppentablett stellte und dann in feierlichem Zug mit Papa am Ende ins Schlafzimmer ihr ans Bett brachte und sich an ihrem Staunen weidete, „daß ihre Kinder schon Kaffee kochen könnten“. Aber als sie dann sagte, der Kaffee sei so gut, wie sie noch nie einen getrunken habe, da war's uns doch klar, das kam nur daher, weil Papa ihn mitgekocht hatte.

Es ist ein Schnitter . . .

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom lieben Gott . . .“

Der durfte auch ins Paradiesgärtlein kommen. Sein Schneiden tat weh und brachte Herzeleid. Aber auch Ewigkeitslicht.

Da war die liebe Großmutter, die Mutter unseres Vaters. Wir hingen alle mit ganz besonderer Liebe an dieser edlen Frau. Schon äußerlich war sie so eine vornehme, stattliche Erscheinung. Und ihr Herz war überreich an Liebe für ihre Kinder und Enkel. Das war ein Jubel, als sie nach dem Tode des Großvaters im Hardthause zu uns zog! Wie schön war's immer gewesen, wenn wir in den Ferien Großmutter für ein paar Wochen besuchen durften! Und nun kam sie ganz zu uns. Wie schön mußte es werden! Und es wurde wunderschön. Wie gemütlich war für alle das Großmutterstüblein mit den feinen, alten Möbeln! Oft sprang Vater schnell hinauf, und die Kinder machten dort heimliche Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten, und das Jüngste durfte täglich alle Photographien der Großmama ansehen. Es ging ein Friedensgeist aus von dem Feierabendstüblein über das sonst so unruhige Pfarrhaus. Schon früh stand Großmutter auf, um bei den Morgenandachten anwesend zu sein. Wie strahlend kam sie die Treppe herunter! An jeden Arm hängte sich ein Enkelkind. Und gerne begleitete sie Vater auf seinen Gängen zu Gottesdiensten und Bibelstunden. Er hatte wohl kaum sonst so aufmerksame Zuhörer wie die geliebte Mutter. Kurz, Großmutter's Dasein war Freude für uns alle.

Doch nur kurz dauerte diese Freude. Großmutter wurde schwer krank. Furchtbar mußte sie leiden. Wie ein dumpfer Druck lag's auf uns allen. Es war so schwer, die Liebe leiden zu sehen. Und das Abschiednehmen tat so sehr weh.

Eines Tages wurden die älteren Kinder gerufen: Großmutter will mit uns allen das Heilige Abendmahl feiern. — Es war eine wundersam ernste Stunde, als Vater erst der sterbenden Großmutter und dann uns das Abendmahl reichete. —

Vater hat das letzte „Amen!“ gesagt. Ganz stille ist's geworden im Zimmer. Da sagt die Schwerkranke mühsam: „Singt mir noch einen Liedervers.“ Vater beugt sich über sie: „Was sollen wir singen?“

Da sprach sie — und es war wunderbar, als die Schwerleidende es sagte:

„Mein Herze geht in Sprüngen . . .“

Und dann sangen wir unter Tränen am Sterbebett den jubelnden Vers:

„Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud' und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ.
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist.“ —

*

Und noch einmal kam der harte Schnitter auf Gottes Geheiß ins Paradiesgärtlein. Diesmal schnitt er unser zartestes Blümlein, das Brüderlein.

Theodor.

Das Gartentor klingt. Ein fester Schritt nähert sich der Haustür. Ein Schlüssel dreht sich im Schloß. Unser Vater kommt nach Hause.

Im gleichen Augenblick geht oben eine Tür auf, eine kleine Gestalt mit roten Bäckchen und goldigem Harr springt hell jauchzend die Treppe herunter und fliegt dem Vater mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen entgegen. Das ist unser Kleiner Bruder Theodor.

Vater sitzt am Klavier, leicht und sicher gleiten die Hände über die Tasten, aber das glückliche Vaterauge ruht auf dem

kleinen Büblein, das sich zu der fröhlichen Melodie dreht. Zierlich bewegen sich die festen Beinchen, fröhlich winken die kleinen Arme, anmutig neigt und hebt sich das Köpfchen. Die Augen glänzen vor Wonne, und der kleine Mund jubelt in seligen Tönen. Das ist unser kleiner Bruder Theodor.

Das ist unser kleiner Bruder Theodor, der liebe Freudenquell, der helle Sonnenstrahl im Hause, den Gott unsern Eltern zu ganz besonderer Wonne geschenkt hatte.

Als ein zartes Blümlein war er am „Gebüsch“ aufgeblüht. Mit viel Sorgen und Mühen hütete die Mutter das kleine Pflänzchen, das so mancher Krankheitssturm zu vernichten drohte. Aber Gott ließ es gedeihen und völlig erblühen und gab seinem Wesen so viel Duft und feinen Glanz, daß es nur dazu geschaffen schien, andern Freude zu bringen: dem Vater in der vielen Arbeit Erholung und Erquickung durch seinen Jubel und seine Liebe, die es auch zu zeigen vermochte; der Mutter gab das kleine Brüderlein in inniger Anlehnung und Zärtlichkeit etwas von dem Dank, den wir andern Kinder wohl im Herzen fühlten, aber nicht im Mund und auch selten in der Tat zeigten. Den Geschwistern war es ein fröhlicher Kamerad, nach dem alle riefen, wo er sich zeigte. Aber auch den Fremdesten auf der Straße, im Kaufladen, in Vaters Wartezimmer tat dies freundliche Kind wohl, das für jeden einen sonnigen Blick hatte, der bewußt oder unbewußt allen ein Stücklein Paradieslicht gab.

Aber nur kurz währte dies Glück. Der große, unerforschliche Himmelsgärtner nahm die feine Blume und versetzte sie in seinen himmlischen Garten.

Das Entwurzeln tut wehe. Und bei unserm Theo war's ein herber Kampf, bis sich die Seele von dem kleinen Körper löste. Eine schwere Gehirnentzündung, die sich durch allerhand Vorboten angezeigt hatte, überfiel den Dreijährigen.

Unsäglich bitter war es für die Eltern, ihr geliebtes Kind so schwer leiden sehen zu müssen, daß es keinen Tropfen Wasser ohne große Not mehr schlucken konnte, daß sich ihm Händchen und Beinchen verkrampften und gelähmt wurden.

Unsäglich bitter war es für sie, daß nach einigen Krankheits-

tagen er völlig bewußtlos wurde, daß man kein einziges Wort, kein Lächeln, keinen klaren Blick mehr von ihm erhaschen konnte.

Unsäglich bitter war es für sie, daß man dem müden kleinen Kämpfer in nichts helfen oder ein klein wenig die Not lindern konnte.

Aber Gott, der in allem Erleben unserer Eltern ihnen die erste Macht war, schenkte es ihnen, daß sie bei aller Bitternis ruhig werden konnten, daß sie alle Bitterkeit und allen Jammer in seine Hände legen konnten und aus ihnen dafür Kraft und Trost nahmen. Ihr zartes Blümlein legten sie ruhig und vertrauend in Gottes Hand in dem festen Glauben, daß er keinen Fehler macht, für sich selber aber stand ihnen im Vordergrund die Bitte: „Herr, hilf uns, daß wir richtig stehen!“ Vater bat auch in Briefen seine Mutter und andere liebe Verwandte um ein Mitanstehen in diesem Gebet.

Und Gott schenkte es ihnen. Wohl wurde das Weh riesengroß, als in letzten, schweren Kämpfen der Herzensliebbling von dieser Erde losgerissen wurde, wohl stand das ganze fröhliche Haus in unbeschreiblich tiefer Trauer, als im stillen Zimmer inmitten von herrlichen Blumen die liebliche, kleine Menschenblume kalt und tot lag; wohl taten die Herzen unsagbar weh, als der kleine Sarg in die Erde versenkt wurde und der Abschied für immer hienieden kam.

Aber ebenso groß stand daneben die feste Zuversicht, daß der kleine Sieger nun ausruhen durfte am Herzen Gottes und fern aller Gefahr, Versuchung und Not in ewiger Freude lebte. Und bei dieser Zuversicht lebte auch das ernste Gefühl der Verantwortung für diese besondere Führung Gottes. Unser Vater drückte es in einem Brief an seine Mutter aus: „Mir ist's namentlich ein Anliegen, daß uns der volle Segen aus der Trübsal erwächst!“

Das schenkte ihnen der Herr, und auch wir Kinder nahmen ein Stück Ewigkeitsluft in unser Leben hinein, fühlten wir uns doch mit den Eltern und durch sie hinangezogen zu den lichten Höhen des himmlischen Reiches, in dem unser Bruder lebte, und mit dem er uns nun dort verknüpfte und verband.

Vater hat kurz nach Theoleins Tode in das Erinnerungsbuch eines der Geschwister einiges eingetragen, damit uns Geschwistern der Segen und der Eindruck jener Tage erhalten bleibe.

Vater schreibt da: „Der Heimgang unseres süßen, kleinen, sonnigen Theolein hat Eltern und Geschwisterlein viel Leid gebracht . . . Wir erfuhren in den Tagen jenes großen Leides viel Liebe und Teilnahme aus allen Kreisen unserer Gemeinde und unserer Stadt. Deinen Vater freute es am meisten, daß ein Trambahnschaffner ihn während der Fahrt auf einem elektrischen Wagen auf seine Trauer anredete und ihm tröstend zurief: „Sie gehen ja nur schlafen und bleiben bei den Schafen, die ewig unsers Jesu sind.“

Beerdigt wurde unser lieber Theodor am Mittwoch, dem 6. 4. Von auswärts kamen einige Verwandte. Am Morgen hatten wir im Lernzimmer im engsten Freundeskreise eine kleine Feier. Theos sterbliche Hülle lag wie im Schlaf, fast von Blumen und Kränzen bedeckt, in seinem Bettlein. Wir sangen aus dem Liede: „Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben, so büßt man sie nicht ein . . .“ Dein Vater sprach über das Wort (Lofung am Taufstage 13. Juni 1907) Psalm 125, 2: „Der Herr ist um sein Volk her . . .“ Das haben wir an unserm Theo reichlich erfahren.

1. Der Herr war um uns her, als dies Kind, nachdem es etwa ein Vierteljahr fröhlich aufgeblüht war, lange Zeit hindurch schwer leidend war, so daß wir alle dachten, wir müßten es dem Herrn opfern. Der Herr hat Kraft gegeben zum Ausdauern und geduldigen Pflegen, und hat den Kranken wieder genesen lassen, wir haben ihn neugeschenkt aus seiner Hand genommen.

2. Der Herr war um uns her in den letzten zwei Jahren, als er dem geliebten Kleinen nicht nur ein gesundes Körperlein, sondern auch einen so fröhlichen Geist geschenkt hat, daß er unserm ganzen Hause ein Sonnenschein wurde und uns unbeschreiblich viel Glück und Freude gebracht hat. Er wurde uns ein rechter Theodor, eine Gottesgabe, die uns täglich froh machte, ein Prediger von der rechten Kinderfreude, die an allem sich

freuen kann in rechtem Kindersinn. Ihm war alles Freude, das Brüderlein, die Vögelein, die Blumen am Wege u. a.; fast immer leuchteten seine Augen in fröhlichem Glanze.

3. Der Herr war auch um uns her in den Tagen des schweren Leidens, in den bangen letzten zwei Wochen. Er war um uns — richtend in seiner heiligen Gerechtigkeit, tröstend mit dem Evangelium von der Vergebung der Sünden in seinem Blute, erquickend bei dem Abschied von dem geliebten Kinde.

4. Der Herr ist auch heute um uns her. Er gibt uns den rechten Blick für die wahren Realitäten. Er sagt uns, daß unser Kind nicht gestorben ist, sondern lebt in seiner, des Herrn Gemeinschaft, daß nun gilt, was Philemon 15 steht, daß unser Kind in das wahrhaftige Leben eingegangen ist, wie ein lieber Freund schrieb. Er zeigt uns, wie unser Kind bleibt in seiner Gemeinde, nur aus der streitenden in die triumphierende Schar versetzt; die ist aber nicht getrennt, sondern ist eins in Christo. Da ist's nun vereinigt mit all denen aus unseren Familien, welche im Glauben vorangegangen sind. Wir spüren in dieser Stunde die Gemeinschaft mit der oberen Schar.

Wir nehmen von seiner Hülle Abschied mit dem Wort, mit dem gestern ein schlichter Mann aus dem Volk mich trösten wollte: „Sie gehen ja nur schlafen und bleiben bei den Schafen, die ewig unsers Jesu sind.“ Ja, der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit! Amen!

Auf dem Friedhof war wiederum eine kleine Schar von Freunden versammelt. Dein Vater sprach über Luk. 24, 5: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?“ In der Nacht, die auf den Sonntag Quasimodogeniti („als die eben geborenen Kindlein“) folgte, ist unser Theo zum Leben eingegangen; das wurde sein Geburtstag zum ewigen Leben. Das sagt uns die Osterbotschaft an seinem Grabe. — Es läge ja so nahe, den Lebendigen bei den Toten zu suchen. Wie vieles legen wir doch heute hier ins Grab! Aus der Geschwister Kreis ist ein liebliches Zweiglein ausgebrochen. Der süße Mund spricht keine Liebesworte mehr und singt nicht mehr, wie der kleine Musikfreund so oft und gern getan. Die Füßlein trippeln nicht mehr fröhlich

daher; die Augen, die hellen, leuchten nicht mehr in seligem Kinderglück. Alles ist ins Grab gesunken, — ein schwerer, unsagbarer Schmerz. — Aber es ist Osterzeit: Christ ist erstanden, der Sieger, der Held, der aus Leiden herrlich gemachte Gottessohn. Und seine Lebensgaben teilt er den Seinen mit, auch unserm Theodor. Er ist durch ihn erlöst von allem Leiden, er ist bei einem Meister, von dem er ganz verstanden ist, der keine Fehler an ihm macht. Ihm wird und kann nichts mangeln; er wird von ihm gepflanzt zu völliger, ganzer Entwicklung und zu fröhlichem Wachstum.

So wollen wir denn auch diesen Lebendigen bei dem Herrn suchen, und auch das, was wir hier bergen im Staube, ist nicht verloren, sondern Saat zum Tage der Auferstehung. Uns aber soll der liebe Sohn eine rechte Gottesgabe werden, die uns zieht zur ewigen Liebe und zum ewigen Leben! Amen!“

„. . . Führ' uns ins Leben aus dem Tod.“

„Unser Leben, das wir haben aus Gott, kann der Tod nicht antasten. Das Sterben ist für uns nichts anderes als ein Hinübergehen aus einem Raume des großen Vaterhauses in einen anderen lichterem und schöneren. Aus dem Vaterhause bringt uns der Tod nicht hinaus. Und unser Leib soll auferstehen in neuer, von allem Staube der Sünde gereinigter Klarheit. Und beim Herrn sollen wir sein, so nah und ungestört, daß sich seine Klarheit in uns widerspiegeln kann.“ (Pfr. Busch im „Sonntagsgruß“ für Frankfurt a. M., November 1920.)

Eine unserer Schwestern erzählte: Es war auf unserer lieben schwäbischen Alb. Der Abend senkte sich langsam hernieder. Tiefer sank die Sonne. Vater wanderte mit mir vom Hohen-Neuffen heimwärts. Und als wir auf dem Feldweg zu dem kleinen Hügel kamen, da verlassen ein Bäumlein steht, wandte sich Vater um. Ich hatte das Gefühl: er will Abschied nehmen, Abschied nun von der herrlichen, trostigen Burg dort und all der Schönheit ringsum. Und als er zurückschaute, geschah das, was ich nie vergessen werde, auch niemals beschreiben kann. Es war, als ob Gott eine Tür öffne und uns hineinschauen lasse in seine himmlische Herrlichkeit. Golden waren mit einem Male die Felder, die Wälder, die Wiesen und die Bäume. Der Himmel war wie ein goldenes Meer, und der Neuffen dort auf dem Berge war wie die himmlische Stadt mit goldenen Gassen.

Vaters Angesicht schaute wie verklärt in die Herrlichkeit.

Als er sich wieder nach mir umwandte, schloß Gott seine Tür zu. Dämmerig ward es in den Feldern, schwarz und schweigend stand der Wald. Still wanderten wir weiter. Und dann hörte ich, wie Vater vor sich hin sagte:

„Welch' hohe Luft, welch' heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!“

Vater kam von Essen zurück, wo er einen Vortrag gehalten hatte. Noch in Hut und Mantel, ging er zum Klavier und spielte und sang:

„Ein Tag, der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne;
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit!“

„Das haben wir im Hause meines Essener Gastgebers so herrlich gesungen,“ sagte er aufstehend. Und wir empfanden, wie tief ihn dieser Vers berührt hatte.

*

Im letzten Jahre*) fühlte sich Vater oft nicht recht wohl. Er hatte viel mit Atemnot zu kämpfen und erlitt sogar einen leichten Schlaganfall, daß er nur schlecht schreiben konnte und die rechte Hand fast gelähmt war. Aber er machte darum keinen Augenblick Pause in seiner Arbeit. Seine Briefe diktierte er seinen Kindern. Bald wurde auch die gelähmte Hand wieder stärker, so daß er wenigstens den Morgenchoral auf dem Klavier begleiten konnte in gewohnter, herrlicher Klangfülle. Doch sprach er in jener Zeit öfters von seinem Sterben. Wir alle hörten es nicht, denn unser Herz war weit entfernt, zu glauben, daß so etwas Schweres in unser Glück hereinbrechen könnte.

Einmal kam er in jenen Tagen so sehr müde zu Tisch: „Ich habe diesen Morgen sieben Besuche in meiner Gemeinde gemacht. Die Leute wohnten meist so sehr hoch oben.“ Und ganz wehmütig fügte er hinzu: „Wie leicht habe ich früher so etwas bewältigt, und nun — — —“

Der letzte Sonntag in Frankfurt mit seinen mancherlei Aufgaben fiel ihm besonders schwer. „Ich bin nur noch ein Scherben,“ sagte er nach dem gesegneten Gottesdienst zum Küster. Am Nachmittag kam er nach einer Taufe eben herein und setzte sich an Mutters Bett, die krank lag. Diese hatte, als die Taufe

*) 1921. Er war damals 53 Jahre alt.

angemeldet wurde, von der Frau gehört, sie wohnte so hoch oben, und es sei eine sehr steile Treppe, so daß sie nicht wage, das Kind herunterzutragen. Daher mußte Vater in jener Wohnung taufen. Müde saß er neben Mutters Bett. „Nun, wie ging's denn mit der steilen Treppe?“ fragte Mutter. Da leuchteten seine Augen, und ganz glücklich dankbar sagte er nur: „Hast du an mich gedacht?!“ —

Am Abend reiste er ab nach Stuttgart. In der Bahn setzte sich ein Kellner zu ihm, der eine christliche Konferenz besucht hatte und innerlich angefaßt war. Lange sprachen sie miteinander. Dann sagte Vater: „Jetzt muß ich ein wenig schlafen. Ich bin so müde.“ Aber schon bald raffte er sich wieder auf: „Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen!“ Und dann widmete er sich ganz dem Manne, für den diese Nachtfahrt eine Entscheidung für sein Leben wurde. —

Am Montag früh fuhr er nach seiner geliebten schwäbischen Alb, in Urach abgeholt von einem Wagen. Hinauf ging's nun die so oft gegangene Straße nach dem lieben Hülben. Dort leitete er in großer Frische die Kirchweihmontagstunde in der Kirche, zu der viele Gemeinschaftsleute von fern und nah herbeigekommen waren. Bruder Andreas Klein erzählte von dieser Stunde nachher: „Ich habe immer den Pfarrer Busch ansehen müssen, als er sprach, und dachte: „Du wächst aber.“ Nach der bestehenden Sitte wurde in der Kirchweihstunde ein biblischer Abschnitt zum Auswendiglernen aufgegeben. Vater wählte dazu den 62. Psalm: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Am späten Nachmittag nahm Vater Abschied von Hülben, seiner zweiten Heimat. Er sollte dies liebliche Fleckchen Erde nie wieder sehen. Zu Fuß ging's wieder nach Urach. Von dort wollte er nach Meßingen fahren zu einer achttägigen Evangelisation. Der Weg wurde ihm furchtbar schwer. Immer wieder mußte er sich an den Wegrand setzen in großer Atemnot. Ein Begleiter sagte schließlich: „Jetzt gehe ich nach Meßingen und sage, Sie seien krank geworden, Sie könnten die Vorträge nicht halten.“ Da erwiderte er: „Wo ist denn Ihr Glaube? Man fängt doch nicht mit Ausfallenlassen an!“ Und wirklich konnte

er in Mezingen in der vollen Kirche ganz frisch sprechen. Jeden Nachmittag hielt er eine Bibelstunde, abends seine großen Vorträge vor einer großen Menge. Doch seine Schwachheit nahm zu. Ein Begleiter hörte ihn eines Abends, als er die Kanzeltreppe hinaufstieg und die Gemeinde noch sang, laut sagen: „Herr, erbarme dich!“ Am nächsten Abend konnte er nicht mehr auf die Kanzel. Da blieb er vorn am Altar stehen und sprach von da aus. Dann wurde ihm auch der Weg zur Kirche zu viel. Da fuhren sie den Schwerkranken im Fahrstuhl zur Kirche. Wenn er aber am Altar stand, dann war's, als komme die Kraft Gottes über ihn, und er zeugte mit großer Freudigkeit vom Weg zum ewigen Leben. Wir zu Hause ahnten nicht, wie schlimm es um ihn stand. Wohl schrieb er uns, er fühle sich nicht recht wohl. Und an eine Schwester, die auswärts war: „. . . Mir geht's körperlich nicht berührt. Habe so viel Asthma. Aber die Arbeit läuft wunderschön . . . Ich bin von viel Liebe umgeben. Es ist mir Bedürfnis, Dir zu sagen, daß ich an Dich denke . . .“ Und Mutter schrieb daraufhin einmal an ihn: „. . . Ich konnte gar nicht einschlafen vor Sorge um Dich . . . die Welt hat so eine Leere, wenn Du nicht da bist . . . Wie schrecklich muß es erst bei Witwen sein . . .“ — Sie ahnte nicht, daß zehn Tage später dies Schreckliche über sie kommen sollte.

Es kam der letzte Sonntag in Mezingen. Fünffmal sprach Vater noch an dem Tage. Dann war seine Kraft zu Ende.

Am Montag erwartete man seine Rückkehr in Frankfurt. Er kam nicht. Statt dessen erhielt Mutter eine Depesche von ihrem Bruder: „Hole deinen Mann ab!“ —

Wie groß war Vaters Freude, als Mutter kam. Sie wollte noch in der Nacht mit ihm zurückfahren. Aber er wehrte ab: „Ich bin so krank. Ich kann nicht fahren.“ Da blieben sie die Nacht in dem lieben gastlichen Pfarrhause und genossen die Liebe, die ihnen von allen Seiten entgegengebracht wurde. Am Morgen packte Vater noch selbst seinen Koffer mit gewohnter Pünktlichkeit. Dann ging's ans Abschiednehmen. Ein Gemeinchaftsmann fuhr Vater zur Bahn; der Pfarrer und der Stadtschultheiß fuhren noch einige Stationen weit mit. Unterwegs erzählte der

Stadtschultheiß von Waters Vorträgen: „Das waren reiche, gesegnete Tage. Ich kenne ja meine Metzinger. Wundern mußte ich mich über viele, die zur Kirche kamen zu Ihres Mannes Vorträgen.“ Während er erzählte, saß Vater still dabei.

Im Frankfurter D-Zug hatten sie noch ein besonderes Erlebnis. Als sie einstiegen, saß im Abteil eine französische Familie. Vater war auf die Franzosen nicht gut zu sprechen. Er hat es nicht verwinden können, daß sie mit ihren englischen Genossen im Kriege die Arbeit der Mission verwüstet hatten. Da erschrak Mutter, als sie die Ausländer sah und dachte, es werde Vater sehr unangenehm sein, mit Franzosen zu reisen. Aber er stieg ruhig ein. Und dann half er ihnen in mancherlei Dingen, als er merkte, daß sie kein Wort Deutsch konnten. Sie wollten Mineralwasser kaufen und Postkarten; sie hatten mit den Fahrkarten Schwierigkeiten. Da konnte Vater Dolmetscher sein und den Vermittler spielen. Es war unserer Mutter ganz besonders groß, daß Vater seine Liebe sogar diesen Feinden schenken konnte.

Sie kamen in Frankfurt an. Ein Arzt sah Vater auf dem Bahnsteig. Am nächsten Tage erkundigte er sich, wie es gehe. Er habe als Arzt wohl gemerkt, wie krank Vater sei. Die Laien aber merkten ihm nichts an. An der Sperre standen unsere jüngeren Geschwister und begrüßten Vater mit großer Freude. Mutter sagte: „Jetzt gehen wir zur Elektrischen.“ „Nein,“ schrie freudig der kleine Sohn, „wir haben schon einen Wagen: Brüderkasse!“ Diese Tat seines Sohnes freute Vater innig. Er wußte, daß diese „Kasse“ immer sehr mager war. Daß sie nun mit Freuden für den geliebten Vater geleert wurde, tat ihm besonders wohl. — Alles freute sich, daß er heim kam. Unser lieber Herr Hieronymus, der Küster, sagte ganz erleichtert: „Nun sind Sie doch wieder da!“ Und jeder meinte, nun sei alles gut. Keiner dachte ans Sterben. Nur er wußte, wie es stand. In der jubelnden Freude merkte niemand, daß er kaum etwas aß. Mit furchtbarer Anstrengung nur konnte er die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer. „Nun mußt du nur einmal richtig ausruhen, dann wirst du bald wieder gesund,“ hieß es. Aber er hatte noch keine Ruhe. Sein Notizkalender war ja voll geschrieben mit

Verpflichtungen mancherlei Art. Da mußte abgeschrieben, dort für Vertretung gesorgt werden. Bis alles geregelt war, wurde es Abend. Das war am Dienstag. Und dann schenkte ihm Gott noch fünf Tage, in denen er sich zur Heimfahrt fertig machte.

Pfarrer Lic. Greiner sagte in der Gedächtnisrede: „Es ist genau ein Jahr her, daß wir miteinander von unserm Sterben sprachen. Aus jenem ersten Gespräch ist mir neben manchem andern namentlich das noch deutlich in Erinnerung, daß der liebe Bruder drei Dinge für sein Ende von Gott sich wünschte: daß er mitten in der vollen Arbeit sterben dürfe, daß er aber nicht plötzlich abgerufen werde, sondern noch eine Zeit der Zubereitung empfangen, und daß er bei vollem Bewußtsein in die Ewigkeit hinübergehen dürfe. Des treuen Gottes Gnade hat seinem Knecht auch die Erfüllung dieser Wünsche gewährt und ihm das Ende gegeben, das er erwartete. Mitten in der ihm teuersten Arbeit hat ihn Gottes Ruf ereilt. Eine Woche der Vorbereitung auf den Tod war ihm noch vergönnt, Tage voll Not, aber auch voll Herrlichkeit, voll Kampf, aber auch voll Sieg, voll Tränen, aber auch voll Loben und Danken, Tage, die ihn mit den Seinen noch einmal aufs innigste verbanden, und von denen sie sagen konnten, daß es selige Tage gewesen seien. Und klar im Geiste bis zum Ende, hellen Auges dem Tod und dem, der mächtiger ist als der Tod, entgegensehend, durfte er seine Seele aushauchen in den Armen der Frau, die er liebgehabt . . .“

Am Mittwoch morgen kam der Arzt. Der erschrak. „Das ist ja eine große Herzschwäche. Es ist sehr, sehr ernst.“ Als er gegangen war, sagte Mutter: „Ich bin dem Manne mein Leben lang dankbar, daß er mir die Augen öffnete.“ Vater war glücklich, daß Mutter nun auch so stand wie er und diese letzten Tage ansah als ein ganz besonderes Geschenk zum Abschiednehmen. Als ich, von auswärts kommend, am Donnerstag fröhlich ins Krankenzimmer trat: „Nun, wie geht es, Vater?“, da faßte er Mutters Hand: „Wir beide rüsten uns zum Abschied.“ Nur eines war, das ihm das Sterben sehr schwer machte: der Abschied von den Seinen. Das war wie ein dunkler Schatten, der sich über seine Sterbensfreundigkeit legen wollte. Als sein Amtsbruder ein-

mal das Krankenzimmer verließ, da rief er ihm nach: „Tentatio*) lieber Bruder, Tentatio!“ Schon im Sommer hatte er einmal seinen jüngsten Sohn zu sich gerufen: „Küsse mich! Wenn ich dich nur noch großziehen darf!“ Und nun war die Abschiedsstunde da und war so schmerzvoll.

In der Nacht wachte mein Bruder bei Vater. Liebevoll sprach er mit ihm über seine Berufswahl. Und dann bat er ihn: „Ihr müßt die Mutter auf Händen tragen. Sie kann's fast nicht durchmachen.“ Darauf sagte er den 46. Psalm: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänten. Wenn gleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.“ Und dann mit besonderer Betonung: „. . . Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie fest bleiben; Gott hilft ihr früh am Morgen.“

Das war ihm ein großes Anliegen, daß wir nicht in Schmerz versinken sollten. Zu Mutter sagte er einmal: „Eins fehlt dir: du bist nicht dankbar.“ „Wie kann ich danken, wenn mir der Mann stirbt?“ erwiderte Mutter. Da meinte er: „Gott macht keine Fehler. Du kannst dich doch mit mir freuen, du darfst doch nicht trauern wie die, die keine Hoffnung haben. Erhalte den Kindern eine fröhliche Heimat!“

So hat er sich durch diese Tentatio durchringen müssen. Und Gott kam ihm entgegen. Es war am Samstag abend. Draußen läuteten die Glocken den Sonntag ein. Da sagte er: „Wie ist es jetzt so still geworden. Es ist wie ein Abendleuchten. Gott hat mir alles aus meinem Herzen genommen, alle Sünde, allen Zweifel, alle Verzagtheit, alle Sorge um euch, er hat mir nur seinen Frieden geschenkt.“ Und dieser Friede war „wie ein Wasserstrom“ (Jes. 48, 8). Er gründete sich auf die tiefste Christenerfahrung: die Erfahrung der G n a d e

*) Tentatio (lateinisch): Anfechtung.

Gott es. An sich selbst sah Vater nur Fehler. Aber über dem stand ihm ganz groß und leuchtend die Gnade. „Das ist doch das größte Wort in der Bibel: „Der dir alle deine Sünde vergibt.“ So sagte er einmal. Und ein andermal zu seinem Amtsbruder: „An mir und meinem Leben ist nichts als Sünde, aber Gottes vergebende Gnade in Christo hat mich ganz rein gemacht, und darum bin ich getrost.“*)

„Was hat Gott an mir getan,“ rief er einmal aus, „daß er mich aus der Welt herausgenommen hat!“ Den tiefsten Eindruck von seiner überströmenden Freude an der erfahrenen Gnade Gottes bekamen wir eines Abends, als wir uns wieder zur Abendandacht an seinem Bett versammelt hatten. „Was sollen wir singen?“ fragte eins von uns. Im Blick auf den Schwerleidenden dachte ein jeder an Verse aus der Abteilung: „Kreuz- und Trostlieder“. Er aber schlug vor und sang mit uns:

„O, daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund!
So stimm' ich damit in die Wette
Vom allertiefsten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir getan!“

So war er seines Heiles und seines Heilandes ganz gewiß. Immer wieder von neuem sprach er davon:

„Ich möchte gerne selig sein,
Und weiß auch, wie ich's mach'.“

Einmal leuchteten die müden Augen auf: „Jetzt will ich euch auch etwas ganz Schönes sagen: Der Heiland steht schon vor der Thür.“

Im Halbschlummer sagte er einst öfters: „Das stärke und bewahre meine Seele im wahren Glauben zum ewigen Leben.“ Weil dies Wort bei der Austeilung des Heiligen Abendmahles

*) Hierzu sagt Lic. Greiner in seiner Gedächtnispredigt: „Das ist das Bekenntnis wahrhaft evangelischen Christenstandes: „Sünder, und doch in Gnaden,“ wie Luther sagte, oder nach P. Gerhardt: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'; was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.“

gesprochen wird, dachte Mutter, er müsse noch im Geist amtieren, und sagte zu ihm: „Ich muß immer für dich beten:

„Laß dein' Allgegenwart
Mich wie die Luft umgeben!“

Da erwiderte er: „Nicht nur seine Allgegenwart, sondern auch seine große Liebe und Vater treue.“

Diese frohe Gewißheit ließ ihn stark und fröhlich sterben: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir.“ Darum konnte er auf alles andere verzichten. Als ihm der Arzt durch Morphinum Erleichterung verschaffen wollte, lehnte er ab. Ebenso den Champagner, den man ihm reichte: „Ich will nicht im Rausch in die Ewigkeit kommen.“ Er trug die ganze Last seiner schweren Krankheit und war bis zum letzten Atemzuge klar bei Bewußtsein.

Aber er hatte andere Stärkung: Gottes Wort. Die herrlichsten Bibelsprüche lagen klar vor seiner Seele. Und auch aus dem Schatz der Lieder holte er sich immer wieder etwas hervor und sagte es sich selbst her. So das Lied von seinem lieben Hiller:*)

Tod, mein Hüttlein kannst du brechen,
Das ein Werk von Leimen ist;
Aber du hast nichts zu rächen,
Meine Schulden sind gebüßt;
Ja, gebüßt, doch nicht von mir,
Nein, der Mittler starb dafür.

Ja, er ist auch auferstanden,
Mir auch zur Gerechtigkeit.
Unter Christi Blutsverwandten
Ist mir eine Stell' bereit't.
Jesus ging mit Blut hinein,
Wo auch ich soll lebend sein.

Dies ist meiner Seele Anker,
Der hält meinen Glauben fest,
Wenn mein Leib schon als ein Kranker
Sich der Fäulnis überläßt,

*) Württembergischer Pfarrer und Liederdichter, geb. 1699, gest. 1769.

Jesus lebt, so leb' auch ich,
 Und mein Herr verkläret mich.
 Wirk' es, o du Geist des Glaubens,
 Daß ich nützig sterben kann.
 Die Verheißungen erlauben's
 Die der Heiland uns getan.
 Wer gerecht ist, stirbt nicht mehr,
 Denn durch Christum lebet er.
 Steh' mir in den Todesstunden,
 Jesu, treuer Mittler, bei,
 Daß mein End' auf deine Wunden
 Mehr ein Schlaf als Sterben sei.
 Gib mir dort ein weißes Kleid,
 Welches ist Gerechtigkeit.

*

Die letzte Nacht war für den Leidenden besonders schwer. Aber die selige Ewigkeit leuchtete so hell herein, daß diese Herrlichkeit unbeschreiblich war. Gegen Morgen schlummerte er ein. Doch bald quälte ihn der furchtbare Husten wieder. Mutter beugte sich über ihn: „Ich dachte, du dürftest heimgehen, und nun heißt's: „Soll ich aber länger bleiben
 Auf dem ungestümen Meer . . .“

Da richtete sich Vater auf: „Meinst du, das Heimgehen sei so nah? Das wäre aber schön! Das wäre schön! Das wäre schön! — Sind wir allein, dann wollen wir zuerst noch miteinander beten. **U b e r d a n k e n !**“

Dann nahm er Abschied. An alle Bekannte und Freunde trug er Grüße auf. Es war, als zögen alle noch einmal an seinem Geist vorbei: Seine Freunde, seine Amtsbrüder, seine Konfirmanden, alle die, die ihm in den Gemeinschaften hin und her lieb geworden waren, die Verwandten und Kinder: „Sag's ihnen allen, sie sollen sich auch ganz befehren, — nicht erst auf dem Sterbebette!“ — „Sag's doch allen, wie glücklich und selig mich der Heiland im Leben und Sterben gemacht hat!“

Indem kamen einige meiner Geschwister ins Zimmer. Während er sie noch freundlich grüßte, war es auf einmal, als ströme alles Blut in das blasse Gesicht. Mutter hielt ihn in den Armen.

Da kam des Todes bittere Not. Mutter aber rief laut: „Hier hat der Tod keine Macht; hier hat der Heiland überwunden! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Siegel?“

Da hatte sein Herz den letzten Schlag getan. „Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“ (Psalm 17, 15.)

Wir empfanden alle, was Mutter in jenen Tagen schrieb: „Das Sterben meines Mannes war so selig, daß ich noch nicht trauern kann. Es ist mir noch, als stehe ich an der offenen Himmelstür und genieße mit: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz kommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben . . .“ (Kor. 2, 9.)

Als ich am nächsten Tage zum erstenmal als der älteste Sohn an des Vaters Stelle die Morgenandacht hielt, fand sich als Losungsspruch des Tages das Wort Jesu: „Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch.“ Da stand der Herr hell vor unsern Augen.

*

Es ist am Abend des Sterbetages. Die weite Lukaskirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt von einer großen, traurigen Gemeinde. Wie auf eine stille Verabredung hin haben sie sich hier zusammengefunden. Und der Pfarrer auf der Kanzel hat verstanden, was sie alle fühlen, als er die Worte liest, die Elisa dem scheidenden Elia nachruft: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!“ (2. Kön. 2, 12.) Es ist etwas ganz Großes und Heiliges um die Liebe der Gemeinde zu ihrem Pfarrer.

*

Die Liebe der Gemeinde bedeckte die schlafende Hülle mit einer Fülle von Blumen. Gar nicht traurig sah es aus, viel eher festlich: Der offene Sarg inmitten all der herrlichen Blumen. Und so war es auch recht für den, der so triumphierend in die Ewigkeit ging. Zwei Tage lang stand die Haustür offen, und viele, viele kamen herein, standen an dem Sarge und gingen still

wieder fort. Manchmal aber stimmte einer ein Lied an von der
Christenhoffnung:

„Laß mich gehen,
Daß ich Jesum möge sehen . . .“

Oder auch ein Lied voll herrlicher Freude:

„Gloria sei dir gesungen
Mit Menschen- und mit Engelzungen,
Mit Harfen und mit Zymbeln schön!
Von zwölf Perlen sind die Tore
An deiner Stadt, wir steh'n im Chore
Der Engel hoch um deinen Thron.
Kein Aug' hat je gespürt,
Kein Ohr hat je gehört
Solche Freude.
Des singen wir und jauchzen dir
Das Halleluja für und für.“

„So werden Könige und Pfarrer begraben.“*)

„So werden Könige und Pfarrer begraben.“

Auf den von der Nacht her noch regenfeuchten Straßen Sachsenhausens eilen die Menschen am Morgen des trüben dritten Novembertages zur Lukaskirche. Sie steht aus wie immer mit ihrem trostigen Turm und ihren festen Mauern. Und doch steht sie anders aus. Die Menschen in den schwarzen Kleidern schauen aus anderen Augen. Die Trauer um den verehrten Mann, den man heute zu seiner letzten Ruhstätte bringen will, läßt alles viel düsterer und schwarz umflort erscheinen. Sie kennen sich nicht, die vielen, die aus allen Stadtteilen herbeikommen. Aber sie sind alle gleich gestimmt, und jeder Schlag der einen Glocke vom Turm weckt in allen denselben Widerhall. Trauer. Nicht alle, die hinein wollen ins Gotteshaus zur Feier, können ihr Vorhaben ausführen. Um 10 Uhr soll's beginnen. Eine Stunde vorher ist schon kein Platz zum Sitzen, in einer weiteren halben Stunde keiner mehr zum Stehen zu haben. So warten sie draußen vor den Türen geduldig, um dem Verbliebenen nachher die letzte Ehre zu erweisen.

*

Die großen, herrlichen Steinhausen-Bilder schauen auf einen Sarg herab. Inmitten des Altarraumes ist er aufgebahrt. Zwei flackernde Kerzen beleuchten ihn fahl. Die Blumen liegen still am Boden und sprechen von der Trauer derer, die sie gesandt. Die Kirchenhalle ist voll Menschen. Dicht an dicht sitzen und stehen und warten sie, schweigend und ernst. Wie rasch, wie unerwartet ist es gekommen! Kaum zu fassen! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Memento mori! Wir hören deine

*) Dieser Abschnitt, der aus der Feder von Pfr. Probst-Frankfurt stammt, ist entnommen dem „Sonntagsgruß“, Jahrg. 27, Nr. 46, vom 15. Nov. 1921.

letzte Predigt, lieber Toter, auch wenn sie ohne Worte geschieht. Wir hören und fühlen, wie ernst und wahr sie ist.

*

Die wundervolle Orgel setzt ein. Es war wohl Reger, dessen Gedanken sie auf den Schwingen der Töne ins Ohr und Herz sandte. „Was mein Gott will, gescheh' allzeit — sein Will, der ist der beste.“ Manches Haupt senkt sich nachdenklich. Das ist wahr, aber schwer für Menschen. — Die Versammlung beginnt zu singen. Kein Trauerlied. Ein Glaubenslied:

„Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält.“

Also zwei Wirklichkeiten sollen sprechen. Der Tod und der Christenglaube. Und der Mann auf der Kanzel bestätigt es mit seinen liturgischen Worten voll Kraft und Sieg. Der Tod ist überwunden. Das Leben ist unser. Mag der Chor auch singen: „Ach, wie ist Sterben doch so schwer“ — Wir wollen uns fügen: Wie Gott will — drum still. Und stille sind sie alle — alle. Die Kirche ist trotz der vielen Anwesenden still, wie wenn niemand da wäre. Das kommt, weil zwei Majestäten durch die Reihen gehen: Der Tod und der Herr Christus.

*

Sein Amtsbruder hält ihm die Gedächtnisrede: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Des Verstorbenen Bild wird ins Gedächtnis geprägt, selbstlos, ungeschminkt, einfach und klar. Von ihm wird gesprochen. Das ist wahr. Eigentlich nur von ihm. Aber wie eigenartig. Bei jedem Wort hat man den Eindruck, als ob hinter ihm immer von dem gesprochen wurde, der ihn zu dem machte, was er geworden ist. Kein Auge weint. Die Worte waren nicht an die bewegliche Seele gerichtet, sondern an den unvergänglichen Geist aus Gott in uns. Uns ist es, als ob Zeit wäre wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit.

*

Die Feier ist aus. Die eine Glocke vom Turm läutet immer noch. Sie tut recht daran. Die Botschaft des Evangeliums, die es mit Tod und Leben zu tun hat, sollte immer verkündet werden. Läute nur zu, du Einsame dort oben! Dein toter Befehlshaber hier unten im Sarg hat auch nicht geschwiegen, so lange er reden konnte. Die Leute stellen sich unterdessen auf. Es wird ein endloser Zug. Voran das Kreuz. Das war in des Verstorbenen ganzem Leben so. Dann die Kinder mit den vielen, vielen Blumen. Das hätte er sicher mit besonderer Freude gesehen, denn seine Kinder waren die Blumen in seinem Leben. Die Vereinsfahnen wehen umflort im Winde. Die Posaunen blasen wieder und wieder: „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“ Die Pfarrer schreiten vor dem Totenwagen in ihren feierlichen Amtskleidern einher. Der Wagen folgt mit der kostbaren Hülle im Sarge. Und hinter dem Wagen kommt die Schar der Trauernden aus Familie, Gemeinde und Stadt. Und an den Rändern der Straßen stehen die Menschen, Reihe an Reihe, Männer, Frauen und Kinder. Das sind wohl die Sachsenhäuser, deren Seelsorger der Tote war. Sie wollen ihn noch einmal grüßen auf den Straßen, die er um ihretwillen so oft entlang gewandert ist. Ein Volk ist's, das ihn nochmals grüßt. „So werden nur Könige und Pfarrer begraben,“ sagte Stöcker einmal.

*

Wir sind auf dem Sachsenhäuser Friedhof. Das letzte Stück Wegs bis zum Grab liegt hinter uns. Buschs letzte Ruhestätte. Der Sarg versinkt. Ein paar lose Blätter von den Bäumen sinken mit hinunter. Es will uns erschüttern. Der Schmerz greift ans Herz. Das ist menschlich. Aber wir richten das innere Auge zum Auferstandenen. Wir schauen über die Gräber in die ewige Welt hinein. So bleiben wir alle stark. Einer nach dem andern steigt auf den Sandhügel und spricht warme Worte. Die Vertreter der Kirche, der Gemeinde, der Inneren Mission, der Gemeinschaften, der Konfirmanden und Freunde rufen ihm einen heißen Dank ins Grab hinein. Die Kränze häufen sich zu Bergen.

*

Am andern Tag ist alles menschenleer. Das Grab ist zu. Die Erde deckt Pfarrer Busch. Die Kränze liegen verdorrt und verregnet auf der nassen Erde. Eine verwaiste Familie beginnt in der hereinbrechenden Inflationszeit einen bitteren Kampf um die bloße Existenz. Ist das alles, was von ihm übrig ist? . . . Alles vergeht.

Auf einmal stehe ich im Geist wieder in der Kirche und höre die Stimme des Redners: Eines bleibt, das hat auch Busch oft gesagt:

„Jesus Christus, gestern und heute
Und derselbe auch in Ewigkeit.“

Schluß.

Als ich den Schreibtisch des Heimgegangenen ordnete, fiel mir das Tagebuch in die Hand, in dem er kurz seine Vorträge und Predigten einzuschreiben pflegte. Das schloß ab mit dem Wort „Ewig bei Gott.“ So hatte das Thema seines letzten Vortrages gelautet. „Ewig bei Gott,“ so schloß sein Tagebuch ab. „Ewig bei Gott,“ damit schloß seine Arbeit auf dieser Erde ab. „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!“ —

*

ERNST SCHREINER

Wenn das Herz spricht

Sechs Novellen

mit farbigem Schutzumschlag

Leinen 176 Seiten 2.50 Reichsmark

Diese Novellen sind mehr als nur Erzählungen, sie sind lebendige, zeitnahe Verkündigung evangelischen Glaubensgutes. Das macht sie besonders wertvoll. Vom christlichen Geist durchweht, vermögen sie Antwort zu geben auf Fragen unserer Zeit. Sie können christlichen Glauben stärkend und christliches Leben fördernd wirken. In unaufdringlichem und doch bestimmtem Ton werden Fragen des Menschenherzens geklärt.

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT, ELSHORN

DORA HASSELBLATT

Die Gottesfänger

Drei Erzählungen aus dem Leben der
großen deutschen Tonkünstler

Schütz ♦ Händel ♦ J. S. Bach

128 Seiten Ganzleinen 2.25 Reichsmark

Alle innere Größe steht hoch über allem äußeren Tand von Menschenehre und Menschengunst. Wahre gottgeschenkte Kunst bindet an Gott; ihre Werke sind wie die des Leipziger Thomaskantors Gebete zum Allerhöchsten. Der Weg zu lichter Höhe führt durch das dunkle Tal des Opfers: es gibt auch in der Musik ein „für Gott Leiden und Sterben“.

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT • ELSHORN

HEINRICH NORDEN

Als „Urwalddoktor“ in Kamerun

Erlebnisse und Betrachtungen

336 Seiten

Ganzleinen 2,40 RM Broschiert RM 2,—

Im „Urwalddoktor“ erzählt Norden seine Erlebnisse in Kamerun in bewegter und lebendiger Darstellung. Er macht uns näher bekannt mit den Problemen, die von Hans Grimm und Albert Schweitzer aufgeworfen wurden. Afrika und Mission, Kolonialpolitik, Medizin und Rasse, das alles umfassen die Berichte des Buches, das unter dem Leitwort steht: „Afrika stirbt und möchte leben! Deutschland, kehre wieder!“

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT, ELSHORN

